Entwicklungsgeschichte

der

schweizerischen Eidgenossenschaft

für

Schule und Volk.

Nach verschiedenen Geschichtswerken gemeinfaßlich erzählt

von

J. Oswald Schön,
Lehrer.

Zürich, 1860.
Kommissionsverlag von S. Höhr.

Entwicklungsgeschichte

der

schweizerischen Eidgenossenschaft.

Entwicklungsgeschichte

der

schweizerischen Eidgenossenschaft

für

Schule und Volk.

Nach verschiedenen Geschichtswerken in gemeinfaßlicher Weise erzählt

von

J. Oswald Schön,
Lehrer.

Zürich, 1861.
Druck von J. H. Tellmann.

Dem

hochgeachteten Herrn

Nat.-Rath Wolfgang Henggeler-Schmid

in Zürich

aus Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Da es so Sitte ist, jedes Buch mit einer Vorrede zu beginnen, so mögen auch hier einige Bemerkungen vorausgehen.

Vorerst muß gesagt werden, daß vorliegende Arbeit kein Quellenwerk ist. Der Stoff wurde aus mehreren Geschichtsbüchern gesammelt, von denen wir besonders die Geschichte des Schweizervolkes von Professor Aebi in Luzern hervorheben.

Dennoch dürften diese Blätter als eine neue Erscheinung zu betrachten sein, da sie sich besonders in der eigenthümlichen Anordnung des so reichhaltigen Stoffes von den bisherigen Schweizergeschichten wesentlich unterscheiden. Denn sie beginnen mit den drei Ländern, ohne Rücksicht auf die übrigen Orte, welche heute ebenfalls zur Eidgenossenschaft gehören, und zeigen, wie sich die Letztern nach und nach an jenen Urbund anknüpften, und wie sich daraus jener Bundesstaat entwickelte, welchen die heutige Schweiz darstellt. Erst vom Zeitpunkte an des Eintrittes in den ewigen Bund wird auch die Geschichte der übrigen Kantone berücksichtiget, weil sie erst dann zur Eidgenossenschaft gehören. Um aber die Geschichte dieser jüngern Bundesorte zu ergänzen, folgt am Schlusse ein gedrängter Auszug der Geschichte einzelner Kantone bis zu ihrem Eintritte in den Bund. Dadurch soll eine klare Uebersicht und ein besseres Verständniß erlangt werden. Denn die Erwähnung der Schicksale und Zustände anderer Kantone, bevor sie durch den ewigen Bund mit der Eidgenossenschaft verknüpft sind, kann nur störend einwirken; ebenso die Aufzählung von Nebenumständen, weshalb sich diese Arbeit nur auf die wichtigsten That-

sachen beschränkt. Jedoch werden einzelne Momente, entscheidende Schlachten, wichtige Persönlichkeiten einläßlich geschildert, damit das Interesse des Lesers wach bleibt. — Da sich's der Unterzeichnete von Anfang an zur Aufgabe machte, ein eigentliches Schul- und Volksbuch zu schreiben, so legte er ein Hauptaugenmerk darauf, das Ganze in volksthümlicher, leicht faßlicher Sprache zu erzählen.

Aber noch ein anderer Gedanke leitete den Verfasser bei dieser Arbeit. Ueberall hört man Klagen über unsere Geschichtsbücher, besonders wenn man solche an Volksschulen einführen will. Die Eine ist zu katholisch, die andere zu reformirt, diese zu konservativ, jene zu liberal; keine will recht und allgemein gefallen, — und doch haben wir alle die gleiche nationale Geschichte. Sollte es denn nicht möglich sein, durch strenge Unparteilichkeit, besonders in den heiklen Punkten der Reformation und bei den Ereignissen der Neuzeit, ein Geschichtsbuch zu Stande zu bringen, das Katholiken und Protestanten, Liberale und Konservative gleicher Weise ohne Anstoß lesen dürfen, und in welchem alle Parteien als eine zusammengehörige Nation sich gleichsam wiederfinden könnten? Und wie schön wäre es nicht, wenn der gesammten Schweizerjugend endlich die gleiche vaterländische Geschichte gelehrt würde! — — Vorliegende Arbeit ist ein Versuch dieser Art; ob er gelungen, darüber mag die Zukunft entscheiden.

Da sich jedes Buch durch sich selbst empfehlen muß, so enthält sich der Unterzeichnete aller weitern Anpreisungen und fügt nur noch die Bitte um nachsichtige Beurtheilung bei. Gefällige Berichtigungen und Winke von sachverständigen Männern, besonders von den Tit. Schulbehörden, wird er jederzeit mit Dank entgegen nehmen.

Gott beschütze unser Vaterland!

Zürich, im Dezember 1860.

J. Oswald Schön.

Inhalt.

Nr.		Seite.
	Einleitung	1

Erster Abschnitt.

Entwicklung der alten Eidgenossenschaft.

(1100 – 1518)

1.	Die ersten Bundesgenossen	13
2.	Nidwalden und Obwalden getrennt	16
3.	Die drei Waldstätten erhalten die Reichsunmittelbarkeit.	16
4.	Noch einige Züge aus dem 12. und 13. Jahrhundert	17
5.	Der erste geschriebene, ewige Bund der drei Länder	19
6.	Herzog Albrecht deutscher Kaiser	21
7.	Die öſtreichiſchen Vögte.	24
8.	Die ersten Eidgenossen	28
9.	Geßler's Tod.	31
10.	Das Land wird wieder frei	33
11.	Die Schlacht am Morgarten	34
12.	Der Vierwaldstättenbund	39
13.	Zürich im ewigen Bunde mit den Eidgenossen	41
14.	Der ewige Bund mit Glarus	44
15.	Der Bund mit Zug	44
16.	Der ewige Bund mit Bern	46
17.	Herzog Albrecht belagert Zürich zum dritten Male.	47
18.	Der Pfaffenbrief	49
19.	Einfall der Engländer	50
20.	Neue Streitigkeiten mit Oestreich	52
21.	Die Schlacht bei Sempach	53
22.	Die Schlacht bei Näfels	57
23.	Die Zeiten des Sempacherbriefes	60
24.	Rückblick auf das 14. Jahrhundert.	63
25.	Neue Unruhen	67

26. Die Eidgenossen nehmen den Aargau weg 68
27. Kriege mit Italien 70
28. Bürgerkrieg zwischen Schwyz und Zürich 74
29. Der Mord bei Greifensee 78
30. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs 81
31. Endlich wird es Friede 84
32. Die Eidgenossen nehmen den Thurgau weg 85
33. Anfang der Burgunderkriege 87
34. Fernere Züge der Eidgenossen 91
35. Die Schlacht bei Granson 92
36. Die Schlacht bei Murten 97
37. Folgen der Burgunderkriege 103
38. Nikolaus von der Flüe 105
39. Freiburg und Solothurn im ewigen Bunde mit den Eidgenossen 107
40. Das Stanzerverkommniß 110
41. Bürgermeister Hans Waldmann 111
42. Ursachen und Anfang der Schwabenkriege 118
43. Die Schlacht bei Dorneck und ihre Folgen 121
44. Basel und Schaffhausen im ewigen Bunde mit den Eidgenossen 125
45. Neue Feldzüge in Italien 126
46. Appenzell der XIII. Ort der Eidgenossenschaft 129
47. Matthäus Schinner 130
48. Die Riesenschlacht bei Marignano 131
49. Ewiger Friede mit Frankreich 136
50. Rückblick auf das 15. Jahrhundert 138

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Glaubenszwiste.

(1518 – 1798)

51. Ursachen der Reformation 149
52. Ulrich Zwingli und die Reformation in Zürich 151
53. Die Wiedertäufer 155
54. Ausbreitung der Reformation 157
55. Erster Kappeler Krieg 161
56. Zweiter Kappeler Krieg und dessen Folgen 164
57. Nikolaus Wengi 168
58. Die Berner erobern das Waadtland 170
59. Die Zeit der tridentinischen Kirchenversammlung . . . 173
60. Karl Borromeo und der goldene Bund 176
61. Appenzell in zwei Rhoden getrennt 178
62. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossen im 16. Jahrhundert . 180
63. Noch einige Züge aus dem 16. Jahrhundert 184
64. Rückblick auf das 16. Jahrhundert 188

65. Die Eidgenossenschaft zur Zeit des dreißigjährigen Krieges . 194
66. Die Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche gewährleistet 197
67. Ursachen des Bauernkrieges 199
68. Ausbruch und Verlauf des Bauernkrieges 201
69. Der Vilmerger Religionskrieg 206
70. Fernere Unruhen bis zum Jahre 1700 209
71. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossenschaft während des 17. Jahrhunderts 212
72. Rückblick auf das 17. Jahrhundert 214
73. Der Toggenburger- oder Zwölferkrieg 218
74. Der sogenannte Druckli-Bund 221
75. Die merkwürdigsten Begebenheiten bis zur französischen Revolution 222
76. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts 229
77. Rückblick auf das 18. Jahrhundert 230

Dritter Abschnitt.

Erweiterung und politische Umgestaltung.

(1798–1848)

78. Ein Blick auf Frankreich und seine erste Revolution . . 239
79. Revolutionäre Bewegungen in der Schweiz bis zum Jahre 1798 241
80. Untergang der alten Eidgenossenschaft 245
81. Der Schwyzer Heldenkampf für ihre alten Landeseinrichtungen . 251
82. Nidwalden's Schreckenstag 258
83. Helvetien der Kampfplatz fremder Heere 261
84. Napoleon's Vermittlung 264
85. Die Zeit der Vermittlungsurkunde 268
86. Der Bergsturz über Goldau und die Linthunternehmung . . 269
87. Der Bundesvertrag von 1815 271
88. Die Schweiz vom Jahre 1815 bis 1830 276
89. Freiere Verfassungen 278
90. Der Sarnerbund 280
91. Fernere Begebenheiten bis zum Jahre 1838 284
92. Neue Volksaufstände und Verfassungsänderungen . . . 290
93. Die Klösteraufhebung im Aargau 294
94. Die Umgestaltung im Kanton Luzern und Erledigung der Klösterfrage durch die Tagsatzung 297
95. Neue Unruhen im Wallis 302
96. Berufung der Jesuiten nach Luzern und die Freischaaren . . 304
97. Der Sonderbund 310
98. Der Bürgerkrieg 313
99. Der neue Bund. 319
100. Schluß 322

Anhang.

Uebersicht der Geschichte einzelner Kantone bis zu ihrem Eintritte in den ewigen Bund.

	Seite.		Seite.
Allgemeines	329	Graubünden	
Luzern	329	1) Rhätien bis zur Entstehung der drei Bünde.	366
Zürich	330	2) Bildung des Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien	369
Zug	333	3) Fernere wichtige Begebenheiten bis 1803	372
Bern	334	Wallis	376
Freiburg	339	Neuenburg	379
Solothurn	341	Genf	381
Basel	345		
Schaffhausen	350		
Appenzell	352		
St. Gallen	357		

Einleitung.

Wenn du die blühenden Städte und die lieblichen Fluren des Schweizerlandes betrachtest, da scheint es dir fast unglaublich, daß diese Gegenden einst eine rauhe Wildniß bildeten. Und doch war es so. Von den Alpen bis zum Jura, zwischen dem Rhein und der Rhone, dem Bodensee und dem Leman lag ein rauhes, unbebautes Land, in dessen finstern Wäldern wilde Thiere hausten. In diese Gegenden zogen, wahrscheinlich durch den Lauf der Flüsse geleitet, schon mehrere Jahrhunderte vor Christus keltische Volksstämme, bauten Städte und Dörfer und lebten vom Ertrage der Jagd und Fischerei, des Landbaues und der Viehzucht. Wild, wie die Natur des Landes, machten sie oft räuberische Ausfälle in die benachbarten Ortschaften jenseits des Rheines.

Die Einwohner eines jeden Thales bildeten eine Genossenschaft, und mehrere Genossenschaften zusammen einen Stamm oder Gau, deren Größe und Grenzen jedoch nicht genau anzugeben sind. Der berühmteste und wahrscheinlich auch der größte Stamm waren die Tiguriner, die sich besonders durch ihren verwegenen Muth auszeichneten. Alle diese Stämme zusammen, welche die Thäler zwischen dem Rhein und der Rhone bis an den Jura bewohnten, nannte man Helvetier.

Die Religion dieses Volkes war roh und düster. Den wahren Gott kannten die Helvetier nicht; Sonne und Mond wurden göttlich verehrt, überhaupt die Natur unter den mannigfaltigsten Formen und Namen angebetet. Tempel bauten sie keine. Die mächtigen Eichen des Waldes mit ihren hochgewölbten Bogen waren ihre Tempel, kreisförmig aufgestellte Felsblöcke, auch wohl zwei oder drei aufgerichtete Steine ihre Altäre. Ihren Göttern brachten sie Menschenopfer, und

zwar nicht nur gefangene Feinde, sondern oft ihre eigenen Weiber und Kinder. Die Thäler und Höhen dachten sie sich von Elfen und Feen bewohnt; aus den Gewässern stiegen Nixen, Alles wunderbare dem Menschen wohlwollende Wesen. Aber auch böse Geister hausten in den Bergen und Klüften der Felsen. Man glaubte fest an die Macht von Zauberstäben und Alraunwurzeln und an die Vorbedeutung nichtiger Zufälle. Den Winter fürchteten sie als ein Werk des Bösen, und Freudenfeuer begrüßten den wiederkehrenden Frühling zum Danke gegen die gütige Gottheit. —

Es war ungefähr hundert Jahre vor Christus, als die Kimbern, ein Volk aus dem Norden, in das fruchtbare Gallien auswanderten. Eine Ueberschwemmung hatte sie genöthigt, ihr Land zu verlassen, und mit den Waffen in der Hand zogen sie raubend und plündernd bis an die Ufer des Rheines. Hier vereinigte sich mit ihnen eine Schaar junger Helvetier, besonders aus dem Gau der Tiguriner unter Anführung des jungen Helden Diviko. Gallien aber war eine römische Provinz. Von Schrecken ergriffen suchte dieses Land Hülfe in Rom, vor dessen Macht sich damals Alles beugen mußte. Unter Anführung des Consuls Cassius zog ein römisches Heer über die Alpen. Sogleich eilte Diviko ihm entgegen und schlug an den Ufern des Lemanersees den Feind vollständig auf's Haupt. Selbst der Consul war unter den Erschlagenen. Die Besiegten mußten Geiseln stellen und wurden außerdem gezwungen, unter einem Galgen durchzugehen. Diese Schmach konnte Rom nicht vergessen. Diviko aber zog mit den Kimbern weiter und bedrohte selbst Rom. Aber das Glück fieng an sich zu wenden; die räuberischen Horden wurden wiederholt geschlagen; die Meisten fielen durch das Schwert; Andere flüchteten sich und sollen sich in den Thälern unserer Hochgebirge niedergelassen haben.

Obschon diese Unternehmung nicht glücklich ausgefallen war, so erwachte doch die Auswanderungslust auf's Neue und wurde besonders genährt durch einen ehrgeizigen Mann, Namens Orgetorix. „Sollen wir", sagte er, „in einem Lande bleiben, dessen Boden kaum die Bewohner zu ernähren vermag, in einem Lande, welches durch Berge und Ströme überall eingeengt ist? Auf nach dem schönen Gallien! der Zug muß uns gelingen, sobald er allgemein ist. Denn welches Volk könnte der Gesammtauswanderung der großen Nation der Helvetier widerstehen?" —

Solche Reden blieben nicht ohne Erfolg. Die versammelten Stämme beschlossen einen gemeinsamen Auszug nach Gallien und bestimmten zwei Jahre, um sich zu diesem großartigen Unternehmen vorzubereiten. Da wurde Getreide gesammelt; Lastthiere und Wagen brachte man zusammen, und Orgetorix schloß Bündnisse mit benachbarten Völkern. Indeß merkte man bald, daß dieser ehrgeizige Mann mehr nach der höchsten Gewalt, als nach dem Wohle des Volkes strebte, und man rief ihn zur Verantwortung. Der reiche Häuptling aber umgab sich mit seinen Getreuen und trotzte dem Gerichte. Da erhob sich die ganze Nation gegen ihn. Ueber sein Ende weiß man nichts Bestimmtes; man glaubt aber, er habe sich selber den Tod gegeben, um dem Feuertode zu entgehen.

Dieser Vorfall hinderte jedoch die Helvetier nicht an der Ausführung ihres einmal gefaßten Entschlusses. Als die zwei Jahre vorüber waren, verbrannten sie insgesammt ihre zwölf Städte und vierhundert Dörfer und zogen, 263,000 an der Zahl, gegen Genf. Unterwegs stießen 100,000 Mann Hülfstruppen aus den verbündeten Stämmen zu ihnen. Aber von all' diesen Auswanderern waren nur 92,000 Waffenfähige. — Das geschah um das Jahr 58 vor Christus.

Als die Kunde von diesem Zuge nach Rom kam, beeilte sich Julius Cäsar, welcher die Statthalterschaft in Gallien zu führen hatte, das kühne Unternehmen zu hindern. Um die Schmach am Lemanersee zu rächen, zog er mit einem Heere nach Genf und ließ daselbst die Brücke, welche zum helvetischen Ufer führte, abbrechen. Umsonst versuchen die Helvetier, durchzudringen; zuletzt wenden sie sich gegen den Jura und rücken auf schmalen Pfaden zwischen der Rhone und steilen Felsen in Gallien ein. Zwanzig Tage mühevoller Anstrengung reichen nicht hin, die Saone zu überschreiten. Plötzlich werden die Tiguriner von den römischen Legionen überfallen und eine Menge getödtet. Nun kommt der greise Diviko, der Held am Lemanersee, als Abgeordneter zu Cäsar und verlangt freien Durchzug, indem man nur jene Gegenden einnehmen werde, die man ihnen anweise. Und als ihm Cäsar dieß Begehren zugestand, wenn er Geiseln stellen wolle, da rief Diviko aus: „Unsere Väter haben uns gelehrt, Geiseln zu empfangen, nicht zu geben; das sollten die Römer wissen!" Und mit dieser Antwort hatte die Unterredung ein Ende.

Die Helvetier setzten ihren Zug fort, gefolgt von den Römern, bis es bei Vibrakte (Autun) zu einer großen Schlacht kam, die von Ein Uhr Mittags bis tief in die Nacht dauerte. Die Auswanderer wehrten sich wie verzweifelt; aber die Klugheit Cäsars und die kriegerische Gewandtheit seiner Soldaten verschafften den Römern den Sieg. Die Helvetier zogen sich auf den Hügel zurück, wo sie ihre Weiber und Kinder, ihre Schätze und Habseligkeiten in einer Wagenburg verschanzt hatten. Der Kampf erneute sich; selbst die Weiber rangen mit Todesverachtung; umsonst, die Wagenburg wurde von den Römern erstürmt, und in einer gräßlichen Schlächterei Männer, Weiber und Kinder schonungslos niedergemacht. Den Uebergebliebenen gestattete Cäsar, in ihr Land zurückzukehren und ihre Dörfer und Städte wieder aufzubauen. Von 366,000 kehrten noch 110,000 in die helvetischen Thäler zurück. —

Unter der römischen Herrschaft (beinahe 400 Jahre lang) blühte Helvetien schnell wieder auf, und zwar in einem weit höhern Maaße, als früher. Cäsar ließ dem Volke hie und da noch einen Schein von Rechten und Freiheiten, und er durfte es wohl, standen ja zu Noviodunum, dem heutigen Nyon, seine Soldaten stets bereit, jeden Aufstand zu unterdrücken. Um aber die Nation sich selber zu entfremden und nach und nach wehrlos zu machen, wurden römische Sitten und römische Einrichtungen mit all' ihren Entartungen in die helvetischen Thäler verpflanzt. Städte wurden erbaut, von deren Größe und Kunst noch jetzt eine Menge Denkmäler zeugen, welche wiederholt aufgefunden werden. Besonders drei Städte waren von Bedeutung: Raurica im Norden, Aventicum im Westen und Vindonissa im Osten Helvetiens. Aventicum, die Hauptstadt des ganzen Landes, hatte eine Akademie, wo die Heilkunde und die schönen Wissenschaften gelehrt wurden. Gymnasien und großartige Theater fehlten nicht. Prachtvolle Tempel wurden errichtet; die rohe Religion der Alten mußte dem glänzenden Kultus der Römer weichen; kostbare Opfer wurden eingeführt, glänzende Prozessionen gehalten und das Volk durch pompöses Schaugepränge verwöhnt. Römische Gottheiten traten an die Stelle der helvetischen, und einzig die Göttin Aventia erscheint noch als eine Nationalgottheit.

Dabei wurden der Ackerbau, die Gewerbe und Künste nicht vernachlässigt. Der Pflug ward verbessert; an den Ufern des Leman

pflanzte man Reben; Land- und Heerstraßen wurden gebaut und Handelsverbindungen mit den Nachbarländern angeknüpft. Fast alle heutzutage bekannten Künste und Handwerke wurden durch die Römer eingeführt und so die Lebensart der Helvetier durchaus verändert. Statt der wilden Krieger zogen jetzt Aerzte und Advokaten, Flötenspieler und Comödianten durch das Land, verweichlichten den Geist und machten ihn untauglich zu jeder selbstständigen Unternehmung. Schon nach einem Jahrhundert hatte Helvetien seinen Volkscharakter vollständig verloren.

Die Folgen zeigten sich bald, als neunundsechzig Jahre nach Christus der römische Kaiser Galba vom Kriegsvolke ermordet wurde. Denn in Rom selbst herrschte eine solche Unordnung, daß die Soldaten oft die ihnen mißbeliebigen Kaiser erdolchten und den Thron an den Meistbietenden verkauften. Die Helvetier wußten Nichts von Galba's Tode, und als die römischen Befelshaber Boten hin und her schickten zu Gunsten eines neuen Kaisers, da glaubten sie, es handle sich um eine Empörung wider Galba, dem sie sehr zugethan waren. Und als man vollends der helvetischen Besatzung in Baden den Sold verweigerte, da mehrte sich die Unzufriedenheit und machte sich durch allerlei Feindseligkeiten Luft.

Hierüber entbrannt, zog der römische Feldherr Aulus Cäcinna mit seinen Truppen gegen Helvetien, zerstörte die blühende Stadt Baden, welche schon damals durch ihre Bäder berühmt war, und trieb die Bewohner von einem Orte zum andern in alle möglichen Schlupfwinkel. Umsonst griffen die Helvetier zu den Waffen; sie waren des Krieges entwöhnt und wurden vollständig geschlagen. Damit war aber Cäcinna nicht zufrieden. Er wollte sogar die Hauptstadt Aventicum (Wiflisburg) vernichten. Der Beredsamkeit eines Abgeordneten gelang es endlich, Schonung zu erflehen; aber der Vorsteher der Stadt, Julius Alpinus, wurde hingerichtet. Selbst die heißen Bitten seiner Tochter flehten umsonst für des Vaters Leben.

Unter den folgenden römischen Kaisern hob sich die Größe Aventicum's immer mehr. Besonders Titus erweiterte und befestigte die Stadt. Dafür zogen auch 2000 Helvetier mit ihm nach Palästina und halfen ihm Jerusalem erobern. — Mitten unter der damaligen sittenlosen Verweichlichung tauchte da und dort das Christenthum auf und suchte milderen Sitten Bahn zu brechen. Keuschheit und Ent-

sagung des Wohllebens, Uneigennützigkeit und Bruderliebe traten da und dort zu Tage. Auch in Helvetien blühten bald mehrere christliche Gemeinden. Aber das verwöhnte Volk haßte die heilsamen Lehren des Welterlösers, und mehrere Kaiser verfolgten sogar die Christen. So vergossen christliche Soldaten und heldenmüthige Frauen zu Solothurn, Chur und Zürich ihr Blut für den Glauben.

Aber der Glanz des Römerreiches gieng seinem Ende entgegen. Verweichlichung und Entsittlichung waren zu sehr eingerissen, als daß Rom dem gewaltigen Anstoße der Völkerwanderungen hätte widerstehen können, welche im vierten Jahrhundert Europa überzogen und der römischen Herrschaft in Helvetien ein Ende machten.

Zuerst kamen die Alemannen, wilde Krieger aus Germanien. Wie ein verheerender Strom durchbrachen sie die Schluchten des Jura und überschwemmten ganz Helvetien. Da fielen die römischen Städte; die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen, und die so blühenden Thäler wurden bald zur schauerlichen Wildniß. Wer verschont blieb, der wurde leibeigener Knecht der wilden Sieger, die sich vom Bodensee bis zur Aare festsetzten.

Bald darauf kamen aus Asien die Hunnen, noch wilder als jene. Flamme, Blut und Wehklagen bezeichneten die Stelle, wo sie ihren Fuß hinsetzten.

Ein menschlicheres Volk waren die Burgundionen, kräftig
452 und arbeitsam. Sie besiegten mit den Römern die Hunnen und siedelten sich in der westlichen Schweiz an.

Von Mittag her kamen die Gothen und nahmen Besitz von dem südlichen Theile Helvetiens. Der Name Helvetien aber gieng jetzt verloren, und man sprach nur mehr vom Reiche der Alemannen, Gothen und Burgundionen.

Diese Völker waren nicht nur ihrer Abstammung, sondern auch ihrer Lebensweise nach sehr verschieden. Der Alemanne baute keine Städte; er wohnte auf seinem Meierhof oder Weiler. Seine Herden, die von den Leibeigenen geweidet wurden, lieferten ihm die nöthige Nahrung: Fleisch, Milch und Käse. Das Land bebaute er nicht weiter; Wald und Dorngesträuche wucherten empor, Bären und Wölfe heulten darin. Die Alemannen waren Heiden und verehrten den Wodan. Nicht so die Gothen. Diese bekannten sich zum Christenthum und hatten daher weit mildere Sitten. Sie bauten zu den alten Burgen

noch neue hinzu, und auf den festen Schlössern saßen Grafen und Herren und verwalteten die Thäler. Die Burgundionen waren ebenfalls Christen und handelten unter all' diesen Völkern am menschlichsten. —

Aber bald drang ein neues Volk heran, gewaltiger noch als die frühern, nämlich die Franken. Sie kamen weit her aus den Niederlanden und zogen mit Feuer und Schwert bis an den Rhein. Das eroberte Land aber nannten sie Frankenreich. Sie hatten manche blutige Schlacht mit den Alemannen zu bestehen, bis diese bei Zülpich
von Chlodwig vollständig besiegt und unterjocht wurden. Das gleiche 496
Schicksal traf bald darauf die Burgundionen und die Gothen und
so war ganz Helvetien wieder unter Einem Szepter vereinigt. 536

Die fränkischen Könige ließen ihr Land durch Oberfeldherren verwalten, die man Herzoge nannte. Dadurch zerfiel Helvetien in zwei Theile. Der deutsch redende Theil, wo die Alemannen angesessen waren, wurde mit dem Herzogthum Schwaben vereinigt; das Gebiet der Burgundionen aber, wo man welsch sprach, kam an Savoyen unter dem Namen Kleinburgund. Jeder Gau wurde von einem Landgrafen verwaltet, und an die Marken oder Grenzen setzten die Könige Markgrafen. Weil damals wenig Geld vorhanden war, so wurden die Dienstleute des Königs für ihre Arbeit mit Ländereien belehnt, woraus das Lehn- oder Feudalwesen entstand. Solche mit Gütern belehnte Dienstleute hießen Vasallen des Königs und hatten die Verpflichtung, demselben in seinen Kriegszügen bei jedem Aufgebote treu zu folgen. Später wurden die Lehen erblich, und es bildeten sich aus den Vasallen die adeligen Geschlechter des Landes. In diesen Belehnungen waren die Einwohner sammt Haus, Hof und Vieh inbegriffen und mußten ihrem Herrn verzinsen, was sie besaßen. Sie hießen Leibeigene oder Hörige. Außerdem gab es noch Freie, die Nichts zu verzinsen hatten und nur dem Könige gehorchten. Viele dieser freien Grundeigenthümer oder Landsassen ließen sich von den Vasallen ebenfalls mit Gütern belehnen, wodurch dann später der niedere Adel entstand. Bald wurden die verschiedenen Stände strenge gesöndert; zum hohen Adel gehörten die Bischöfe und Aebte, die Herzoge und Fürsten, die Grafen und Freiherren, die Edeln und Herren; den niedern Adel dagegen bildeten die Ritter und Dienstleute. Sie mußten sich ausschließlich in den Waffen

üben, ihrem Lehensherrn in die Reichskriege und Privatfehden folgen und ihm als Vögte und Ammänner dienen. Der Bauernstand, d. h. die Gemeinfreien, welche keines Herrn Gunst suchten, wurde besonders von dem niedern Adel bald verachtet.

Durch die Völkerwanderung war das Christenthum besonders im Osten Helvetiens wieder verdrängt worden. Unter den fränkischen Königen aber fieng das Licht des Glaubens immer mehr zu leuchten an. Fromme Männer, besonders aus Irland und Schottland, kamen in die wilden Gegenden am Zürichsee, an der Reuß und der Aare. Da predigte Kolumban das Evangelium; sein Schüler Gallus baute sich eine Klause an der wilden Steinach, wo sich später das Kloster St. Gallen erhob. In den Bergen um den Zürichsee verkündigte der fromme Meinrad das Wort Gottes und baute sich eine Zelle im Finsterwald, wo jetzt das Kloster Einsiedeln steht. Mit eifrigem Beispiele giengen diese Männer dem Volke voran, verwandelten die Wildniß in urbares Land und brachten Gesittung unter die Bewohner. Bald erhoben sich Chorherrenstifte in Zürich und Luzern; Graf Bero von Lenzburg errichtete ein solches im obern Aargau und nannte es Beromünster. Auch im welschen Helvetien arbeiteten die Schüler Kolumban's unermüdet fort. Da predigte Donatus und sein Verwandter Romanus und stifteten das Kloster Romainmotier. Solche Klöster erhielten nach und nach von freigebigen Fürsten Besitzungen und Rechte, die sich immer mehr erweiterten. Indessen konnte die christliche Religion das wilde Heidenthum nicht auf Ein Mal umgestalten; denn es gab der Bekehrungen zu viele, und wer damals getauft war, das Kreuz machen konnte und die Kirche besuchte, galt als ein Christ, ob er auch noch so sehr die Natur des Heiden an sich trug. Aber nach und nach verschwanden diese Mängel besonders durch das gute Beispiel der Bischöfe und Priester, und der Glaube an den alleinigen Gott, an den Vater aller Menschen und an eine ewige Vergeltung wurde bald allgemeiner. Viele christliche Herren erleichterten das Schicksal ihrer Unterthanen; in vielen Klöstern, besonders in St. Gallen, wurden Schulen gehalten und Bücher alter Weisen gesammelt und abgeschrieben. Nach und nach kehrten auch Handwerke und Künste in das Land zurück, und es zeigten sich immer mehr die Segnungen des Cristenthums. —

800 Am meisten aber blühte das Land auf unter Karl dem Großen.

Nicht nur durch seine ruhmvollen Kriegsthaten hat er sich diesen Namen verdient, sondern weit mehr durch seinen Schutz, den er den Künsten und Wissenschaften gewährte. Er gründete Schulen, unterstützte wohlthätige Stiftungen und schrieb gemeinnützige Gesetze.

Nach Karls Tode zerfiel das weitläufige Reich. Seine Söhne und Enkel stritten sich lange um die Herrschaft; der Eine nahm Frankreich, der Andere Deutschland, der Dritte Italien. Diese Zwistigkeiten benutzten die Grafen und Herzoge, ihre Besitzungen zu vermehren, und Mancher, der sein Gebiet nur als Lehen besaß, trat jetzt als unabhängiger Herrscher auf. So entstand auch das Königreich Burgund. Oft hatten dann die Unterthanen das härteste Loos zu erdulden. Selbst Bischöfe und Aebte folgten dem Beispiele der Großen, zogen Harnisch und Panzer an und führten ihr Volk in Kriege und blutige Fehden.

Um die Unordnung noch zu vermehren, drangen vom schwarzen Meere die wilden Ungarn oder Madscharen über Deutschland und Italien herein. Da trat der erste König aus dem sächsischen Hause, Heinrich der Finkler, auf und handelte sowohl gegen die Un- 900
ordnung im Innern, als auch die Gefahr von Außen mit großer Kraft und Einsicht. Um sich vor der Wuth einfallender Horden zu schützen, ließ er die größeren Ortschaften im Lande mit Wällen, Gräben und Thürmen versehen. So entstanden daraus eben so viele Städte. Mehrere ließ er neu erbauen und ebenso befestigen. Um aber diese Städte bewohnt zu machen, berief er den neunten Theil der Freien vom Lande herein, bildete aus ihnen Bürgerschaften und gab ihnen einen Bürgermeister. Oft schenkte er ihnen Rechte und Freiheiten, um sie für sich zu gewinnen; vielen verlieh er sogar die Reichsunmittelbarkeit, so daß sie nur den Königen zu gehorchen hatten. So entstanden die freien Reichsstädte. Solche Städte waren in unserm Vaterlande Zürich, Basel, Schaffhausen, Luzern, Solothurn. Im Königreich Burgund, das von Deutschland fast ganz unabhängig war, geschah das gleiche. Dort finden wir Lausanne, Genf, Neuenburg.

Die Kreuzzüge, welche von den Fürsten unternommen wurden, um Jerusalem den Türken zu entreißen, wirkten segensreich für Helvetien, indem sich dadurch der Bürgerstand hob, neue Handelsverbindungen angeknüpft, Straßen gebaut und die Bodenkultur vervoll-

kommnet wurde. Denn die Kreuzfahrer brachten feinere Bildung, Kenntnisse und Wissenschaften aus dem Morgenlande zurück.

1097– Um diese Zeit erlangten die Herzoge von Zähringen eine 1218 große Macht in Helvetien. Heinrich IV. gab ihnen das Land als ein eigenes Herzogthum. Glückliche Tage giengen für die Bewohner auf. Aber bald erlosch dieß edle Fürstengeschlecht. Die Städte suchten sich immer freier zu entwickeln und wurden in diesem Streben durch neue Unordnungen begünstiget, welche in der Geschichte unter dem Namen des Zwischenreiches bekannt sind. Es wurden zwei Kaiser auf einmal gewählt, die sich gegenseitig auf's Heftigste befehdeten. Natürlich hatte das Land eigentlich gar keinen Regenten, und jeder that, was ihm beliebte. Besonders wußten sich einzelne Fürsten dabei zu bereichern. Im Westen machte sich diese Unordnung hauptsächlich Savoyen zu Nutzen, indem es Kleinburgund an sich brachte; im Osten stiegen die Grafen von Habsburg immer mehr empor und erwarben sich eine Besitzung nach der andern. —

So waren die Gebiete zwischen den Alpen und dem Jura wieder in zwei Hauptheile zerfallen, in einen savoyschen in Verbindung mit Burgund, und in einen östreichischen durch das Haus Habsburg. Wie kam es nun, daß diese Länder sich wieder vereinigten, daß vom Rheine bis zur Rhone, vom Bodensee bis zum Leman sich ein selbstständiger Freistaat entwickelte, mit einem Worte, daß sich daraus ein Staatenbund gestaltete, wie ihn die heutige Eidgenossenschaft darbietet? —

Diese Frage kurz und faßlich zu beantworten, ist die Aufgabe nachfolgender Zeilen.

Erster Abschnitt.

Entwicklung der alten Eidgenossenschaft.

1100 — 1518.

1. Die ersten Bundesgenossen.

Wenn wir die Entstehung der Eidgenossenschaft bis in ihre ersten Keime verfolgen wollen, so müssen wir uns an die Ufer und Buchten des Vierwaldstättersees versetzen. Da wo die Muota sich zwischen den Bergen hervorwindet, wo die beiden Mythen ihr freies Haupt stolz in die Wolken erheben, dort war auch die Wiege unserer Freiheit.

Wann und von wem zuerst jene Gegend bewohnt wurde, ist nicht genau anzugeben. Man behauptet, es hätten nach jenem unglücklichen Zuge nach Gallien und Rom sich flüchtige Kimbern daselbst niedergelassen. Das Land war damals noch wild und unbewohnt; nur eine Fischerhütte stand am See, da wo jetzt Brunnen liegt, und neben der Hütte ein Kahn, welcher Reisende über den See führte. Bald wurde die waldige Gegend in ein fruchtbares Wiesenland umgeschaffen. Zwei Brüder, so erzählt die Sage weiter, Schwit und Scheig, welche ihre Landleute auf frühern Zügen angeführt hatten, kamen in Streit um die Herrschaft. Ein Kampf entschied, in welchem Schwit siegte. Nun ließ er am Fuße der Mythen einen Flecken bauen und nannte ihn Schwyz, d. h. Schwit's Flecken. Weil er aber nach der Alleinherrschaft strebte, so wurde er bald abgesetzt; denn die Freiheit gieng den Schwyzern über Alles. So die Sage. Nach Andern jedoch soll diese Gegend ganz einfach durch die Alemannen bevölkert worden sein. —

Bald vermehrten sie sich so sehr, daß sie auseinander gehen mußten, und ein Theil zog in benachbarte Thäler über den See, wo sie Stanz und Uri bauten. Vorher aber machten sie einen Bund, immer brüderlich zusammenzuhalten und sich gegenseitig zu schützen, vor Allem aber ihre Freiheit kräftig zu bewahren. Sie kamen auch öfters zusammen, um sich zu berathen, besonders im Muotathal, wo sie eine gemeinschaftliche Kirche hatten. Das waren die ersten Bundesgenossen.

Schon sehr frühe waren sie mit der christlichen Religion

bekannt; indessen weiß man nicht, wer ihnen zuerst das Evangelium verkündete. Besonders wirkten drei Heilige bei ihnen viel Gutes, der hl. Beat, Meinrad und Konrad, welcher Letztere das Kloster Engelberg in Unterwalden gründete. Ihre Kirchen waren anfänglich sehr einfach und ärmlich; ein aus Brettern und rohen Balken zusammengesetzter Schopf bildete den Versammlungsort der Gläubigen. Allein die Freigebigkeit frommer Christen und besonders Vergabungen der Reichen machten bald schönere Bauten möglich, und so entstanden allmälig da und dort Kirchen und Kapellen. Auch Pfarreien wurden gestiftet, und um den Hirten der Gemeinde ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, brachte jeder Landmann den zehnten Theil des Ertrages seiner Felder. So entstanden die an einigen Orten jetzt noch üblichen Zehnten.

Die ersten Bundesgenossen lebten aber auch in christlicher Friedfertigkeit beisammen, ließen Jedem seine Rechte, bewahrten aber ebenso die ihrigen und kümmerten sich nicht um fremde Händel. Sie lebten nach einfachen Gesetzen, die niederzuschreiben sie nicht für nöthig fanden, bebauten das Land, pflegten das Vieh und trugen Butter und Käse auf benachbarte Märkte, besonders nach Zug und Zürich. Im Kriege waren sie unerschrocken und tapfer, so daß Kaiser und Päpste sie um Hülfe riefen und ihnen als Zeichen ihrer Tapferkeit ehrenvolle Namen und Geschenke ertheilten. Auf diese Weise blühte das freie Land immer mehr empor.

Indessen würde man sich irren, wenn man annehmen wollte, Uri, Schwyz und Unterwalden seien schon so frühe durchaus selbstständige Staaten gewesen. Auch umfaßten sie noch lange nicht die Gebiete, welche jene Kantone jetzt einnehmen. Sie standen unter dem deutschen Reiche und wurden zur großen Grafschaft Thurgau gezählt. Der jeweilige deutsche Kaiser war also ihr Schutz- und Schirmherr und ernannte für die drei Länder, gerade wie für andere Ortschaften oder Städte, einen Reichsvogt, der gewöhnlich in der Nachbarschaft wohnte und ihre größeren Streitigkeiten schlichten mußte. Das Hirtenvolk sah das Vortheilhafte dieser kaiserlichen Beschirmung wohl ein, indem dadurch die Bemühungen der Klöster und der Adeligen, welche oft in ihren Ländern nicht unwichtige Besitzungen hatten und ihr freies Aufkommen nicht selten zu hemmen suchten, kräftig darniedergehalten wurden. Deswegen waren die Leute in den Wald-

stätten, so nannte man damals die drei Länder, dem deutschen Reiche sehr zugethan. Allein jedes Gute hat auch seine Schattenseite. Gar oft geriethen die freiheitliebenden Hirten mit dem Kaiser in Streit und zogen sich allerlei Verdrießlichkeiten zu. circa
Das erste Auftreten der Waldstätten ist unter dem 1100
Streite mit dem Kloster Einsiedeln bekannt. —

Alles Land, das noch nicht bewohnt oder noch keines Andern Eigenthum war, gehörte dem Kaiser, als dem Reichsoberhaupte, welcher oft ganze Strecken an Adelige und Klöster verschenkte. Nun hatten die Schwyzer schon seit lange eine Alp oder Allmend, die zwischen dem Gotteshause Einsiedeln und Schwyz lag, benutzt. Kaiser Heinrich II., der davon wahrscheinlich Nichts wußte und die Alp als Wildniß betrachtete, gab sie dem Kloster als Eigenthum. Die Schwyzer aber weideten immerfort ihr Vieh auf derselben, wie sie es seit undenklichen Zeiten gethan hatten. Da erhob endlich im Jahre 1114 der Abt Gerhard Klagen bei Kaiser Heinrich V. Der Streit wurde lange untersucht und verhandelt; die Schwyzer aber hatten keine geschriebenen Rechte, und so sehr sich auch ihr Vogt, der Graf von Lenzburg, ihrer Sache annahm, so wurden doch die Ansprüche des Abtes bestätiget und der Graf sogar zu einer Geldbuße verurtheilt. Die Schwyzer aber kehrten sich wenig an diesen kaiserlichen Spruch, und ihres Rechtes wohl bewußt, trieben sie nach wie vor ihr Vieh auf die Allmend. Dabei wurden sie von ihren Bundesgenossen, den Urnern und Unterwaldnern, kräftig unterstützt. Der Streit dauerte fort; ja es kam so weit, daß sie im Jahre 1150 in die Acht erklärt wurden. Das war ein harter Schlag für das Hirtenvolk; dadurch verloren sie ihre bürgerlichen Rechte und wurden in ihrem Verkehr mit den benachbarten Städten gehemmt. Allein ihre Butter und Käse schmeckten zu gut, und daher kümmerten sich die Luzerner und Zürcher wenig um den Groll des Kaisers und luden die Hirten ein, wie früher auf ihre Märkte zu kommen. Da wandte sich der Abt von Einsiedeln an den Bischof von Konstanz und brachte es dahin, daß dieser über die Bundesgenossen auch den Kirchenbann aussprach. Keine Messe durfte mehr gelesen werden; die Kirchen wurden geschlossen, die Glocken verstummten, und die Bewohner der Waldstätten sollten nun der heil. Sakramente und der Segnungen des Christenthums entbehren. Das that den braven Leuten weh;

aber sie ließen sich nicht abschrecken; im Bewußtsein ihres Rechtes nöthigten sie ihre Priester, den Gottesdienst zu halten, und weideten ihr Vieh auf der Allmend, wie zuvor. Durch diese Beharrlichkeit und besonders durch die Fürsprache ihres Vogtes, des Grafen von Lenzburg, bewogen, hob der Kaiser die Acht wieder auf und bewirkte auch, daß der Bischof den Bannfluch zurücknahm. Auch war der Kaiser in Kriege mit Italien verwickelt und hatte die Hülfe der Bundesgenossen nöthig, deren Tapferkeit ihm wohl bekannt war. Die erfreuten Schwyzer zögerten nun nicht lange, sandten ihm 600 wohlgerüstete Jünglinge und blieben ihm treu, auch dann noch, als alle seine Freunde ihn verließen.

So waren die Bundesgenossen zum ersten Male gegen fremde Eingriffe beharrlich aufgetreten, hatten gesiegt und dadurch den Keim zu ihrer späteren Freiheit und Unabhängigkeit vom Reiche gelegt. Es folgten bald ähnliche Zwistigkeiten, in denen sie sich ganz gleich benahmen, wie wir in der Folge sehen werden.

2. Nidwalden und Obwalden getrennt. (1150)

Die Unterwaldner, damals Stanzer genannt, hatten sich unterdessen sehr vermehrt. Viele waren landaufwärts gezogen, über den Kernwald hinaus, hatten sich um den Sarnensee angesiedelt und neue Dörfer erbaut. Bald erhoben sich Kerns, Sarnen, Saxeln und Lungern. Den Bewohnern dieser Ortschaften fiel es aber beschwerlich, immer nach Stanz hinüber zu Rath und Gericht zu gehen, weshalb sie eigen Rath und Gericht verlangten. Man sah das Billige dieses Ansuchens bald ein und gewährte ihnen, was sie wünschten. So entstanden Ob- und Nidwalden, so benannt nach dem Kernwald, der in der Mitte liegt. Die Landsgemeinde aber blieb, wie früher, in Wiserlon, das sich so ziemlich in der Mitte des Landes befindet.

3. Die drei Waldstätten erhalten die Reichsunmittelbarkeit. (1240)

Schon frühe hatten die Bundesgenossen mit den deutschen Kaisern der Schirmvögte wegen bedeutende Zwistigkeiten. So mit Kaiser
1209 Otto IV. Dieser Fürst verlangte, daß ihm die Waldstätten gleich andern Ländern huldigen sollten; sie antworteten ihm kurz, sie könnten

als freie Leute nicht huldigen, wollen aber dem Reiche wie bisher zugethan und dienstfertig bleiben. Otto wurde zornig und sandte ihnen einen Grafen von Habsburg als Schirmvogt, welcher in den drei Ländern viele Besitzungen hatte und ihnen folglich schaden konnte. Zugleich übergab ihm der Kaiser alle dem Reiche gehörigen Lehen und Zölle und versprach ihm jegliche Hülfe. Bevor aber die besorgten Bundesgenossen den Grafen in ihr Land ließen, mußte er nach alter Sitte schwören, sie in ihren Freiheiten ungestört zu lassen. Und als der Kaiser Friedrich II., welcher auf Otto folgte, die Waldstätten um Hülfe gegen seine Feinde ansprach, antworteten sie ihm offen, daß sie für seine schlechte Beschirmung dem Kaiser wenig zu danken hätten, daß sie ihm aber ihre Hülfe nicht versagen würden, wenn er den gegenwärtigen Vogt zurückrufen, selber ihr Vogt sein und sie bei ihren Rechten belassen wolle. Das mußte ihnen der Kaiser Alles schriftlich bestätigen. Nun eilten 600 tapfere Krieger unter seine Fahnen und zogen mit ihm gegen Papst Innocenz IV. nach Italien. Sie hielten sich so tüchtig, daß der Kaiser im Lager bei Faenza im Jahre 1240 den Waldstätten aus Erkenntlichkeit die Reichsunmittelbarkeit zusicherte. Diese Urkunde enthielt das feierliche Versprechen, daß sie unter des Reiches Schutz stehen und nie zu eines Herrn Lehen oder Eigenthum gemacht werden sollten. Für diese Vergünstigung blieben die Bundesgenossen nicht undankbar und hielten selbst dann noch zu ihrem Schirmherrn, als der Papst den Bannfluch über ihn ausgesprochen hatte.

4. Noch einige Züge aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Im 12. Jahrhundert war die geschichtliche Bedeutung der drei Waldstätten noch nicht besonders groß. Sie lebten fromm und einfach, so daß man glauben sollte, man hätte ein so friedliches Volk auch friedlich seine Wege gehen lassen. Aber Fürsten und Adelige sehen ein freies Volk ungern, und darum erfuhren auch die Bundesgenossen immerfort Beleidigungen. Acht und Bann wurden über sie wegen Kleinigkeiten ausgesprochen; man sandte ihnen böse Vögte, die sie drücken und plagen mußten, und nur, wenn man ihre Hülfe nöthig hatte, waren sie wieder lieb und werth und wurde ihnen Alles gewährt, was sie verlangten. Viele geistliche und weltliche Herren,

die in ihren Ländern Besitzungen und Leute hatten, ehrten die Rechte der Bundesgenossen und fügten sich gern in ihre frommen Sitten und Gebräuche; aber es gab auch solche, die sich oft sehr unbändig benahmen und um die Landesgesetze nichts bekümmerten. Ja es gab viele, die sie durch List und Gewalt um ihre Freiheit bringen und zu Knechten eines Fürsten machen wollten. Um sich gegen solche Feinde desto besser verwahren zu können, hielten die biedern Hirten immer fester zusammen, und um ihre Angelegenheiten zu ordnen, versammelten sie sich alle zehn Jahre. Denn wo ein Volk fest zusammenhält und einfach lebt nach dem Gesetze, das uns Gott gegeben und das in unser Gewissen niedergelegt ist, da braucht es nicht so häufiges Zusammensitzen und wochenlanges Besprechen, da braucht es auch keine großen Rathssääle und köstlichen Aufwand. Im schlichten Hirtenkleide traten damals unsere Väter nur einen Tag zusammen und beriethen sich ruhig und ohne viel Gerede über das Wohl des Landes. Das nannten sie eine Tagsatzung.

In ihrem schlichten und einfachen Sinne beharrten sie immer strenge auf ihren Rechten, mochte dieselben antasten, wer da wollte. Das haben wir bereits aus den Streitigkeiten mit den Kaisern Otto und Friedrich gesehen. Auch die Urner hatten Zwistigkeiten mit dem Abte
1234 von Wettingen, der in ihrem Lande viele Besitzungen hatte. Er verlangte nämlich, daß seine Güter und Leute in Uri von Steuern und Abgaben frei sein sollten, und erwirkte sogar beim Kaiser einen schriftlichen Befehl dafür. Wie er aber mit dem kaiserlichen Schreiben vor die Urner Landsgemeinde kam, ward ihm zur Antwort gegeben, er solle in Zukunft den Kaiser um keinen solchen Brief mehr angehen. „Denn", sagten sie, „Euere Leute genießen den Schutz unserer Regierung, wie wir, und es ist folglich nichts als billig, daß sie auch ihre Abgaben zahlen. Ihr mögt Freiheiten und Rechte haben, uns aber gehen sie nichts an; Kaiser und Päpste mögen Euren Orden begünstigen, aber ohne unsern Schaden. Auch waren wir von jeher gewohnt, uns selber Gesetze zu geben, und lassen uns also Nichts vorschreiben."

Solch' ein kräftiges Auftreten war aber auch nöthig, um die Unabhängigkeit zu erhalten. Denn um die Mitte des 13. Jahrhunderts war es in vielen Ländern sehr unruhig. Wie wir schon oben sahen, waren selbst der Papst und der Kaiser gegen einander erbit-

tert. Die Adeligen benutzten fast überall diese Unordnung, um die Leute zu drücken und sich durch Zwang und Raub zu bereichern. In jener Zeit des Faustrechtes, wo der Schwächere dem Stärkern weichen mußte, sahen sich viele Städte und Länder zu einem gegenseitigen Verbande gegen den Raubadel genöthigt, um sich vor seinen frechen Einfällen und Unterdrückungen zu schützen. Selbst bei den Bundesgenossen wollten Uneinigkeit und Zwietracht einschleichen, indem sich der Adel beim Volke immer mehr Anhänger zu verschaffen suchte. Viele ließen sich von seinen Schmeicheleien bethören. Da schlossen Uri und Schwyz mit Zürich ein Bündniß auf drei Jahre. 1251
Dadurch konnte man zwar den offenen Beleidigungen und Eingriffen der raubsüchtigen Herren Widerstand leisten; aber die überhandnehmende Zerrüttung im Innern konnte auf diese Weise nicht genugsam unterdrückt werden. In dieser Gefahr sahen sich die Waldstätten nach einem Schirmvogte um, der rechtlichen Sinn und Festigkeit genug besäße, die Ruhe im Lande aufrecht zu halten. Einen solchen fanden sie in dem eben so gerechtigkeitliebenden als tapfern Grafen Ru- 1257
dolf von Habsburg, der wegen seiner Frömmigkeit und Liebe zur Ordnung allgemein geschätzt war. Dieser hörte ihren Ruf mit Freuden; denn er achtete die Bundesgenossen. Als er später zum deutschen Kaiser gewählt wurde, war Niemand froher als diese; denn sie hatten nun an ihm einen eben so mächtigen, als gerechten Beschützer. Für seine Liebe thaten sie ihm auch wichtige Dienste und fochten für ihn gegen den König von Böhmen. Er blieb ihnen freundlich zugethan bis an sein Ende, und noch kurz vor demselben bewies er ihnen seine Freundschaft durch den Rechtsspruch, daß die Leibeigenen, welche den Zutritt zu den Aemtern verlangten gleich den Freien, von diesen ausgeschlossen bleiben sollen, da es nicht gut sei, daß ein Leibeigener richte. — Noch lange nach seinem Tode blieb Rudolf bei den Waldstätten in freundlichem und dankbarem Andenken.

5. Der erste geschriebene, ewige Bund der drei Länder. (1291)

Indessen waren selbst die Bestrebungen des guten, gerechten und herablassenden Kaisers Rudolf der Freiheit und Unabhängigkeit der Waldstätten etwas gefährlich gewesen. Denn er hätte gar gerne jene Gebirgsthäler mit dem neugegründeten Herzogthum Oestreich

verbunden, um seinem Geschlechte in dem Alpengebirge einen festen Haltpunkt zu sichern. Mit besorgtem Herzen sahen die Bundesgenossen, wie er rings um ihr Gebiet Städte und Ortschaften, Rechte und Gerichtsbarkeit bald durch Kauf, bald durch kluge Benutzung der Umstände an sein Haus brachte. Noch mehr fürchteten sie die Herrschsucht seines Sohnes. Um sich daher ihre wohlerworbene reichsunmittelbare Stellung zu sichern und die habsburgische Vogtei zu beseitigen, traten die drei Länder schon siebenzehn Tage nach König Rudolf's Tode zusammen und schlossen am 1. August 1291 einen ewigen Bund, mit folgendem Hauptinhalt:

„Wir geloben uns eidlich, einander bei eintretender Noth mit Rath und That, mit Leib und Gut beizustehen und zu helfen, sei es in oder außer unsern Thälern. Ist ein Ort bedroht, so eilen ihm die übrigen ohne Mahnung und auf eigene Kosten zu Hülfe; denn wir sind Brüder und betrachten die Sache des Einzelnen als die gemeinsame. Wir werden nur dem Kaiser huldigen, der von uns anerkannt wurde, und keinen Richter annehmen, der sein Amt erkauft hat und nicht unser Landsmann ist. Entstehen Streitigkeiten unter uns, so sollen sie durch ein Schiedsgericht beigelegt werden."

Außer solchen Bestimmungen zur Sicherung der Unabhängigkeit enthielt dieser erste geschriebene Bund der Waldstätten noch einige Verordnungen über das Straf- und Gerichtswesen, jedoch unbeschadet den Rechten der Herren, welche in den Alpenthälern Land und Leute besaßen. „Dieser Vertrag, dessen Urtext im vorigen Jahrhundert im Archiv von Stanz aufgefunden worden ist, bildete den Eckstein des schweizerischen Staatenbundes und der schweizerischen Nationalität; an die Stelle der vergänglichen und lockern Bande zeitwieriger Bündnisse schürzte er den engen und unauflöslichen Knoten des ewigen Bundes, machte aus Uri, Schwyz und Unterwalden eben so viele unabhängige Staaten, und aus den drei Thälern in ihrer Vereinigung eine Ureidgenossenschaft, den Kern eines ausgedehnteren Bundes, mit der Bestimmung, die rings umher auf Berg und Thal zerstreuten Volkskräfte in einem Verbande zu sammeln." *)

---

*) Aebi, Geschichte des Schweizervolkes. I. Theil. S. 68.

6. Herzog Albrecht deutscher Kaiser.

Bevor wir die Geschichte der Bundesgenossen weiter verfolgen, müssen wir einige Bemerkungen voraussenden über einen Mann, der in der Folge den Waldstätten viel zu schaffen gab. Dieser Mann ist Herzog Albrecht von Oestreich, der Sohn des Kaisers Rudolf von Habsburg. Ehrgeizig und herrschsüchtig, wie er war, suchte er den Plan seines Vaters mit rücksichtsloser Willkühr durchzuführen und trachtete darnach, auch die Waldstätten zu unterjochen, um aus ihnen und den benachbarten Ortschaften ein Fürstenthum zu errichten. Er sparte hiefür weder List noch Versprechungen aller Art. Diesem Plane setzte aber der kürzlich geschlossene Bund der Waldstätten die größten Hindernisse entgegen.

Als nach Rudolf's Tode wider sein Erwarten nicht er, sondern der Graf Adolf von Nassau zum deutschen Kaiser erwählt wurde, 1291
gerieth er in Zorn, sammelte und erkaufte sich Freunde und brachte so eine bedeutende Macht zusammen. Auch an die Waldstätten wandte er sich; allein dem klugen Hirtenvolke war sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht nicht unbekannt geblieben, und sie standen daher lieber zu Kaiser Adolf, nachdem ihnen dieser ihre Rechte und Freiheiten bestätigt hatte. Aber auch Albrecht wurde von seinen erkauften Truppen zum Kaiser ausgerufen, und es begann ein Krieg zwischen ihm und Adolf von Nassau. In einer mörderischen Schlacht wurde dieser ermordet, und nun war Albrecht alleiniger Kaiser. 1298

Dieser unerwartete Sieg setzte die Bundesgenossen in nicht geringe Sorgen. Denn sie mußten nun seine Rache fürchten, da sie ihm ihre Hülfe versagt hatten. Um daher seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen, sandten sie die achtbarsten Männer als Abgeordnete zu ihm, mit der Bitte, er möchte ihnen, wie sein Vater, ihre Freiheiten und Rechte bestätigen. Albrecht empfing sie äußerst freundlich, entschuldigte sich jedoch, daß ihm gegenwärtig dringende Geschäfte nicht erlauben, in ihr Begehren einzutreten, versicherte sie aber, er werde die Sache nicht vergessen und ihnen in dieser Angelegenheit ebenfalls Abgeordnete senden. — Damit konnten nun die Bundesgenossen um so weniger zufrieden sein, als Albrecht Abgeordnete anderer Länder oder Städte nicht nur anhörte, sondern auch ihre Rechte

und Freiheiten bestätigte. Warum machte er nur bei ihnen eine Ausnahme? Diese Frage vermehrte ihre Besorgnisse.

Nachdem sie nun ein ganzes Jahr vergeblich gewartet hatten,
1299 schickten sie zum zweiten Male dieselbe Gesandtschaft zum Kaiser, der sich aber gerade so benahm, wie das erste Mal. Jetzt sahen die Waldstätten nur zu sehr ein, daß er mit ihnen nichts Gutes vorhabe; allein sie fürchteten sich nicht, sondern schlossen sich noch enger an einander und schwuren, einig zu sein, auf ihrem verbrieften Rechte zu beharren und niemals das Eigenthum eines Herrn zu werden.

1300 Endlich kamen des Kaisers Abgeordnete. Schlau und listig begannen sie ihr Werk. Da sie mit Recht befürchteten, vor der ganzen Versammlung aller Bundesgenossen mit ihrem Ansuchen durchzufallen, so begaben sie sich nach Schwyz allein, um dessen Einwohner durch Schmeicheleien zu gewinnen. Denn sie rechneten so: „Haben wir diese gewonnen, so werden Uri und Unterwalden von selbst dem Beispiele der Schwyzer folgen; wo nicht, so gerathen sie in Zwietracht und haben dann ihre Kraft verloren." So listig dachten die Kaiserlichen; nur Schade, daß sie sich darin verrechnet hatten.

Wie die Abgeordneten Albrecht's nach Schwyz kamen, redeten sie ungefähr so zu dem versammelten Volke:

„Liebe Bundesgenossen! Der Kaiser stellt an Euch das freundschaftliche Ansuchen, Ihr möchtet Euch vom Reiche lossagen und unter seines Hauses Schutz begeben, wie es bereits andere, Euch benachbarte Ortschaften gethan haben. Blicket nach Luzern, Zug und Glarus; diese erkannten des Kaisers Güte und sind unter seiner Herrschaft glücklich. Folget ihrem Beispiele, schließt Euch an, und es wird Euch noch weit mehr Vortheile bringen, als jenen. Ihr werdet, frei und einer vortheilhaften Abnahme gewiß, Euere Butter und Käse auf die Märkte der benachbarten Städte tragen können; man wird Euch alsdann nicht mehr als Fremdlinge behandeln, sondern als Freunde und Mitbrüder begrüßen, Euch begünstigen und so Euern Reichthum und Euer Glück vermehren. — Ihr habt immer einen Schirmvogt nöthig, müßt darum bitten, oft lange auf ihn warten, und bekommt am Ende noch solche, die Euch nicht gefallen und Euch gefährlich sind. Ferner kommen unter Euch selbst oft Unruhen vor, die Ihr selber nicht legen könnt und wo Ihr einen Vertheidiger Euerer Rechte braucht, wie es früher Euch des Kaisers Vater war. Wie tröstlich, wie beruhigend

wird es alsdann für Euch sein, wenn ein mächtiger Fürst Euch beschützt! — Da wird kein Adeliger, kein Abt und kein fremder Machthaber es mehr wagen, Euch zu bekriegen, und ruhig könnt Ihr Euch Eurem Glücke überlassen. — Ihr sagt, daß Ihr im Besitze alter Rechte und Freiheiten seid. Daß Ihr diese hoch schätzet, das ist recht; allein der Kaiser will sie nicht antasten, er will sie Euch nur beschützen und bewahren helfen. Denn er kennt Euch als ein biederes, tapferes Volk, und darum liebt er Euch. Und für seine Liebe verlangt er Nichts, als recht viel Segen über Euch breiten zu können. — Solltet Ihr aber sein gütiges Anerbieten verschmähen, so habt Ihr an ihm den furchtbarsten Feind. Ihr seid von seinen Städten umgeben; dort kann er Euch die Märkte verbieten, von dort aus Euch feindlich überfallen und Euer Land mit Krieg überziehen. Mit Eurer Freiheit ist es alsdann vorbei; er wird Euch nicht mehr als Freunde, sondern als strafbare Feinde behandeln. Darum seid klug und fasset einen Entschluß, der Euch und Euern Nachkommen Segen bringt!"

Die Abgeordneten des Kaisers hatten Nichts sicherer geglaubt, als mit ihrem Ansuchen die Bundesgenossen zu überraschen und sie in die Falle zu locken, ehe sie die Sache reiflich überlegen würden. Allein die Waldstätten wußten schon lange um die Absicht des Kaisers; denn sie hatten sie von ihrem Freunde, dem Grafen von Homberg, erfahren, welcher deshalb selber in die Ungnade des Kaisers fiel und sich zum Schutze gegen seine Feinde auf zehn Jahre mit den Waldstätten verbündete. Daher hatten die Schwyzer ihre Antwort schon in Bereitschaft, und diese lautete also:

„Wir danken freundlich für des Kaisers Anerbietungen, können sie aber nicht annehmen. Denn wir wollen vom Reiche nicht getrennt werden und dürfen auch bei ihm bleiben nach unsern alten ererbten Rechten und den Zusicherungen früherer Kaiser. Unsere Rechte und Freiheiten aber wollen wir beibehalten und gesinnt bleiben, wie unsere Väter. Dem Kaiser wollen wir, als dem Haupte des Reiches, den schuldigen Gehorsam leisten und hoffen, er werde uns diese Antwort nicht übel nehmen."

Die Abgeordneten waren erstaunt, daß ein so kleines Häuflein es wagte, dem mächtigen Herrscher so frei und muthig zu antworten, ohne sich im Geringsten durch Schmeicheleien einnehmen oder durch Drohungen schrecken zu lassen. Ganz mißvergnügt gingen sie über

den See nach Uri und Stanz, erhielten aber überall die gleiche Antwort. Nur fügte man dort noch bei, es gefalle ihnen gar nicht, daß die Söhne Albrechts in den Waldstätten Güter und Leute von Gotteshäusern in Schutz nähmen; denn es stehe hell und klar geschrieben, daß diese, wie die Waldstätten selber, unter des Reiches Schutz stehen sollen. Man bitte aber den Kaiser, endlich alle ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen, denn sein Zögern sei ungerecht und versetze sie in Unruhe.

Aber Albrecht wollte sich nicht dazu verstehen. Obschon dieser erste Versuch, die Waldstätte mit seinem Hause zu vereinigen, gescheitert war, so machte er doch noch einen zweiten und suchte sie durch List in seine Hände zu bekommen. Gerne würde er sie wohl mit Gewalt der Waffen unterjocht haben; allein seine Habgierde machte ihn schon zu verhaßt, als daß er zu einem solchen Unternehmen große Hülfe gefunden hätte; auch gaben ihm die Bundesgenossen gar keinen Grund, Gewalt gegen sie zu brauchen. Er sandte daher seine Leute zu den Vornehmern in den Waldstätten, damit sie dieselben für ihn gewinnen sollten. Er ließ ihnen sagen, wie sie zu großen Ehren kommen würden, wenn sie sich dem östreichischen Hause ergäben; man werde sie dann nicht mehr den „Bauernadel" schelten, sie dürfen alsdann unter den Vornehmsten des Reiches erscheinen u. s. w. Dem Volke hätten sie nichts nachzufragen; auch es thue was ihm beliebe. — Seinen Amtsleuten in Luzern und Zug befahl Albrecht, den Bundesgenossen zuzureden, wie viel vortheilhafter es für sie wäre, wenn sie mit ihnen in brüderlichen Verhältnissen stünden. — Allein die Waldstätten ließen sich nicht bethören.

7. Die östreichischen Vögte.

Wie Albrecht mit der Bestätigung ihrer Rechte immer zögerte,
1301 da beauftragten die Bundesgenossen den Herrn von Attinghausen, Landamman von Uri, daß er dem Kaiser ihre festen Gesinnungen mittheile und ihn von Neuem um einen Reichsvogt ersuche. Das erbitterte den Kaiser und er gab zur Antwort: „Ich will Eurem Begehren willfahren, wie Ihr dem meinigen willfahren habt. Auch soll es Euch leid genug werden, mein Ansuchen so trotzig zurückgewiesen zu haben. Ich will Euch zwar einen Vogt geben, meinen Amt-

mann in Luzern, den Vogt von Rottenburg; diesen berufet, so oft Ihr ihn nöthig habt. Aber einen Reichsvogt bekommt Ihr nicht!" — Das bewies, daß er die Bundesgenossen bereits als seine Unterthanen ansah. Bald konnte hierüber kein Zweifel mehr walten. Der Vogt von Rottenburg erklärte offen, daß sie den Söhnen Albrecht's angehören und daß er bei ihnen in deren Namen richte. Drei Jahre ertrugen sie diese Ungerechtigkeit; allein sie wollten keine so gefährlichen Neuerungen unter sich dulden. Sie schickten daher wieder eine Gesandtschaft zum Kaiser und ließen ihn zum letzten Male um ihre alten Rechte und Freiheiten und um einen Reichsvogt bitten, weil sie nicht gewohnt seien, vergebene Mühe zu haben. Ueber diese freie Sprache ergrimmte Albrecht. Denn jetzt war er überzeugt, daß sich die Bundesgenossen vor seiner Macht gar nicht fürchteten. Er gedachte aber noch einen Versuch zu machen, dieses kräftige Volk zu überwinden, indem er ihnen Reichsvögte geben wollte, die sie auf eine so unmenschliche Weise plagen mußten, daß sie froh sein sollten, seine Unterthanen zu werden. Er sprach daher zu den Gesandten: „Ihr sollt bekommen, was ihr verlangt. Ich will Euch Reichsvögte geben, aber sie in Euer eigenes Land setzen. Gehorchet Ihr diesen nicht, wie mir selber, so werde ich mich an Eurem Leib und Gut rächen, und eure Freiheiten haben alsdann ein Ende." — Mit dieser Antwort kehrten die Gesandten zurück.

Kaum wurde Albrecht's Entschluß bekannt, als sich schon eine Menge Adeliger bei ihm um die Reichsvogtei in den Waldstätten bewarben, um dort auf Kosten der Bauern ein lustiges und herrisches Leben zu führen. Albrecht bestimmte den Ritter Geßler von Bruneck und Behringer von Landenberg als Reichsvögte, zwei harte 1304
und grausame Männer, und befahl ihnen, mitten in den drei Ländern zu wohnen und ohne Gnade hart und strenge zu verfahren, und damit sie sich nicht zu fürchten hätten, versicherte er sie seiner Unterstützung. — Geßler nahm seine Wohnung im Thurme zu Altorf und Landenberg im Schlosse zu Sarnen; der Letztere übergab Rotzberg, eine andere Burg im Unterwaldnerlande, dem jungen, leichtsinnigen Herrn von Wolfenschießen, einem Unterwaldner, der aber von der guten Denkungsart seiner Väter abgewichen war und seine Freude daran hatte, im Dienste Oestreich's über seine Mitbrüder gewaltsam und zügellos herrschen zu können. Auch die Burg

Schwanau im Lowerzersee stand im Dienste der Vögte und gehörte einem frechen, der Sinnlichkeit fröhnenden Menschen.

Die Bundesgenossen, nicht gewohnt, ihre Vögte im eigenen Lande zu sehen, zeigten sich unwillig über solche Neuerung. Diese aber glaubten sich nicht sicher genug und baten daher beim Kaiser um Soldaten. Nun umgab sich jeder mit einer Anzahl Reisiger und Knechte. Im Anfange war ihr Betragen ziemlich freundlich; denn sie wollten versuchen, auf diese Weise die Leute für sich zu gewinnen; bald aber waren sie dieser nutzlosen Verstellung überdrüssig und fingen an, auf unerhörte Art ihrer Grausamkeit und Willkühr freien Lauf zu lassen. Da die Bundesgenossen unmöglich alle Ungerechtigkeiten stillschweigend ertragen konnten, so geschah es oft, daß Dieser oder Jener laut seine Unzufriedenheit äußerte; die Vögte aber hatten überall Spione, und bald saß der Unzufriedene in einem finstern Thurme in Luzern oder Zug oder in Küßnacht. Wer den Spionen verhaßt war, den verklagten sie, und nicht selten geschah es, daß aus nichtigen Gründen rechtschaffene Familienväter von Frau und Kind weggerissen, brave Söhne in dunkle Kerker vergraben und Besitzungen freier Männer gebrandschatzt wurden. Bald gab es kein Haus mehr, das nicht über die Ungerechtigkeit der Vögte zu klagen hatte. Ja, der Uebermuth dieser Tyrannen gieng so weit, daß die armen Gefangenen nicht einmal verhört wurden und für ihren Hunger noch theures Kostgeld bezahlen mußten, als hätten sie eine kräftige und gute Nahrung. Wollten die Bundesgenossen auf die Märkte von Luzern und Zug, so mußten sie mehr Zoll zahlen, als früher, so daß an Gewinn nicht zu denken war; vortheilhafte Käufe wurden als ungültig erklärt, und wer immer wollte, konnte den Unglücklichen Leides zufügen. Es geschahen sogar Dinge, die zu nennen jeder sittliche Mensch erröthen würde. Und zu all' diesen Ungerechtigkeiten mußten die armen Eltern, Brüder und Verwandten schweigen, sonst wartete ihrer ein finsteres Loch in irgend einem Thurme. — Wie manche heiße Thräne mag wohl damals im Stillen geflossen sein, wie mancher Schmerzensseufzer den Himmel um Erbarmen gefleht haben! —

Die Bundesgenossen konnten nicht glauben, daß der Kaiser um diese Ungerechtigkeiten wisse. Daher schickten sie eine Gesandtschaft an
1305. ihn. Albrecht aber verwies sie an seine Räthe. Hier schilderten die Gesandten den kläglichen Zustand ihres Volkes und baten, der Kaiser

möchte sie doch behandeln, wie biedere und ruhige Leute es verdienen. Denn sie hätten solche Ungnade nicht verschuldet, da sie nur bei ihren alten Rechten bleiben und dem Kaiser ihren schuldigen Gehorsam nicht verweigern wollten. Die Räthe aber erwiederten: „Ihr seid an Eurem Unglücke selber Schuld. So lange Ihr Euch widerspenstig zeigt, muß Euch der Kaiser als strafbare Leute ansehen; werdet Ihr aber seine Unterthanen und thut wie Luzern, Zug und Glarus, so könnt Ihr auch seines Wohlwollens sicher sein. Albrecht hat jetzt nicht Zeit, Euch anzuhören; wir werden ihm aber gelegentlich von Eurer Bitte sagen." — Dieser Bescheid machte natürlich die Bundesgenossen noch unwilliger, die Vögte aber noch zügelloser. Weder Unschuld, noch Tugend, noch das ehrwürdige Alter blieb mehr vor ihren frechen Launen verschont.

So ritt einst der Amtmann Wolfenschießen von Engelberg 1306.
nach seiner Feste Rotzberg. Auf der Matte zu Alzellen sah er das junge Weib des rechtschaffenen Konrad Baumgarten. Wie er von ihr vernommen, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, nöthigte er sie, ihm ein Bad zu bereiten, und muthete ihr Mehreres zu, wodurch die junge Frau in Angst und Schrecken gerieth. Sie flehte still zu Gott, dem Beschützer der Unschuld, er möge sie aus den Händen dieses Wohllüstlings erretten. Dann gieng sie unter irgend einem Vorwande hinaus und erzählte Alles ihrem Manne, der eben vom Holzfällen heimkam. In gerechtem Zorne rannte Konrad hinein, mit geschwungener Axt, und erschlug den Junker im Bade mit den Worten: „Dir will ich das Bad segnen, daß du in Zukunft die Weiber in Ruhe lassest!" — Hierauf floh er nach Uri, wo er Freunde hatte. Landenberg ließ ihn überall aufsuchen, und als er ihn nicht fand, forderte er die Brüder des Erschlagenen auf, sich am Mörder zu rächen; diese aber schämten sich, einen Bruder zu rächen, der am Vaterlande zum Verräther geworden war und sich so unverschämte Handlungen erlaubt hatte. —

Im Melchthal, ebenfalls im Lande Unterwalden, wohnte ein wohlhabender Landmann, Heinrich mit Namen. Diesen strafte Landenberg um das schönste Paar Ochsen, weil dessen Sohn einst offen gegen das Betragen der Vögte gesprochen hatte. Arnold, so hieß der Sohn, besaß ein heißes Blut, und wie des Vogtes Knecht die Ochsen nehmen wollte mit der höhnischen Bemerkung: „Die Bauern

sollen den Pflug selbst ziehen", da wallte es in seinen Adern, und mit einem Stocke schlug er den Spötter auf die Hand, daß ihm ein Finger zerbrach. — Schnell floh er nach Uri. — Wie nun Landenberg den jungen Arnold nirgends fand, ließ er den alten Heinrich kommen, nahm ihm die Ochsen weg, forderte von ihm eine Summe Geldes als Entschädigung für seinen Knecht und ließ dem alten
1307. Vater — o unerhörte Grausamkeit! — die Augen ausstechen. — Und doch macht man den Waldstätten den Vorwurf, sie hätten sich mit Unrecht gegen die Vögte erhoben! —

Auch Geßler in Uri erlaubte sich allerlei Grausamkeiten. Um sich vor dem ergrimmten Volke zu schützen, ließ er in Altdorf eine Feste bauen, und wer fragte, wie sie heißen sollte, erhielt die stolze Antwort: „Zwing Uri unter die Stägen!" — Am Jakobstage ließ er vor derselben eine Stange mit einem östreichischen Hute aufrichten und gab den Befehl, daß jeder Vorbeigehende das Haupt entblößen und sich neigen sollte, wie vor dem Kaiser oder vor ihm selber. Denn er sagte, er wolle das Volk noch so zahm machen, daß man es um einen Finger winden könne.

Armes biederes Volk! — mußtest du so geknechtet werden! gab es denn keine Rettung mehr? —

8. Die ersten Eidgenossen. (1307)

Einst ritt Geßler von Uri nach seiner Feste Küßnacht. Sein Weg führte ihn über Steinen im Lande Schwyz, wo Werner Stauffacher ein neues Haus gebaut hatte. Stauffacher war ein biederer Edelmann, welchem des Landes Unterdrückung sehr zu Herzen gieng. Denn er liebte das Volk und ermunterte es, sich von seinen alten Rechten Nichts entreißen zu lassen. Geßler haßte ihn deshalb und sann schon lange auf eine Gelegenheit, ihn zu kränken oder zu verderben. Das wußte Stauffacher gar wohl und wurde daher sehr besorgt, als er den Vogt auf sich zureiten sah. Mit schalkhaftem Blicke betrachtete Geßler das neue Gebäude und fragte den Edelmann mit zornigem Tone: „Wem gehört dies Haus?" — Werner erwiederte demüthig: „Das Haus gehört meinem Herrn, dem Kaiser, und Euch und ist mein Lehen!" — Allein der Vogt war mit dieser ebenso klugen als demüthigen Antwort nicht zufrieden und sagte drohend: „Ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meinen Willen und

wohnen, als wenn sie die Herren wären!" — Und ohne Gruß ritt er von dannen. Das drang dem braven Edelmanne tief in's Herz, und er verfiel in trübe Gedanken. — Da näherte sich ihm liebevoll sein Weib, umschlang ihn mit ihren Armen und fragte nach seinem Kummer. Sie suchte ihn aufzuheitern und rieth ihm, Freunde aufzusuchen und mit ihnen sich zu besprechen, wie der allgemeinen Noth abzuhelfen sei. „Denn", sagte sie, „wohin soll es noch kommen, wenn der freie Mann nicht einmal mehr ein Haus bauen darf? — Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? — Sollen Fremdlinge Herren uns'res Landes und Erben uns'res Gutes sein? wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter auf unsern Armen Bettler tragen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!" —

So sprach das edle Weib. Sonst ist es Gewohnheit der Frauen, die Männer von gefährlichen Unternehmungen abzuhalten. Nicht so die Stauffacherin, die hochherzige Margaritha Herlobig. Sie überwand die Furcht vor der Gefahr; zur Rettung der Freiheit sandte sie ihren Mann aus und wurde so die Mutter der Eidgenossenschaft.

Werner gieng schweigend hinab nach Brunnen, bestieg ein Schiff und fuhr über den See nach Uri zu seinem Freunde Walther Fürst. Hier traf er auch den jungen Arnold von Melchthal. Diesen Männern stellte er vor, wie man die Tyrannei der Fremdlinge nicht länger ertragen könne, noch dürfe, wie die Hirten ihre Freiheit von den Vätern ererbt hätten und dieselbe ihren Söhnen erhalten müßten; er schilderte mit lebhaften Worten, wie der Uebermuth der Herren immer größer werde, wie sich der Burgvogt von Schwanau sündhaft gegen eine brave Tochter von Art benommen und deshalb von ihren Brüdern erschlagen worden sei. Ueberall sei das Volk empört gegen die Unterdrücker der Freiheit; Etwas müsse für das Wohl des Landes gewagt werden, wenn man nicht vollends zertreten werden wolle. —

Walther Fürst und Arnold von Melchthal, welche dachten wie Stauffacher, hörten solche Worte mit Freuden, und sie glaubten, bei der gegenwärtigen Stimmung des Volkes Etwas wagen zu dürfen. Besonders dem jungen, feurigen Arnold glänzten die Augen im Vorgefühle der wieder errungenen Freiheit, und er träumte sich

schon jetzt bei seinem armen, blinden Vater, tröstete ihn und erleichterte ihm sein hartes Loos. — Von ungewöhnlichem Muthe beseelt, den ihnen nur Gott, der Vater der Freiheit, einflößen konnte, tra-
1307 ten sie zusammen und schwuren, das Vaterland zu retten und eher zu sterben, als im Lande übermüthige Tyrannen zu dulden. — Bevor sie aus einander giengen, nahmen sie noch den flüchtigen Konrad Baumgarten in ihren Bund auf. Dann kehrte Jeder in seine Heimath zurück, suchte im Stillen und auf verborgenen Wegen die Treuen des Landes auf, und mit diesen versammelten sie sich von Zeit zu Zeit auf dem Rütli, einer einsamen Wiese am Fuße des Seelisberges, Brunnen gegenüber. Hier am stillen See, umgeben von Busch und Felsen, theilten sie sich mit, was Jeder erforscht hatte. —

Es war in der Nacht des 17. Wintermonats 1807, als jeder der drei Eidgenossen mit noch zehn seiner Verbündeten auf dieser einsamen Wiese sich einfand. Auf verborgenen Pfaden, gleich den Dieben, mußten sie hinschleichen und durften nicht einmal am hellen Tage über das Wohl des Landes sprechen. Das that den braven, an Freiheit gewohnten Männern unendlich weh, und manche Thräne wand sich aus ihren Augen beim Andenken an die frühere glückliche Zeit. — Lange blieb die Versammlung stumm und still. Da ergriff der ehrwürdige Greis Walther Fürst das Wort und schilderte den Zustand des Landes und die traurige Aussicht, trotz ihrer verbrieften Rechte Unterthanen Oestreich's zu werden. „Brüder", sprach er, „solcher Zwang ist nicht länger zu erdulden; wer denkt, wie ich, der erhebe seine Rechte und schwöre zum allmächtigen Gotte, für die Freiheit Leib und Leben zu wagen!" — Und alle die drei und dreissig erhoben ihre Hände zum Sternenhimmel und schwuren, frei zu werden, wie ihre Väter waren, Alles gemeinsam und Nichts eigenmächtig zu wagen, die Vögte mit ihren Knechten zu vertreiben, aber keine Rache an ihnen zu nehmen, zum römischen Reiche zu halten, wie früher, dem Hause Habsburg Nichts von seinem Eigenthume zu entreißen, aber auch nicht zu dulden, daß man ihre Rechte beeinträchtige. Feierlich war der Augenblick; — „wir schwören!" hallte es dumpf über den See; „wir schwören!" tönte es wieder in der Höhe, und die Sterne blinkten freundlicher und die Lüfte trugen den Schwur empor durch die Nacht zum Vater des Lichtes und der Freiheit. —

Nun wurde der kommende Neujahrsmorgen zur Ausführung ihres Planes bestimmt, weil dort die Gelegenheit am günstigsten war, sich der Feste Sarnen zu bemächtigen. An jenem Morgen wollten sie sich wieder als freie Leute begrüßen, und beglückt schon von diesem Gedanken, und im Vertrauen auf Gottes Hülfe kehrten sie nach Hause und sammelten im Stillen noch andere Freunde zu diesem Unternehmen. Ueberall zeigte sich die gleiche Gesinnung; nicht nur der Landmann, auch der Adel wünschte die alte Ordnung wieder her und unterstützte eifrig die Bemühungen der Eidgenossen.

9. Geßler's Tod.

In Uri stand noch immer die Stange mit dem östreichischen Hute. Ein Wächter war aufgestellt, diejenigen zu verzeigen, welche dem Hute nicht die befohlene Ehrenbezeugung erwiesen. Da geschah es, daß am Sonntage, den 18. Wintermonat, Wilhelm Tell, ein angesehener Landmann von Bürglen verbei gieng, ohne das Haupt zu entblößen und ohne sein Knie zu beugen. Wie er nun vor den erzürnten Geßler geführt wurde, entschuldigte er sich, es sei aus Unachtsamkeit geschehen, und bat, man möchte ihm Dieses, als einem unerfahrnen Landmanne, zu Gute halten. Allein damit war Geßler nicht zufrieden, ließ Tell's Kinder kommen und zwang ihn, einem derselben einen Apfel vom Haupte zu schießen, weil er seine Schützenkunst erproben wolle, wie er spöttisch sagte. Da half kein Bitten und kein Flehen; ob auch die Umstehenden über solche Grausamkeit sich entsetzten, ob auch des Vaters Herz im Leibe sich umkehrte: er mußte den grausamen Befehl vollziehen, wollte er nicht sammt dem Kinde des Todes sein. Nach einem langen, schweren Kampfe mit sich selbst befahl Tell seine Sache dem Himmel, legte den verhängnißvollen Pfeil auf seine Armbrust, steckte aber zugleich einen zweiten in sein Göller. Nochmals zitterte er; dann aber zielte er fest, der Pfeil flog dahin, und — jubelnd eilte ihm der Knabe mit dem durchschossenen Apfel entgegen. Freudig umarmte der Vater das ihm zum zweiten Male geborne Kind. —

Allein Geßler ließ seine Freude nicht ungestört, und mißmuthig, daß Tell so glücklich gewesen, fragte er ihn: „Warum hast du einen zweiten Pfeil in dein Göller gesteckt?"— Tell erwiederte, das sei so Schützenart. — Aber damit war der Vogt nicht zufrieden; den er merkte

wohl, daß Tell den wahren Grund verhehle; er fragte daher nochmal und sicherte ihm sein Leben zu. Nun erwiederte Tell mit furchtbarer Stimme: „Hätte der erste Pfeil mein Kind getroffen, so hätte der zweite Dein Herz nicht verfehlt." Geßler erbebte bei dieser Antwort, ließ den Tell binden, um ihn über den See nach Küßnacht zu führen. „Denn", sagte er, „Dein Leben habe ich Dir zugesichert; aber ich will Dich an einen Ort führen, wo Du weder Sonne noch Mond sehen sollst."

Es schien, als ob die ganze Natur sich über die unmenschliche Handlung des Vogtes empören wollte. Wie er mit dem gebundenen Tell mitten auf dem See war, erhob sich ein gewaltiger Sturm; der Föhn thürmte die Wasser zu mächtigen Wellen, und diese rissen das Schiff bald mit sich in die Höhe, bald warfen sie es wieder in die Tiefe, daß es in den Fluthen zu versinken drohte. In dieser Noth befahl Geßler, den Tell, der nicht nur ein guter Schütze, sondern auch ein trefflicher Steuermann war, loszubinden, und übergab ihm die Lenkung des Schiffes. Tell ermunterte die Ruderer zu unermüdeter Anstrengung und arbeitete sich durch die Wellen hindurch nach dem Arenberge. Wie er an eine am Ufer vorspringende Felsenplatte kam, ergriff er plötzlich seine neben ihm liegende Armbrust, wagte den kühnen Sprung an's Land und stieß mit kräftigem Fuße das Schiff in die tobenden Wellen zurück. Hierauf eilte er auf geheimen Fußpfaden, die nur dem Jäger bekannt waren, nach Küßnacht und verbarg sich dort in der hohlen Gasse, wo Geßler vorbeikommen mußte. Wie er ihn mit seinem Gefolge daher reiten hörte, da legte er einen scharfen Pfeil auf seine Armbrust. Sein Herz bebte vor der That zurück, die er begehen wollte; bis jetzt hatte er nur auf des Waldes Wild geschossen; allein er mußte sein Weib und seine Kinder vor des Vogtes Rache schützen. Recht gab es ja keines mehr im Lande, selbst beim Kaiser nicht: — so mußte denn die Nothwehr richten. „Soll Ein's von Beiden fallen, unschuldig' Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: — so falle du, und Freiheit steige wieder!" – So dachte Tell. Geßler kam; plötzlich zischte es durch die Luft und der Tyrann sank, von wohlberechnetem Geschosse
18. Nov. 1307 durchbohrt, vom Pferde und endete sein Leben in den Armen seiner bestürzten Knechte.

10. Das Land wird wieder frei. (1308)

Tell eilte sogleich über Steinen und Schwyz nach Uri und hielt sich dort verborgen. Ueberall wurde er mit lebhafter Freude empfangen. Noch am gleichen Abend hielt man eine Versammlung auf dem Rütli und beschloß, an dem früheren Plane Nichts zu ändern. Denn Albrecht war in fernen Landen und man hatte also von ihm wenig zu befürchten.

Endlich graute der langersehnte Neujahrsmorgen 1308. Schon in der Nacht wurde die Feste Rotzberg genommen, indem ein Jüngling mit mehreren Verbündeten sich von einer Magd an einem Seile in's Schloß hinaufziehen ließ und sich so der Burg bemächtigte.

In Sarnen hatte Landenberg eingeführt, daß ihm die Bauern jeden Neujahrsmorgen Geschenke bringen sollten. So begegnete er schon frühe zwanzig Landleuten mit Kälbern, Ziegen, Hühnern u. s. w. Landenberg hieß sie vergnügt hinaufziehen. Es hatten sich aber noch dreißig Verbündete im nahen Gehölze versteckt. Wie nun die Unterwaldner im Schlosse ankamen, nahmen plötzlich Alle ein verstecktes Spießeisen hervor und befestigten es auf ihre Stöcke; die andern Dreißig eilten herbei, und nun bemächtigte man sich des ganzen Gesindes. Wie Landenberg den Lärm hörte, nahm er die Flucht, weil er leicht errathen konnte, was er zu bedeuten habe. Er wurde aber eingeholt, an die Grenze geführt und mußte dort sammt seinen Leuten schwören, das Land nie mehr zu betreten. — Auch die Knechte auf Rotzberg wurden dem Vogte gleicherweise nachgeschickt; denn man wollte ihnen nichts Leides zufügen. — Bald vernahm man auch von den übrigen Orten, daß die Burgen Zwing-Uri und Schwanau zerstört und Albrecht's Leute glücklich vertrieben seien. Von allen Seiten begrüßten sich die Hirten; von allen Seiten ertönte das Wort Freiheit. Freudenfeuer leuchteten auf den Bergen; das Alphorn hallte fröhlich in den Schluchten, und überall, in Sarnen, Stanz, Uri und Schwyz jubelten die Einwohner und dankten dem Herrn, der ihr Unternehmen gesegnet hatte.

Es läßt sich indeß leicht denken, daß Kaiser Albrecht zu diesen Vorfällen kein freundliches Gesicht machte. Auf schreckliche Rache sinnend kam er nach Baden, befahl den Grafen und Edeln, sich zu zu einem Kriege zu rüsten, und hätte ihn nicht ein Streit mit dem

Bischofe von Basel daran verhindert — denn Albrecht hatte sich mit aller Welt verfeindet —, so wäre er vielleicht sogleich gegen die Waldstätten aufgebrochen. Doch sollten diese seinen Zorn fühlen, wenn er auch nicht den Augenblick sie mit dem Schwerte züchtigen konnte, und deshalb untersagte er den Luzernern und Zugern und denen von Zürich auf's Strengste, den Eidgenossen ihre Märkte zu öffnen. Die freiheitliebenden Hirten ließen sich aber nicht abschrecken und vertrauten auf die Hülfe dessen, der ihnen die Zwingherren hatte stürzen helfen. Und ihr Vertrauen wurde auch belohnt. Der herrschsüchtige Kaiser hatte nämlich dem Herzoge Johann, dessen Vormund er war, sein Erbtheil vorenthalten, worüber aufgebracht sich dieser mit einigen Freunden verschwor, ihn zu tödten. Als der Kaiser am 1. Mai 1308 seine Gemahlin Elisabeth in Rheinfelden besuchen wollte, stürzte bei Windisch Johann mit seinen Verbündeten plötzlich auf ihn; der Kaiser sank verblutend zusammen und endete in den Armen eines Weibes. Die Mörder aber flohen, vom Gewissen verfolgt, auseinander.

Erst jetzt war die Freiheit der Eidgenossen gesichert; denn der nachfolgende Kaiser war ein Luxemburger und hatte keine Ursache, den Waldstätten zu grollen, weshalb er ihnen die Freiheiten schon im Jahre 1309 bestätigte. Aber das Haus Oestreich blieb ihnen feindlich gesinnt; denn bei der Verfolgung der Mörder Albrecht's wollten sich die Eidgenossen nicht betheiligen, und das weckte den Zorn der Kinder des Ermordeten auf's Neue. Agnes, Herzog Friedrich und Leopold suchten ihnen zu schaden, wo sie konnten. So mußten die Luzerner einmal Nachts in einem großen Schiffe die Unterwaldner bei Stansstaad überfallen, wurden aber von diesen und den benachbarten Urnern übel empfangen, da man um ihr Vorhaben gewußt und sich schon darauf vorbereitet hatte.

1313

11. Die Schlacht am Morgarten. (1315)

Als der Nachfolger Albrecht's, Kaiser Heinrich VII., gestorben war, wurden von den deutschen Fürsten zwei Kaiser auf ein Mal gewählt. Der Eine war Friedrich von Oestreich, der älteste Sohn des bei Windisch ermordeten Fürsten; der Andere war Herzog Ludwig von Baiern. Die Eidgenossen hielten es natürlich mit dem Letztern, was das Haus Oestreich noch mehr erbitterte.

Es gab allerlei kleinere und größere Zwistigkeiten. Einerseits erlaubten sich die Eidgenossen mehrere feindliche Angriffe gegen die benachbarten östreichischen Städte, wie Luzern, gegen das Kloster Einsiedeln u. s. w.; anderseits wurden sie Kleinigkeiten wegen von Kaiser 1314
Friedrich in die Reichsacht erklärt und vom Bischof von Constanz in den Kirchenbann gethan. Aber auch sogleich wurden sie vom Kaiser Ludwig wieder freigesprochen, und dessen Freund, der Erzbischof von Mainz, hob auch den Bannfluch auf. Das erbitterte die Oestreicher noch mehr, und so beschloß Herzog Leopold, der Bruder Kaiser Friedrich's, das unbändige Hirtenvolk zu züchtigen und endlich durch Waffengewalt zu entscheiden, ob die Waldstätten dem Hause Habsburg gehören sollen oder nicht. Durch die Streitfrage der beiden Kaiser, welche eine Dazwischenkunft Ludwig's unmöglich machte, begünstigt, sammelte er in Zug ein mächtiges Heer; Schaffhausen, 1315
Winterthur, Zug, ganz Aargau und Thurgau mußten ihre Mannschaft liefern; selbst von Zürich erhielt er 50 Mann. Nun sollte der Graf von Straßenberg aus dem Oberlande mit 4000 Mann über den Brünig ziehen, während 1000 Krieger aus Willisau, Luzern und Entlebuch vom See her Nidwalden überfallen sollten. Gleichzeitig wollte Leopold selbst von Zug aus zwischen dem Egeri-See und dem Berge Morgarten hinziehen und am Sattel mit der Hauptmacht unversehens ins Schwyzerland einfallen. Damit dies eher möglich würde, mußte Heinrich von Hünoberg mit einiger Mannschaft nach Art ziehen, um die Aufmerksamkeit der Eidgenossen dahin zu lenken. So listig hatte der Feind seinen Plan angelegt. Des Herzogs Hofnarr aber meinte: „Ihr habt da wohl gut gerathen, wie Ihr in's Land der Eidgenossen fallen wollt; aber noch Keiner hat errathen, wie er wieder herauskömmt.“ —

Um die Sache wo möglich auf friedlichem Wege beizulegen, wandten sich die Eidgenossen an den Grafen Friedrich von Toggenburg. Denn er und andere Edle hatten Mitleid mit dem braven Hirtenvolke und wünschten, daß es verschont bliebe. Auf seine Vermittlung schien auch der Herzog bereit, von dem beabsichtigten Kriegszuge abzustehen, aber unter der Bedingung, daß sie seinen Bruder als Kaiser anerkennen und zu Oestreich halten sollten. Aber das war es ja gerade, was sie nicht wollten; um diesen Absichten Oestreich's kräftig entgegen zu treten, hatten sie im Rütli geschworen; für Freiheit

und Unabhängigkeit hatten sie die Vertreibung der Vögte gewagt, und Freiheit und Unabhängigkeit wollten sie sich auch für die Zukunft bewahren. — So konnte nur ein Kampf entscheiden. Eiligst besetzten die Eidgenossen die Grenzen und sandten eine Botschaft an Kaiser Ludwig um Hülfe. Er aber hatte genug für sich zu thun, und so waren die Bedrohten auf sich selbst angewiesen.

Es schien fast, als ob die List des Herzogs Leopold gelingen wollte; denn Niemand dachte an einen Angriff von Morgarten her. Zwar ahnten die Unterwaldner wohl, man könnte sie vom See aus und über den Brünig überfallen, und waren daher auf ihrer Hut. Die Schwyzer aber befestigten Art, warfen dort eine Schanze auf, Letzemauer genannt, und ließen so unbewußt dem Feinde den Hauptpaß frei. Armes Ländchen! So muß nun wohl deine Freiheit vernichtet, dein Volk geknechtet werden! Niemand warnt dich vor der List deines Gegners, und ehe du es verstehst, wird er mitten in deinem Herzen sitzen, und der ruhmvolle Sieg, den vor kaum acht Jahren deine Freiheitsliebe über tyrannische Knechtschaft davontrug, soll unerbittlich mit einem Schlage zernichtet werden! — Doch das Vertrauen des tapfern Hirtenvolkes auf den Schutz des gerechten Himmels darf nicht zu Schanden werden.

Heinrich von Hünoberg war nach dem Plane Leopold's mit einigem Kriegsvolk gegen Art gezogen und hatte sich dort an der Schanze gelagert. Die Eidgenossen verstärkten nun ihre Mannschaft und erwarteten täglich einen Angriff. Der Edle von Hünoberg aber war ein Freund der Eidgenossen, und gern hätte er das Unglück von ihnen abgewendet. Aber was konnte er thun? Leopold war nicht zu besänftigen, und so mußte er geduldig zusehen, wie das tapfere Hirtenvolk unterjocht wurde. Lange sann er nach. Da kam ihm ein Gedanke; er führte ja, was damals eine Seltenheit war, die Feder eben so gut, als das Schwert.

Es war zwei Tage vor dem Feste des heil. Othmar, als die Schwyzer wie gewöhnlich bei Art Wache hielten. Auf ein Mal flogen Pfeile über die Schanze; man erschrack anfangs; wie erstaunten aber
14. Nov. 1315 die Männer, als sie an den Pfeilen Zettel fanden mit der Warnung: „Hütet Euch auf Othmar's Vorabend Morgen am Morgarten!"

Sogleich sandten die Eidgenossen nach Uri und Unterwalden um Hülfe; denn die Zeit drängte. Von Uri kamen 400, von Unter-

walden 300 Mann. Mit diesen verbanden sich 600 Schwyzer. — Der ehrwürdige Greis Rudolf Reding von Bibereck hielt an die versammelten 1300 Krieger eine ermuthigende Rede, worin er sie zum Kampfe begeisterte, ihnen manchen guten Rath gab und sie auf den Beistand des Allmächtigen verwies. Hierauf zogen sie noch am gleichen Abend an den Berg Sattel bei Morgarten und erwarteten mit Ungeduld den folgenden Morgen. Nicht weit von ihnen, jedoch jenseits der Landmarken, waren schon 50 Männer thätig, um dem Feinde einen überraschenden Empfang zu bereiten. Es waren Schwyzer, die aus dem Vaterlande verbannt worden waren. Sie hatten bei der Regierung angefragt, ob sie wieder Aufnahme fänden, damit sie ihre Kräfte mit denen ihrer Mitbürger vereinigen könnten. Und als ihnen Dieses nicht gestattet wurde, weil es nicht gut schien, um der Gefahr willen die Gesetze zu brechen, da wollten die Sträflinge zeigen, daß es ihnen mit der Vaterlandsliebe Ernst sei. Sie sammelten die ganze Nacht Steine und Holzblöcke und legten sie oberhalb des Weges, den Leopold ziehen mußte, in Bereitschaft.

Der Morgen des 15. Wintermonats graute, und schon in aller Frühe setzte sich Leopold's Heer in Bewegung. Zwanzigtausend Mann zu Roß und zu Fuß, bestehend aus dem vornehmsten Adel und den tapfersten Fußkämpfern, zogen gegen 7 Uhr Morgens fröhlich am Egerisee hinauf. Keiner ahnte die Nähe eines Feindes; stolz wieherten die Pferde; munter schwatzten die Edlen mit einander, als wär's nur ein Spazierritt; Leopold allein war ernst und in tiefes Nachdenken versunken. Der Weg war eng, oft so eng, daß nur zwei, höchstens drei Reiter neben einander Platz hatten. Mehr in buntem Gewimmel, als in kriegerischer Ordnung folgte dicht auf einander das Fußvolk. Sie nahten sich der Grenze. Auf einmal rollen grobe Holzblöcke und Felsstücke den Berg herunter mitten unter die erschrockenen Reiter; zugleich erhebt sich oben ein furchtbarer Lärm; ein Hagel von Steinen wirbelt durch die Luft, und, in den leichten Morgennebel gehüllt, stürzen sich die wilden Krieger auf das wohlgerüstete Heer, hauen, stechen, schlagen und verbreiten Schrecken, Verwirrung und Tod unter die Reihen der Oestreicher. Es waren die 50 Verbannten von Schwyz, die sich ihr Vaterland wieder verdienen wollten. — Die Verwirrung des Feindes benutzend, eilten auch die Eidgenossen unter furchtbarem Geschrei heran, wälzten sich von vorne

auf den nun vollends bestürzten Feind, hieben um sich mit ihren Morgensternen und Hellebarden und richteten ein schreckliches Blutbad an. Eilig wollte man sich zurückziehen, aber o weh! — die Feinde sperrten sich selber den Weg. Da ward die Verwirrung allgemein; Jeder suchte zu entfliehen; kein Rufen, kein Befehl wurde mehr gehört; Viele sprangen in den Egerisee und ertranken. Selbst Herzog Leopold konnte kaum der Verfolgung entrinnen, und todtenblaß kam er Abends nach Winterthur. Am tapfersten wehrten sich die Züricher und Zuger; aber auch sie mußten den Schlägen der Eidgenossen erliegen.

Endlich nach zweistündiger Verfolgung kehrten die Sieger wieder auf das Schlachtfeld zurück und dankten Gott auf den Knieen für den errungenen Sieg. Gegen 1500 Mann, die Blüthe des östreichischen Adels, hatten an diesem ewig denkwürdigen Morgen das Leben verloren. Auch Landenberg und zwei Geßler waren unter den Erschlagenen. Die Eidgenossen vermißten nur sechszehn ihrer Tapfern.

Noch war der Feind nicht ganz besiegt. Aber schon am folgenden Tage wurden auch die Luzerner von den Hirten geschlagen, nach-
16. Nov. dem es bei Bürgisstaad zu einem hitzigen Gefechte gekommen war. Straßenberg aber, der in Obwalden eingefallen war und das Land verwüstet hatte, floh beim Anblick der heimkehrenden Sieger erschrocken über alle Berge. — So glorreich endete der erste Krieg der Eidgenossen mit Oestreich.

D'rum, o Schweizervolk, verzage nicht, wenn auch drohende Stürme deine Alpen umtoben. Auch ein kleines Volk ist stark, wenn es einig ist und fest auf Gottes Schutz vertraut.

Und dir, o rettendes Geschoß,
Gewohnt sonst, Tod zu bringen,
Das einst die Freiheit uns erschloß,
Dir mögen Lieder klingen!

Und immer soll dein Lob ertönen,
Und immer soll dein Ruhm erschallen!
Und heilig sei den Schweizersöhnen
Und ihren späten Enkeln allen
Der Pfeil von Hünoberg!

Nun herrschte wieder allgemeiner Jubel in den Waldstätten. Man beschloß, jährlich einen Buß- und Feiertag, jedesmal am Freitag und Samstag nach St. Martinstag, anzuordnen, zum Danke für den ihnen von Gott verliehenen Sieg. Dann erneuerten die drei Länder ihren ewigen Bund und bekräftigen ihn durch Brief und Eidschwur. Zugleich wurden Oestreich gegenüber nähere Bestimmungen festgesetzt und erklärt, daß die drei Länder den Herren, welche ihr Land angreifen oder zu unrechten Dingen nöthigen wollten, keine Verpflichtungen halten würden, bis sie sich mit ihnen vertragen hätten. Anderseits versprachen sie sich gegenseitig, ohne Wissen und Willen Aller keinen Schirmherrn zu wählen, und jeder Ort verpflichtete sich, fernere Bündnisse nur mit Zustimmung der beiden andern einzugehen. Das geschah zu Brunnen, den 9. Christmonat 1315. „Alle für Einen, Einer für Alle," das war der Hauptgrundsatz dieses Bundes, welcher der Träger aller spätern eidgenössischen Bünde werden sollte.

Von Kaiser Ludwig dem Baier wurde der Vertrag von Brunnen stillschweigend anerkannt. Ludwig begünstigte sogar das Streben der Eidgenossen. Denn als Leopold die Feindseligkeiten immer fortsetzte, hob der Kaiser die grundherrlichen Rechte der östreichischen Herzoge in den drei Ländern auf und erklärte ihre Leute und Güter, welche sie daselbst besaßen, reichsfrei. Er gestattete den Thälern eigene Gerichte und behielt sich von allen Rechten, die bis jetzt dem Reiche 1324
gehört hatten, nur das Recht des Blutbannes vor. So machte die Freiheit in den Thälern immer mehr Fortschritte.

12. Der Vierwaldstättenbund. (1332)

Während im Auslande Papst, Bischöfe und Fürsten in immerwährende Streitigkeiten, sogar in blutige Kriege verwickelt waren, erwachte in dem benachbarten Luzern immer mehr das Streben nach Freiheit. Die Stadt war nämlich unter Kaiser Rudolf von Habsburg vom Kloster Murbach losgekauft und dem östreichischen Hause einverleibt worden. Seither wurden die Luzerner auch mit in die östreichischen Händel gerissen, und ihr nunmehriges Verhältniß zu den drei Ländern war nichts weniger, als friedlich, wie wir oben gesehen haben. Auch die Eidgenossen vergalten ihnen mit gleicher Münze, und besonders während des letzten

Krieges hatten die Luzerner ihre Feindschaft hart empfinden müssen, da die Stadt von ihnen wiederholt befehdet und ihr Handel mit Italien über Uri und den St. Gotthard gehemmt wurde. Auch der Verkehr zwischen Luzern und den Waldstätten selbst stockte ganz, und dadurch begann der Wohlstand zu sinken. Das verdroß die Mehrzahl der Luzerner, und man fing an zu wünschen, mit den Nachbarn wieder auf friedlichen Fuß zu kommen. Es bedurfte daher nur einer Veranlassung, um diesen Wunsch zu verwirklichen; sie zeigte sich bald.

Die östreichischen Herzoge ließen zu leichte Münzen prägen, und als die Bürger dieselben nicht annehmen wollten, so erhöhten jene das Ohmgeld. Solche Plagen machten die Luzerner noch mißmuthiger, besonders da sie sahen, wie sich die Freiheit in den Waldstätten immer mehr erhob. Deshalb verbündeten sich zuerst sechs-
1328 undzwanzig Bürger zur Wahrung und Vermehrung der Stadtrechte, und dieses Bündniß wurde bald nachher von Rath und Bürgern gutgeheißen. Es wurde nun mit den Waldstätten ein zwanzigjähriger Friede geschlossen, ohne daß jedoch die Rechte des Hauses Oestreich verletzt werden sollten. Die östreichischen Herzoge aber waren damit nicht zufrieden und wandten Alles an, dieses Bündniß aufzuheben, da die Stadt als östreichische Unterthanin mit den drei Ländern keinen Frieden schließen dürfe. Aargauische Reiter rückten bis vor ihre Thore; die Bürger aber hielten noch fester zusammen; die Feinde mußten abziehen und Luzern, dadurch ermuthigt, schloß mit den drei Ländern am 7. Wintermonat 1322 einen ewigen Bund, laut welchem keiner der verbündeten Theile ohne Einwilligung der andern einen Vertrag schließen durfte und jeder verpflichtet war, die andern auf ihre Mahnung durch Rath und That zu unterstützen. Dieser Vertag heißt der Vierwaldstättenbund.

Von jetzt an war Luzern der vierte Ort der Eidgenossenschaft. Zwar suchten der Adel und die Herzoge durch Gewalt die Stadt wieder zu erobern; aber sie wurden mit Hülfe der Eidgenossen zurückgetrieben, ja diese drangen bis in den Aargau vor und nahmen Genugthuung für die feindlichen Angriffe der Oestreicher. Den gefährlichsten Feind jedoch hatten die Luzerner in ihrer Mitte selbst, indem sich mehrere österreichisch Gesinnte mit einander verschworen, in der Peter- und Pauls-Nacht alle Anhänger des Vierwaldstätten-

bundes zu ermorden. Der Anschlag schien gelingen zu wollen; denn 1333
schon war die verabredete Nacht angebrochen, ohne daß Jemand Böses ahnte. Die Verschwornen befanden sich bewaffnet unter den Schwibbogen am Ufer des Sees, unter der Trinkstube der Schneider, und verabredeten ihren Mordplan. Doch die Vorsehung wollte, daß Luzern gerettet werde. Zufällig kam ein Knabe in ihre Nähe und vernahm Alles. Er wollte wegschleichen, um die Bürger zu warnen und das Unglück von der Stadt abzuwenden, wurde aber entdeckt, ergriffen und unter Androhung des Todes gezwungen, zu schwören, daß er keinem Menschen sagen wolle, was er so eben vernommen. Der Knabe leistete den Eid, und zitternd vor Angst eilte er auf die Trinkstube der Metzger, wo noch Bürger zechten, und klagte dem Ofen, was er keinem Menschen sagen durfte. Sogleich eilten die Bürger fort, weckten den Schultheißen und die ganze Stadt und nahmen die Verschwornen gefangen. — Hülfsvolk aus Unterwalden eilte herbei; die Verfassung wurde geändert und ein großer Rath von 300 Bürgern bestellt. Diesem stand ein halbjährlich gewählter Schultheiß vor.

So wurde Luzern durch die Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben gerettet. Allein noch mancher Versuch wurde gemacht, den Bund aufzulösen, bis im Jahre 1343 die Gemeinde beschloß, solche Verräthereien mit dem Tode zu bestrafen. Die östreichischen Herzoge aber waren mit andern Kriegen überladen und mußten sich mit einem Frieden begnügen. —

13. Zürich im ewigen Bunde mit den Eidgenossen. (1351)

Am Ausflusse der Limmat aus dem Zürichsee lag die freie Reichsstadt Zürich, die sich gegen die Waldstätten bald friedlich, bald feindlich benahm. So wissen wir, daß die Züricher am Morgarten gegen die Eidgenossen fochten.

Noch zur Zeit der Aufnahme Luzern's in den ewigen Bund herrschten in Zürich die Vornehmen, Patrizier genannt, welche die gemeine Volksklasse, besonders aber den Handwerkerstand sehr bedrückten. Dieser wurde daher immer mißmuthiger, und Nichts war ihm erwünschter, als daß Ritter Rudolf Brun sich an seine Spitze stellte. — Brun verlangte am 1. Mai 1336, daß die Regierung Rech-

nung ablege über die Verwendung der Staatsgelder, und als die Räthe damit zögerten, wurde das Rathhaus erstürmt, die Regierung gestürzt und Brun beauftragt, eine neue Verfassung zu entwerfen und die Leitung der Stadt zu übernehmen. Nun theilte Brun die Handwerker in 13 Zünfte und setzte über jede einen Zunftmeister. Diese Zunftmeister, sechs Ritter und sieben Burger machten von nun an den Rath aus, welcher jährlich zweimal gewählt wurde. Brun selber war Bürgermeister auf Lebenszeit, und alle Bürger mußten ihm jährlich zweimal den Eid der Treue leisten.

Solche gewaltige Veränderungen konnte jedoch der gestürzte Adel nicht ruhig ertragen, und besonders Rapperswyl, eine habsburgische Stadt mit Schloß am Zürichsee, wohin viele Verbannte sich flüchteten, befehdete Zürich fortwährend. Zwar vermittelten Kaiser Ludwig
1337 und Herzog Albrecht von Oestreich einen Frieden. Aber die verbannten Edelleute sannen stets auf Rache und verschworen sich, in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung 1350 den Bürgermeister sammt allen seinen Anhängern zu ermorden. Aehnlich wie in Luzern wurde die Verschwörung entdeckt, und Brun vernichtete mit seinen Zunftbürgern die östreichische Partei der Stadt auf blutige Weise. Dann zog er nach Rapperswyl selbst, nahm die Stadt ein, jagte die Einwohner fort, verbrannte und verwüstete Alles und mordete ohne Erbarmen. — Jetzt mußte er natürlich die Rache der östreichischen Herzoge befürchten und suchte deshalb nach Hülfe, um so mehr, da er durch sein grausames Verfahren sich zahlreiche und mächtige Feinde in Zürich selbst zugezogen hatte. — Er wandte sich daher zu den vier Waldstätten und schloß mit diesen den 1. Mai 1351 einen ewigen Bund, gleich Luzern, nur mit dem Vorbehalt, daß Zürich Sonderbünde schließen dürfe.

Die Eidgenossen sahen den Beitritt Zürich's mit Freuden. Denn an dieser Stadt gewannen sie eine mächtige Vormauer, und der offene Markt war ihnen von großem Vortheile. Zürich hingegen erhielt an den vier Waldstätten bedeutende Unterstützung seiner Macht, welche diese auch bald nöthig hatte. Denn der Herzog Albrecht von Oestreich wollte die Zerstörung seiner Stadt Rapperswyl rächen, sammelte deshalb ein Heer und fing an, Zürich zu beunruhigen. Nun rief Brun die Eidgenossen zu Hülfe, und sogleich kamen 1200 zur Bewachung der Stadt herbei. Dann zog der Bürgermeister mit

beinahe 2000 Mann gegen den Feind und benahm sich wieder sehr übermüthig, brannte, raubte und mordete. Unvorsichtiger Weise kam er bei Tätwyl in ein enges Thal und bemerkte nicht, daß er vom 26. Dec. 1351
Feinde eingeschlossen wurde. Als er das Gefährliche seiner Lage einsah, war es bereits zu spät, sich mit seinen Leuten zurückzuziehen. So übermüthig er vorher gewesen, so feige zeigte er sich jetzt. „Ich meine", sagte er zu seinem Knechte, „es ist besser, wir machen uns davon; denn es wird hier kaum Einer am Leben bleiben, und bin ich todt, so ist auch das liebe Zürich verloren." – Und wirklich verließ er mit seinem Diener heimlich das Lager und floh auf sein Landhaus bei Zürich, um dort zu erwarten, wie die Sache ablaufen werde. Desto tapferer benahm sich der edle Rüdiger Manasse. — Als er des Bürgermeisters Flucht inne wurde, rief er die bestürzten Krieger zusammen und sprach folgendermaßen zu ihnen: „Liebe Mitbürger! Unsere Lage ist bedenklich. Wir sind rings vom Feinde eingeschlossen, und ihre Anzahl ist weit größer, als die der Uns'rigen. Deswegen eilte unser Hauptmann nach Zürich, um Hülfe zu holen. Kämpfen wir also muthig, bis er kommt; Gott wird unsern Arm stärken!" — Der Kampf begann; er war hitzig. Die tapfern Züricher wehrten sich verzweifelnd, immer auf die Hülfe hoffend, welche ihnen Brun bringen sollte. Aber umsonst war ihr Harren, umsonst ihr dreistündiges, verzweifeltes Ringen; schon begannen ihre Kräfte zu ermüden: — da plötzlich schallte von der Höhe herab der freudige Ruf: „Hie Zürich!" — Es waren nämlich 150 Mann aus Wollerau, Pfäffikon u. s. w., die sich verspätet hatten. Und herab stürzten sie durch das Gehölz auf den erschrockenen Feind, der ihre Zahl weit überschätzte, und nun wandten sich die Oestreicher zu schleuniger Flucht. Neuer Muth kam über die erschöpften Züricher; man setzte den Fliehenden noch heftiger zu und verfolgte sie bis nach Baden. Siebenhundert Feinde wurden getödtet, während Zürich nur 40 Mann verlor. Dann kehrten die Sieger wieder auf das Schlachtfeld zurück, wo sie blieben bis zum Abend und dem Lenker der Schlachten für den verliehenen Sieg dankten. Am folgenden Tage flatterten vor dem Rathhause in Zürich sechs dem Feinde abgenommene Banner.

Obwohl das Benehmen Brun's Allen mißfiel, verlor er doch die Gunst der Züricher nicht, weil man ihn für die beste Stütze gegen

den Adel ansah. Er wurde in seinem Landhause mit fliegenden Fahnen abgeholt und als Bürgermeister auf Lebzeit bestätiget. —

14. Der ewige Bund mit Glarus. (1352.)

Oestlich von Schwyz und Uri liegt zwischen hohen Bergen das liebliche Thal Glarus. Dieses Thal stand schon um das Jahr 900 unter dem Kloster Seckingen, welches ein Reichsstift war, und wurde von demselben so milde verwaltet, daß es immer mehr aufblühte. Besonders lieb war diesem Ländchen die Freiheit, die ihm aber bald genommen werden sollte. Unter Kaiser Rudolf von Habsburg kam es gleich Luzern an das Haus Oestreich und hatte von jetzt an unter den östreichischen Vögten viel zu leiden, welche die Steuern verdoppelten und sich durch mancherlei Uebermuth verhaßt machten.

Als Herzog Albrecht Zürich bekriegen wollte, verlangte er auch Zuzug von Glarus, der ihm aber verweigert wurde. Nun wollte er das Thal selbst besetzen, um von hier aus die Eidgenossen überfallen zu können, wenn sie der Stadt Zürich Hülfe bringen würden. Aber
1351 plötzlich eilten die Waldstätten herbei und nahmen ganz Glarus ein. Das Volk schwur ihnen Treue und bewies sie sogleich dadurch, daß es Hülfsmannschaft nach Zürich sandte. — Diesen Zeitpunkt benutzte der östreichische Landvogt, Walther von Stadian, und brach mit vielem Volke von Weesen auf, wohin er geflohen war. Aber die Bewohner von Glarus wollten ihre Freiheit nicht mehr verlieren; sie schaarten sich zusammen, und unweit Näfels kam es zu einem Kampfe, in welchem die Glarner siegten und der Landvogt mit 150 Mann das Leben einbüßte. — Hierauf schlossen sie mit den Eidgenossen einen ewigen Bund, den 4. Brachmonat 1352, in welchem jedoch Glarus mit den übrigen Orten noch nicht gleichberechtigt war und die Eidgenossen gleichsam noch Aufsicht über das Ländchen führten. Die Rechte des Klosters Seckingen und des Hauses Oestreich blieben dabei gesichert.

15. Der Bund mit Zug. (1352.)

Kaum war der Bund mit Glarus beschworen, als schon wieder ein neuer unterzeichnet wurde. Schon längst war nämlich den Eidgenossen ein östreichischer Waffenplatz im Wege, der am Eingange

in die Waldstätten lag. Es war das feste Städchen Zug am See gleichen Namens. Die Zuger erlaubten sich allerlei Feindseligkeiten gegen die Eidgenossen sowohl auf dem Markte als auch durch Befehdungen und hinderten besonders den freien Durchpaß zwischen Zürich und den Waldstätten. So zogen sie, als die Eidgenossen als Wache in Zürich lagen, mit fünf Schiffen nach Art, um dort einzufallen. Das geschah am gleichen Tage, als Walther von Stadian in Glarus einbrach. Sie wurden aber geschlagen und bis nach Zug zurückgedrängt. Um für die Zukunft derartigen Einfällen von Zug her vorzubeugen, beschlossen nun die Eidgenossen, die Stadt zu erobern, und es zogen 2600 Mann vor dieselbe und belagerten sie. Das sogenannte äußere Amt, Baar, Egeri und Am Berg,*) war der östreichischen Herrschaft längst überdrüßig und ergab sich sogleich; die Stadt hingegen wehrte sich muthig fünfzehn Tage lang. Sodann verlangte sie eine Bedenkzeit von drei Tagen und schickte eiligst eine Gesandschaft an Herzog Albrecht nach Königsfelden, damit er seinen bedrängten Unterthanen Hülfe sende. Die Abgeordneten wurden aber ziemlich kalt empfangen; ja, der Herzog beachtete sie kaum, und als sie ihm ihr Anliegen vorbrachten, fragte er seinen Falkner, ob er die Vögel gefüttert habe. Solche Geringschätzung that den braven Zugern, die so treu für das Haus Oestreich gekämpft hatten, wehe, und Einer der Gesandten erwiederte entrüstet: „Herr! wenn Euch an uns nicht mehr gelegen ist, als an Euren Vögeln, so möge sich Gott unser erbarmen!“ — „Wohlan so ergebt Euch“, war des Herzogs übermüthige Antwort; „ich werde bald wieder Alles mit einander erobern.“ — Als die Zuger die Verachtung sahen, mit welcher der Herzog ihre immerwährende Treue belohnte, öffneten sie den Eidgenossen die Thore um so eher, als diese keine Unterthanen, sondern nur friedliche Nachbarn und verbündete Freunde verlangten. Hierauf schlossen sie mit ihnen den 27. Brachmonat 1352 einen ewigen Bund, mit den gleichen Bestimmungen wie bei Zürich. — Das hatte Zug einerseits seiner Lage zwischen den übrigen Orten zu verdanken; anderseits war es eine befestigte Stadt, die als solche bedeutendes Ansehen genoß, und das war den Städten Zürich und Luzern sehr lieb, weil sie dadurch an Macht gegenüber den drei Ländern gewannen.

*) Menzingen ist erst später entstanden.

Nun blieb dem Herzog Albrecht Nichts mehr übrig, als seine Ansprüche auf Luzern, Zug und Glarus aufzugeben oder Alles mit Gewalt wieder zu erobern, wie er ja den Zugern in Königsfelden verheißen hatte. Das war aber unter den jetzigen Umständen weit schwieriger, als früher. Er dachte indessen, einmal Zürich genommen, sei die Haupt-
Im Juli 1352 macht der Eidgenossen zerstört, und so belagerte er diese Stadt zum zweiten Male mit einem zahlreichen Heere. Zürich rief seine Verbündeten zu Hülfe; die Eidgenossen kamen, neckten den Feind wo sie konnten, schnitten ihm die Lebensmittel ab, und Albrecht war gezwungen, unverrichteter Sache abzuziehen. Eines Morgens war er sammt seinem Heere verschwunden. Hierauf kam im Herbstmonat des gleichen Jahres zu Luzern ein für die Eidgenossen günstiger Friede zu Stande, in welchem Albrecht die Bündnisse Zürich's, — Luzern, Glarus und Zug die östreichischen Rechte unbeschadet dem Bunde anerkannten.

16. Der ewige Bund mit Bern. (1353.)

Westlich von diesen sieben Orten erhob sich auf einer von der Aare gebildeten Halbinsel die mächtige und gefürchtete Stadt Bern. Schon sehr frühe hatte sich hier ein kriegerischer Geist entwickelt. Durch Eroberungen und Ankäufe wurde die Stadt immer reicher und gewann so an Macht, daß Klöster und Adelige sich freiwillig unter den Schutz dieser freien Reichsstadt begaben. Was sich nicht freiwillig unterwarf, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen, sich zu fügen; jedoch nahmen die Berner kein Eigenthum weg, sondern wollten nur, daß die Besitzer desselben Bürger seien der Stadt und beitragen zum Wohle des allgemeinen Wesens. Das sah besonders der umliegende Adel ungerne und beunruhigte die Stadt, bis er in der berühmten Schlacht bei Laupen vollständig geschlagen wurde.

In den Feindseligkeiten Albrecht's mit Zürich leistete Bern anfänglich dem Herzog Hülfe. — Die Stadt sah aber wohl ein, daß dieser Kampf noch nicht beendigt sei, und daß, sollten zuletzt die Eidgenossen dem Hause Oestreich unterliegen, auch ihre eigene Freiheit sehr gefährdet würde. Das mußten sie also zu verhindern suchen. Anderseits hatten die Waldstätten bei Laupen tapfer mitgefochten, und eingedenk dieser Freundschaft schloß Bern den 5. März 1353 mit den drei Ländern einen ewigen Bund. Dadurch mußten natürlich

beide Theile an Macht und Ansehen gewinnen und konnten sich erfolgreicher gegen die Bestrebungen der östreichischen Herzoge vertheidigen.

So waren die acht alten Orte beisammen. Ueber ein Jahrhundert vergrößerte sich die Eidgenossenschaft nicht mehr. Diese gegenseitige Verbindung der Städte und Länder, die meist durch die östreichischen Kriege veranlaßt worden war, bestand aber noch keineswegs in einem allgemeinen Bunde; vielmehr waren es verschiedene Bünde, die sich alle an den Vertrag von Brunnen anlehnten. Somit bildeten die drei Waldstätten den Mittel- oder vielmehr den Haltpunkt jener Verträge; sie waren mit allen Orten verbündet, ohne daß die Letztern unter sich Verpflichtungen gehabt hätten. So bestand noch kein Bündniß zwischen Luzern und Glarus, zwischen Glarus und Zug, zwischen Bern und Zürich u. s. w., und man hatte damals noch keine Ahnung von einem auch nur einigermaßen gemeinsamen Staate unter einer gemeinsamen Regierung. Denn die Tagsatzungen waren blos Zusammenkünfte der Abgeordneten verschiedener Orte und hatten keine gesetzgebende Gewalt. Jeder Ort behielt seine Rechte, seine Regierungsweise, seine Freiheiten, ohne sich um den andern zu bekümmern, und die Bündnisse hatten keinen andern Zweck, als sich gegenseitig gegen die Feinde der Freiheit zu schützen.

17. Herzog Albrecht belagert Zürich zum dritten Male. (1354.)

Hatte Herzog Albrecht den Beitritt Zürich's und der übrigen Städte schon höchst ungern gesehen, so mußte sein Unwille noch mehr wachsen, wie er die Macht der Waldstätten durch das Bündniß mit Bern sich bedeutend vermehren sah. Er beschloß daher, noch einmal Allem aufzubieten, um diesen jungen, kräftigen Bund zu zerstören, und damit er diesmal des Erfolges desto sicherer sei, suchte er den neu gewählten Kaiser Karl IV. von Luxemburg für sich zu gewinnen. Der Kaiser, welcher zuerst umsonst eine Friedensvermittlung versuchte, ließ sich vom Herzoge überreden, selbst mit ihm vor Zürich's Mauern zu ziehen, und ordnete gegen diese Stadt einen Reichskrieg an. Allein der 1354
staatskluge Bürgermeister Brun ließ während der Belagerung vom Thurme das Reichsbanner flattern, zum Zeichen, daß sie zum Reiche gehöre. Auch schlichen sich vornehme Züricher in das feindliche Lager

und machten den Anführern der freien Reichsstädte begreiflich, daß der Krieg eigentlich kein Reichskrieg, sondern nur ein Krieg mit Oestreich sei, und daß die freien Reichsstädte ihre Schwestern nicht hindern dürfen, Bündnisse zu schließen, da man nur durch solche sich gegen ein mächtiges Fürstenhaus sichern könne. Die reichsstädtischen Truppen, welche ohnehin ungern gegen eine andere Reichsstadt kämpften, fiengen an, die Wahrheit dieser Aussagen zu begreifen; bald zeigte sich Mißmuth im ganzen Lager, und der Kaiser sah sich gezwungen, zum größten Verdrusse Albrecht's mit seinem Heere abzuziehen. — Der Herzog setzte nun allein die Belagerung fort, zog aber bald selber ab, als er eines Tages einen schönen Zug Eidgenossen über den Albis kommen sah.

Wie es nun Albrecht klar wurde, daß er mit Waffengewalt Nichts ausrichten könne, nahm er seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Er erhielt vom Kaiser einen Spruch, welchen er den verbündeten Orten zur Unterzeichnung vorlegte. Schon hatte Brun in Zürich ohne Anstand unterschrieben, als man mißtrauisch wurde und die Urkunde auf einer Tagsatzung in Zürich untersuchte. Wie erstaunte man aber, als man darin einen Verrath an den Ständen Glarus, Zug und den Waldstätten entdeckte, als man darin fand, daß Albrecht diese Orte seine Länder nannte, sie vom Bunde ledig und los erklärte und sich mit Zürich gegen denselben verbündete. Brun entschuldigte sich, er habe arglos unterzeichnet, ohne die Urkunde genau zu prüfen; allein als er später ein fünfjähriges Bündniß mit Oestreich schloß und sogar einen Jahrgehalt von den Herzogen annahm, herrschte kein Zweifel mehr, daß er diesen Verrath mit Albrecht verabredet hatte. Nichts destoweniger starb er, geachtet von seinen Mitbürgern, ruhig den 17. Herbstmonat 1360, im gleichen Jahre, als Rudolf von Erlach, der tapfere und unbescholtene Sieger bei Laupen, durch einen gemeinen Mörder das Leben verlor.

Die Streitigkeiten mit Oestreich feierten jetzt eine Zeit lang; denn als Albrecht alle seine Versuche, die Eidgenossen zu unterjochen, scheitern sah, so schloß er mit ihnen einen Waffenstillstand. Dieser wurde
1368 hauptsächlich durch den Freiherrn Peter von Thorberg unterhandelt und ist deßhalb in der Geschichte unter dem Namen „der thorbergische Friede“ bekannt.

18. Der Pfaffenbrief. (1370)

Die Zeiten des thorbergischen Friedens sind durch Erweiterung der Macht und Befestigung der Freiheit merkwürdig. Besonders Bern und Zürich vergrößerten ihre Gebiete durch Kauf und Eroberungen und errichteten freisinnigere Verfassungen. Nach dem Tode Brun's verbündete sich Zürich nicht mehr mit Oestreich, und es begann hier ein eigentlich freistädtisches Leben. Damit die Staatskasse, welche bisweilen von dem Bürgermeister benutzt wurde, sicherer verwaltet werde, gab man später dem Staate zwei Bürgermeister, die halbjährlich wechseln mußten.

In diese Zeiten fällt auch das erste eidgenössische Bundesgesetz, das jedoch noch lange nicht geeignet war, die Orte zu einem gemeinsamen Staate zu verbinden. Der Probst zum Großmünster in Zürich, Bruno Brun, der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters, war ein gewaltthätiger und roher Herr. Er nahm mit seinen Hülfsgesellen aus einem Hinterhalt in der Nähe von Zürich den Schultheißen von Luzern, Peter von Gundoldingen gefangen. 1370
Die Stadt Luzern verlangte mit Ungestüm von der zürcherischen Regierung die Freilassung ihres verehrten Staatsmannes und Bestrafung des Probstes. Allein dieser wollte sich dem Gerichte des Rathes nicht unterwerfen, und die Regierung selbst zögerte, vielleicht aus Furcht oder Ergebenheit an den großen Namen. Die Bürgerschaft rottete sich empört vor dem Großmünster zusammen, erzwang die Freilassung des Gefangenen und die Einkerkerung des Probstes. Er wurde verbannt. —

Dieser Frevel des Probstes war es besonders, welcher die Orte Zürich, Zug und die vier Waldstätten veranlaßte, eine gemeinsame Verordnung unter sich zu schließen. Diese wurde am 7. Weinmonat 1370 in Zürich erlassen und erhielt den Namen „Pfaffenbrief".*) Der Inhalt dieses Gesetzes war ungefähr folgender:

„Jeder Eidgenosse oder Fremde, der bei ihnen wohnt, hat sich unsern Landesordnungen zu fügen. Geistliche und weltliche Herren welche Oestreich verpflichtet sind, sollen, wenn sie bei uns wohnen, schwören, Nichts gegen die Eidgenossenschaft zu unternehmen, noch ihr nachtheilige Pläne zu verschweigen. Jeder, der in unserm Lande

*) Der Name Pfaff wurde damals noch in gutem Sinne aufgefaßt.

sich aufhält, sei er geistlich oder weltlich, einheimisch oder fremd, soll in allen Sachen vor dem Richter seines Wohnortes belangt werden, und es dürfen keine fremde Gerichte angerufen werden, außer für Ehe- und geistliche Sachen. Ferner soll durch die ganze Eidgenossenschaft ein Landfriede herrschen und beobachtet werden."

Dieses erste gemeinsame Gesetz beweist deutlich, daß die Eidgenossen schon damals, trotz ihrer mannigfaltigen Verhältnisse und politischen Zustände insgesammt darnach strebten, eine einheimische, freie und selbstständige Gerichtsbarkeit zu erhalten. Dadurch, daß sie jedes fremde Gericht zurückwiesen, legten sie den Grund zur spätern Losreißung vom deutschen Reiche. —

19. Einfall der Engländer. (1365—1375.)

Kaum hatte man durch den thorbergischen Frieden und den Tod Albrecht's Nichts mehr von Oestreich zu fürchten, so kamen andere Feinde, die den Eidgenossen nicht wenig zu schaffen machten.

England und Frankreich waren in einen heftigen Krieg verwickelt; denn der König von England machte Ansprüche auf den französischen Thron. Die Franzosen verloren mehrere Schlachten, und die Siege der Engländer hatten zur Folge, daß müßige, englische Horden raubend und plündernd herumzogen. Vierzigtausend derselben
1365 drangen sogar bis Basel vor. — In ihrer Noth rief die bedrängte Stadt die Eidgenossen um Hülfe, und sogleich kamen von Bern 1500 Mann in weißen Hemden, auf welchen ein schwarzer Bär stand. Auch aus den übrigen Orten rückten schon dreitausend kampflustige Streiter an. Da fanden es die Engländer für besser, die Baseler und die Eidgenossen in Ruhe zu lassen und wieder abzuziehen.

Zehn Jahre später zogen neue zahlreiche Banden unter Anfüh-
1375 rung des französischen Herrn Ingram Couci nach dem Aargau, der damals dem Hause Habsburg gehörte. Couci's Mutter war eine Tochter des gleichen Leopold, der am Morgarten von den Eidgenossen geschlagen worden, und sie hatte das Elsaß und den Aargau als Ehesteuer erhalten. Da aber bis jetzt diese Länder von Oestreich nicht abgetreten worden waren, so wollte Ingram sie mit Waffengewalt an sich bringen. Er hatte eine Tochter des Königs von England zur Frau, weswegen sich viele englische Ritter seinem Zuge

anschlossen. Sie waren prächtig gerüstet und trugen spitzige Helme, weshalb man sie nur die Gügler nannte. Aber auch eine Menge Räuber, und allerlei liederliches Gesindel zogen mit, stahlen, mordeten, brannten, wo sie hinkamen, und verbreiteten Schrecken und Angst vor ihnen her. Drei Tage lang zogen diese Schaaren an Basel vorüber, um über den Hauenstein in den Aargau zu fallen. In solcher Noth wandte sich Oestreich an die Eidgenossen, diesen gemeinsamen Feind vertreiben zu helfen, und Zürich, Bern und Luzern, welche ihre eigene Gefahr wohl einsahen, vereinigten ihre Truppen mit den östreichischen. Die Waldstätten hingegen, deren Erbitterung gegen Oestreich noch nicht erloschen war, weigerten sich standhaft, sich mit dem alten Feinde ihrer Freiheit zu verbinden. Auch hatten sie wegen ihrer vortheilhaften Lage mitten in den Bergen von den Güglern weniger zu befürchten.

Unterdessen drangen Couci's Krieger, von der Uneinigkeit der Eidgenossen begünstigt, beinahe ohne Schwertstreich durch den Hauenstein, legten sich vorzüglich in die Klöster St. Urban und Fraubrunnen und machten von hier aus räuberische Ausfälle nach allen Seiten. Selbst der Bischof von Basel, Johann von Vienne,*) ein erbitterter Feind der Berner, schloß sich mit 500 Mann diesen Abenteurern an und erröthete nicht, mit ihnen zu morden und zu plündern. Alles erschrack ob diesem schrecklichen Ueberfall, und selbst die mächtige Stadt Bern gerieth in heftige Bestürzung. — Da waren die Entlebucher, welche damals noch unter Oestreich standen, die Ersten, welche die Besinnung wieder erlangten. Kräftig und stolz, wie sie waren, schaarten sie sich zusammen, und durch einige Freiwillige aus Luzern und den Waldstätten unterstützt, warfen sie sich den 19. Christmonat am Buttisholz bei Willisau auf eine Rotte von dreitausend Güglern, welche eben mit Beute beladen nach St. Urban zurückkehren wollten. Allein die dienstfertigen Entlebucher enthoben sie dieser Mühe, zogen selber die eroberten Rüstungen an, setzten sich auf die schön gezäumten Pferde und eilten siegesfroh nach Hause

*) Dieser geistliche Herr hatte einige Jahre vorher seine Stadt Biel verbrannt, bloß weil sie ein ewiges Bündniß mit Bern geschlossen hatte, und war dann nachher von den Bernern in der Schlacht von Pierre-Pertuis geschlagen worden. —

zurück. — Nun erwachte auch Bern; man schämte sich vor den tapfern Entlebuchern und zog entschlossen aus gegen die Mordbrenner. Bald trafen die Berner bei Ins eine feindliche Schaar; sie wurde geschlagen und dreihundert Mann getödtet. Dann zogen die bernerischen Truppen den 27. Christmonat in der Stille der Nacht nach Fraubrunnen, zündeten das Kloster an und drangen plötzlich, zum größten Erstaunen der Feinde, in dasselbe ein. Ein heftiges Gemetzel begann; die Berner erschlugen in dieser Nacht 800 Feinde. Siegreich und mit Beute beladen zogen sie folgenden Tags nach Bern; ihnen voraus flatterten drei eroberte Banner. Groß war der Jubel der Stadt; die Menge jauchzte den Siegern entgegen und führte sie im Triumphe in ihre Mitte zurück. — Ingram Couci aber, der sich nirgends mehr sicher sah, gab seinen Eroberungsplan auf und zog über den Jura in's Elsaß zurück.

20. Neue Streitigkeiten mit Oestreich.

Wie wir so eben gesehen haben, war der Friede mit Oestreich keineswegs ein herzlicher; denn die Eidgenossen konnten die frühern Verfolgungen nicht so leicht vergessen. Dazu kamen noch einzelne Vorfälle, die gar nicht geeignet waren, die Gemüther zu besänftigen.

Die Herrschaft der Grafen von Kyburg kam immer mehr in Verfall; sie verloren ein Gut nach dem andern. Durch List und Gewalt suchten sie das Verlorne wieder zu erhalten und wagten einen
1382 Ueberfall auf die Stadt Solothurn. Allein er mißlang, und Bern, die mächtige Freundin Solothurn's ergriff nun gegen Kyburg die Waffen und rief auch die Eidgenossen zu Hülfe. 15,000 Mann belagerten Burgdorf, die Hauptstadt dieser Grafen, sechs Wochen lang. Allein Oestreich, welches sein Wort gegeben hatte, sich durchaus nicht in die Händel zu mischen, schickte dem Grafen von Kyburg Hülfe,
1383 und Bern war gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Aber schon im folgenden Jahre mußte der Graf aus Mangel an Geld die Stadt Burgdorf um 37,000 Gl. an Bern verkaufen.

Das treulose Vorgehen Oestreich's in dem Kyburgerhandel erbitterte die Eidgenossen auf's Neue, und die gegenseitige Stimmung wurde immer feindlicher. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Es wollten sich nämlich 50 freie Reichsstädte am Rhein, in Schwaben

und Franken mit den Eidgenossen gegen Oestreich verbinden, um sich vor den Anmaßungen dieses Fürstenhauses zu sichern. Das konnte natürlich dem Herzog Leopold nicht gefallen. Er suchte dieses Bündniß zu verhindern und erreichte seinen Zweck, da einerseits die Eidgenossen selbst hierüber ungleicher Meinung waren, anderseits von einem Bunde mit fernen Städten sich wenig Hülfe versprachen. Allein dies Zutrauen der Fremden hatte die Oestreicher gereizt, und auf's Neue fingen die Vögte an, das Volk zu drücken und zu knechten. Besonders beklagte sich Luzern über Erhöhung der Zölle in Rottenburg. Denn Luzern, Zug und Glarus standen, obwohl sie zum eidgenössischen Bunde gehörten, noch immer unter östreichischer Oberherrschaft.

Im Entlebuch herrschte Peter von Thorberg. Er forderte vom Volke neue Steuern, und als die Klagen der Bedrückten unerhört blieben, schlossen die Entlebucher mit Luzern ein Bündniß auf zehn Jahre, zum Schutze gegen die Eingriffe des Adels. Und der Graf von Thorberg, über solche Kühnheit aufgebracht, ließ die Anstifter dieses Bundes alle schmählich hinrichten. Das erbitterte die Luzerner; sie zogen aus mit zwei Bannern nach Wolhusen und Baldegg, nahmen diese und andere Schlösser ein, zerstörten selbst Rottenburg und züchtigten, von den Eidgenossen unterstützt, den übermüthigen Adel, wo sie konnten. Im Dec. 1385 Nach wenigen Tagen, im Anfange des Jahres 1386, schloß das östreichische Städtchen Sempach einen ewigen Bund mit Luzern. So gestalteten sich die Verhältnisse beiderseitig immer feindlicher; die Stellung Luzern's gegenüber dem Herzog Leopold wurde immer drohender, und ein neuer Krieg mit Oestreich zog heran, der so blutige, aber auch so folgenreiche Sempacher-Krieg.

21. Die Schlacht bei Sempach. (1386)

Als Herzog Leopold II., ein Neffe desjenigen, der bei Morgarten die Schlacht verloren hatte, diese Vorfälle hörte, schwur er, an den Eidgenossen schreckliche Rache zu nehmen und sie endlich zu strafen für alle Beleidigungen, welche sie seinem Hause schon zugefügt hatten. Denn die erbitterten Gegner der Eidgenossen ermangelten nicht, seinen Zorn gegen die verbündeten Orte und besonders gegen Luzern zu reizen, indem sie die Ungerechtigkeiten und Unter-

drückungen des Adels wohlweislich verschwiegen und nur das aufrührerische Benehmen der Luzerner hervorhoben. Leopold schenkte diesen Berichten Glauben und kam nach Baden, um sich zu einem Kriege zu rüsten. Nachdem ein von verschiedenen Reichsstädten vermittelter Waffenstillstand fruchtlos abgelaufen war, rief er seine Adeligen und Herren zu einem gemeinsamen Rachezug auf. Nicht weniger als zweihundert und dreißig geistliche und weltliche Herren erklärten den Eidgenossen den Krieg.

Diese rüsteten sich ebenfalls unerschrocken. Auf einer Tagsatzung in Kienholz besprach man sich mit Bern; allein diese Stadt wurde den Eidgenossen abgesperrt. Denn im Entlebuch saß Peter von Thorberg; die Grafschaft Willisau war in einen Krieg mit Bern verwickelt, folglich feindlich gesinnt, und gegen Westen lag die östreichische Stadt Freiburg, deren Mannschaft die Berner bedrohte. Aber die Eidgenossen verzagten nicht; furchtlos ergriffen sie die Waffen, zerstörten viele Burgen, nahmen manche Grafschaft weg und schädigten so die Oestreicher, wo sie konnten. Zugleich mahnten sie die Glarner, auf der Hut zu sein, damit man sie nicht auch von dorther überfalle.

Um die Eidgenossen desto sicherer zu überwinden, stellte sich Leopold, als wolle er auf Zürich losgehen, und sogleich sandten Jene 1600 Mann als Besatzung dahin. Aber bald entdeckte man seinen Plan. Denn als er mit einem mächtigen Heere, bestehend aus dem vornehmsten Adel seiner Lande, von Baden aufbrach und den Weg nach Zofingen nahm, zogen die Eidgenossen von Zürich weg und nach Sempach, um dort dem Feinde den Weg zu sperren.

Es war im Jahre 1386, den 9. Heumonat Morgens früh, als der Herzog mit seinen Mannen von Sursee heranrückte. Sein stattlich ausgerüstetes Heer glänzte in den Sonnenstrahlen, und er selbst, in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, ragte an Schönheit und Glanz über alle seine Ritter hervor; kräftiger Muth blitzte aus seinen Augen und belebte seine Leute; Alle waren entschlossen, zu siegen oder zu sterben: galt es ja die Ehre des östreichischen Hauses. Schon Tags zuvor hatte Leopold die Kornfelder vor Sempach abmähen lassen; denn dieses Städtchen sollte seinen Bund mit Luzern büßen. Der damalige Weg führte das Heer schief den Berg hinauf gegen Rottenburg. Das Fußvolk blieb in der Ebene etwas zurück; die

Reiterei hingegen eilte, die Höhe zu gewinnen. Aber hier standen schon die Eidgenossen. Als sie der Herzog bemerkte, hielt er in einer Ebene still und suchte eine vortheilhafte Stellung. Die Oestreicher lachten ob dem Häuflein Bauern, und der Sieg schien ihnen so leicht, daß sich viele Ritter übermüthigem Prahlen überließen. So ritten Einige derselben vor die Thore von Sempach und spotteten, man möchte doch den Schnittern das Morgenbrod bringen. Und als der Ritter von Hasenburg, welcher die Eidgenossen besichtigt hatte, die Besorgniß mittheilte, der Kampf möchte nicht so leicht werden, als man glaube, da lachten die Uebrigen ihn aus und meinten, der Herr von Hasenburg habe auch ein Hasenherz.

Ganz anders benahm sich Leopold; er wußte wohl, daß er es mit einem tapfern Volke zu thun hatte, welches sein Schicksal kannte, wenn es unterliegen sollte. Stolz wies er die Zumuthung zurück, vom Kampfe fern zu bleiben; denn es dünkte ihn nicht edel, seine tapfern Leute für ihn ihr Blut vergießen zu lassen, ohne selber zu kämpfen. „Mit Euch will ich siegen," rief er, „oder mit Euch sterben." Nun dachte der Herzog auf eine vortheilhafte Schlachtordnung. Der Berg war so uneben, so von Hohlwegen und Waldungen durchzogen, daß die Pferde nicht gebraucht werden konnten. Er hieß daher die Ritter von den Rossen steigen und sich in eine enge Front aufstellen; die Pferde wurden hinter dieselbe geführt. Hierauf mußten die vordern Glieder ihre beinahe sechszehn Fuß langen Lanzen fällen und so den Feind erwarten. Das Fußvolk sollte für unvorhergesehene Fälle zur Hülfe bei der Hand sein, und hielt sich einstweilen zurück.

Wie die Eidgenossen diese Zurüstungen des Feindes sahen, beschlossen sie, anzugreifen. Wohl mochten ihre Herzen von schwerer Bangigkeit pochen; denn sie wußten, daß von diesem Tage ihre Zukunft, von diesem Siege ihre Freiheit abhange; aber sie wußten auch, daß all' ihre Tapferkeit nutzlos sei ohne den Segen dessen, der ihren Vätern am Morgarten Kraft verliehen, und voll Vertrauen zum Beschützer der Freiheit fielen sie auf die Knie, und ein heißes Gebet um Kraft und Stärke stieg zum heitern Himmel empor. — Da wich alle Bangigkeit; kampfesmuthig warfen sie sich mit ihren kurzen Schlagwaffen unter lautem Kriegsjubel auf den wartenden Feind, voraus die Luzerner unter ihrem Schultheißen Gundoldingen. Doch unbeweglich, gleich einer eisernen Mauer, stand die feind-

liche Fronte; umsonst war alles Bemühen, in ihre Reihen zu dringen; ein Wald von Spießen hielt die Anstürmenden auf und gab Jedem den Tod, der sich nahte. Da rief ein Mann aus Uri: „Schlagt den Feinden auf die Spieße, wo sie Holz sind!" — Es geschah; manche Lanze wurde geknickt, aber auch sogleich wieder durch andere ersetzt. Jeder Versuch, die feindlichen Reihen zu durchbrechen, war umsonst; schon bluteten sechzig Eidgenossen am Boden, und mit Schrecken gewahrte man, daß mit dumpfem Gerassel die eiserne Mauer sich zu krümmen begann, um das Häuflein einzuschließen und zu erdrücken. Da plötzlich rief eine entschlossene Stimme: „Ich will Euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen; sorget mir für Weib und Kind!" Und hervor drängt sich ein Unterwaldner, Arnold von Winkelried, umfaßt mit seinen kräftigen Armen so viele Speere, als er kann, preßt sie todesverachtend zusammen und drückt sie mit seiner durchbohrten Heldenbrust zu Boden. Und über ihn weg in die Lücke stürzen die Eidgenossen mit furchtbarem Siegesgeschrei, hauen, stoßen, schlagen rechts und links; die eisernen Rüstungen klaffen, von scharfen Hieben zerspalten; Helme und Schienen splittern, und Blut röthet die glänzenden Panzer. Da ertönt auf der Höhe ein lautes Halloh, und herab stürzt eine Schaar Freiwilliger, den Eidgenossen zu Hülfe. Neues Schlagen, neues Morden! Da fallen die Ritter, von den Morgensternen getroffen; da sinken die Edlen, von den Streitärten darniedergestreckt; hier ringen umsonst Verwundete, sich in ihrer schweren Rüstung zu erheben; dort vermögen eisenbepanzerte Helden, bis jetzt von Todeshieben verschont, der Mittagshitze nicht mehr zu widerstehen und sinken erschöpft und kraftlos zur Erde. — Drei Mal verschwindet Oestreich's Banner, aber drei Mal fliegt es wieder über den Kämpfenden. Leopold stürzt sich in die dichtesten Haufen, ringt wie ein Verzweifelnder und rächt mit manchem Hiebe den Tod seiner ringsum fallenden Edlen. Da sinkt auch er. Voll Schrecken und Entsetzen, ihres Anführers beraubt, suchen die Ritter zu entfliehen; man eilt nach den Pferden, aber o weh! — die Knechte sind mit ihnen schon längst davon. — Neue, gräßliche Noth! Die schweren, von der Sonne glühenden Panzer hindern die Fliehenden; die leicht gekleideten Eidgenossen setzen ihnen hastig nach und mähen nieder, was ihnen in den Schwung kommt. — Mehrere hundert Grafen und Edelleute ver-

loren das Leben, nachdem sie ihre Ehre auf's Aeußerste vertheidiget hatten. Schultheiß Nikolaus Thut von Zofingen zerriß das Banner seiner Stadt, als er dem Tode nahe war; denn kein Feind sollte sich rühmen, es erobert zu haben, und sterbend hielt er noch den Stock mit seinen Zähnen fest.

Nachdem die Sieger ihren Feind bis nach Sursee verfolgt hatten, kehrten sie nach Sempach zurück und dankten Gott für den verliehenen Beistand. Hierauf sammelten sie ihre Beute; fünfzehn Banner und des Herzogs Panzerhemd befanden sich darunter. Noch heute ist das Letztere im Zeughaus zu Luzern neben dem blutigen Banner Gundoldingen's zu sehen. Denn auch der ehrwürdige Schultheiß von Luzern war im Kampfe gefallen und gab bald nachher seinen Geist auf. Selbst im Tode noch war seine Seele mit dem Wohle seines Vaterlandes beschäftigt, und mit gebrochener Stimme sprach er noch die Worte: „Sagt meinen Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheißen länger als ein Jahr im Amte lassen!"

Lernet, Schweizer, von einem Gundoldingen, Euer Vaterland lieben und bis zum Tode für dasselbe sorgen; lernet von einem Winkelried, die Freiheit Eurer Mitbürger, die Unabhängigkeit Eurer Kinder und Enkel höher schätzen, als selbst das eigene Leben; lernet von den Helden bei Sempach Muth und Entschlossenheit, aber auch Vertrauen auf die Hülfe des Ewigen!

Wie die Berner den glänzenden Sieg ihrer Mitbürger vernahmen, zogen auch sie aus, nahmen die Stadt Willisau und die Feste Hasenburg, brannten sie nieder und führten den Krieg mit Hülfe der Eidgenossen aller Orten fort. Freiburg wurde beunruhigt und Weesen, Oestreich's Waffenplatz am Wallensee, am 17. August im Sturme genommen und eine eidgenössische Besatzung hineingelegt. Die Einwohner des Städtchens aber schwuren den Eidgenossen ewige Treue.

22. Die Schlacht bei Näfels. (1388)

Der neue Herzog, Leopold III., so gern er den Tod seines Vaters gerächt hätte, sah sich sammt seinem Oheim, dem Herzog Albrecht, gezwungen, mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand zu schließen. Damit war aber noch keineswegs Friede; nur die Waffen ruhten, der Haß dauerte fort. Oestreich's Freunde legten den Eid-

genossen Spottnamen bei, und diese hinwieder erlaubten sich die größten Gewaltthätigkeiten gegen Jeden, der es wagte, auf seinem Hute eine Pfauenfeder zu tragen. Man erzählt sogar, es habe eines Tages ein Bauer voll Ingrimm in einem Wirthshause sein Glas zerschmettert, bloß weil die Sonnenstrahlen darin die verhaßten östreichischen Farben abspiegelten. — So konnte der Friede natürlich von keiner langen Dauer sein.

Je mehr die Herzoge den Waffenstillstand verlängerten, desto kühner wurden die Glarner, denen nun ein günstiger Zeitpunkt gekommen schien, sich von Oestreich frei zu machen, und so errichteten
11. März 1387 sie mit Wissen und Willen der sechs Orte einen Landrechtsbrief, wodurch sie vollkommen unabhängig wurden. Hierüber ward Albrecht höchst unwillig, und er sah ein, wie wichtig es für ihn nunmehr sei, die Stadt Weesen, deren Einwohner ihm bis in den Tod ergeben waren, wieder in seine Macht zu bekommen. Diese schwuren ihrerseits, ihre Stadt zu befreien und die Beleidigungen der Eidgenossen an deren Blute zu rächen. Treulos ihrem Schwure, den sie den Eidgenossen geleistet, knüpften sie insgeheim mit dem umliegenden Adel Bündnisse, führten östreichische Krieger, theils verkleidet, theils in Fässern versteckt, in ihre Stadt, verbargen sie in ihren Kellern und verlangten, um die Glarner sorglos zu machen, eine Verstärkung der eidgenössischen Besatzung. Die arglosen Glarner sandten 50 Mann.

In einer verabredeten Nacht rückten plötzlich 6000 östreichische
22. Hor. 1388 Krieger aus der Nachbarschaft in aller Stille gegen die Stadt. Auf ein gegebenes Zeichen öffneten die Einwohner diesen Schaaren die Thore, warfen sich mit den verborgen gehaltenen Kriegern auf die sorglosen Eidgenossen und mordeten deren mehr als dreißig. Zweiundzwanzig konnten über die Stadtmauer springen und retteten sich schwimmend über den See.

Sogleich besetzten die Glarner voll Schrecken ihre Landmarken. Obschon sie nur ein schwaches Häuflein zusammenbringen konnten und von ihren Mitbrüdern jenseits der Berge wegen des tief gefallenen Schnee's keine Hülfe zu erwarten hatten, so kämpften sie doch mehrere Tage lang an den Grenzen. Dann aber, von der Noth dazu getrieben, sandten sie Abgeordnete, die um Frieden bitten sollten. Derselbe wurde ihnen zugesichert, wenn sie östreichische Unter-

thanen werden und vor Allem den Brief des mit den Eidgenossen geschlossenen Bundes ausliefern wollten. Aber was die Glarner einmal geschworen hatten, das wollten sie nicht brechen, und im Vertrauen, Gott werde ihre gerechte Sache unterstützen, erboten sie sich, alle Bedingungen einzugehen; nur der Bund mit den Eidgenossen sollte unangetastet bleiben. Unzufrieden mit solchen Vorschlägen zogen sogleich 6000 Mann gegen Näfels, um mit Waffen- 9. April 1388
gewalt die Widerspenstigen zu zwingen. An diesem Grenzorte hatte Hauptmann Matthias am Büel die Wache. Sogleich ertönten Thal auf, Thal ab die wimmernden Glocken; Boten eilten nach Uri und Schwyz; der Landsturm schaarte sich zusammen, und ängstlich betend flohen die Weiber und Kinder in die Wälder und Schluchten der Berge. Muthig vertheidigten die Glarner die Schanze; aber das östreichische Heer durchbrach sie, und ohne im Kampfe nachzulassen, zog sich Am Büel mit 500 seiner Tapfern an den Berg bei Rüti zurück. Unterdessen brachen die feindlichen Schaaren durch die Schanze herein, zerstreuten sich in Näfels, Mollis und andern Orten, trieben das Vieh aus den Ställen, raubten, mordeten und brannten mit frechem Muthwillen. Als Am Büel sein Häuflein am Berge wieder gesammelt hatte, was nicht ohne Gefahr geschehen konnte, da sich die zerstreuten Glarner zu dreißig und vierzig oft mitten durch die Feinde durchschlagen mußten, ermuthigte er seine Krieger und rieth ihnen, den Feind anzugreifen, wie einst die Eidgenossen am Morgarten es gethan hatten. Der Boden war für sie günstig, da die Pferde das wilde Gestein nicht gewohnt waren; im Rücken deckte sie der Berg. Bald kamen die feindlichen Reiter heran, das Häuflein zu sprengen; da empfahlen die Glarner ihre Sache dem Allmächtigen und warfen den Herannahenden einen Hagel von Steinen entgegen. Dieser richtete zwar einige Verwirrung an; indessen nahmen sich die Oestreicher tapfer zusammen und sprengten eilf Mal das Häuflein der Glarner. Aber auch die Glarner sammelten sich eilf Mal wieder. Indessen was half das? Erschöpft schienen ihre Kräfte; verloren schien die Schlacht; — da auf einmal erschallt ein mächtiger Kriegsruf aus dem hintern Thale, als kämen ihrer Tausende herangezogen. Es waren fünfzig Schwyzer, die den Ihrigen vorausgeeilt waren. Die Feinde, denen die Zahl der Neuangekommenen unbekannt war, erschracken; das Echo an den Bergen verstärkte den Lärm, und wäh-

nend, eine mächtige Schaar sei ihnen im Rücken, wandten sie sich entsetzt und begannen zu fliehen. Die Glarner ihnen jubelnd nach, metzeln nieder, was sie treffen, treiben Andere in die Linth und verfolgen die Feinde so hartnäckig, daß sich diese verzweiflungsvoll vorwärts drängen und Jeder sich zuerst über die Brücke bei Weesen flüchten will. Aber neues Unglück! Von der zu großen Last stürzte die Brücke zusammen, und eine Menge Feinde fanden den Tod im Wasser. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf zweitausend. — Noch heut zu Tage feiern die Glarner je am ersten Donnerstag des April diesen Sieg auf dem Schlachtfelde, eine Feier, die unter dem Namen Näfelserfahrt bekannt ist.

Wie nach der Schlacht bei Sempach, so brach auch nach diesem Siege aller Orten der Krieg von Neuem aus. Die Glarner,
10. April 1388 über die Treulosigkeit der Weesener zu sehr aufgebracht, drangen in die Stadt und machten sie zu Schutt und Asche. Bern bekriegte Freiburg und eroberte Büren und Nidau, Zürich schlug Winterthur. Dagegen wurden die Zuger an der Todtenhalde von den Aargauern besiegt. Auch Rapperswyl wurde von den Eidgenossen drei Wochen lang belagert: aber diese Stadt zeigte ungewöhnlichen Muth. Selbst die Frauen halfen bei der Vertheidigung und warfen siedendes Wasser, oder was sie immer bei der Hand hatten, auf den Feind.

Endlich, nachdem die Feindseligkeiten beide Theile genugsam erschöpft hatten, gelang es den Gotteshäusern Einsiedeln und Wettingen, mit Hülfe der deutschen Reichsstädte zuerst einen Waffenstillstand und dann am 1. April 1389 einen Frieden auf sieben Jahre zu vermitteln. Die Eidgenossen behielten Alles, was sie im Sempacherkriege erobert hatten, mit Ausnahme von Weesen, das dem Herzoge von Oestreich zurückgegeben wurde. Die Glarner, welche von Oestreich noch nicht vollkommen frei waren, wurden es auf dem Wege
17. Juli 1395 friedlicher Uebereinkunft, und so hatte dieß tapfere Völklein endlich erlangt, wonach es so lange geseufzt und gerungen hatte.

23. Die Zeiten des Sempacherbriefes.

Als Herzog Leopold sah, daß mit den Waffen Nichts gegen die Eidgenossen anzufangen sei, dachte er auf eine List, den ewigen Bund zu entkräften und aufzulösen. Zu diesem Ende suchte er den

Bürgermeister Rudolf Schöno in Zürich und andere Rathsglieder zu gewinnen und sie zu überreden, mit Oestreich ein Bündniß zu schließen, durch welches Zürich sich von der Eidgenossenschaft trennte und unter den Schutz Oestreich's stellte. Es gelang ihm, und Schöno war schwach genug, trotz der Einsprache der übrigen Orte, denen die Sache zu Ohren kam, mit der Mehrheit des Rathes zu unterzeichnen. Hierauf eilten die Abgeordneten aller Orte sogleich nach Zürich, und wie im Jahre 1370 rottete sich daselbst das unzufriedene Volk vor 8. Juli 1393.
dem Rathhause zusammen. Die treulosen Rathsherren wurden ihres Amtes entsetzt und verbannt. Rudolf Schöno heuchelte Reue; allein das Volk hatte ihn kennen gelernt, und der Verräther mußte, mit Schande befleckt, die Stadt für immer verlassen. Statt seiner wurde Heinrich Meiß als Bürgermeister gewählt.

Aber noch giengen die Gesandten der acht alten Orte, bei denen diesmal auch Solothurn, als Freundin der Stadt Bern, vertreten war, nicht auseinander. Denn besonders in den letzten Kriegen hatte sich die Nothwendigkeit eines eidgenössischen Kriegsgesetzes gezeigt, das bis jetzt mangelte. Daher benutzten sie ihre Zusammenkunft in Zürich, den sogenannten Sempacherbrief auszuarbeiten, welcher als ein schönes Denkmal des frommen und vaterländischen Sinnes unserer Vorväter wohl verdient, hier angeführt zu werden. Die wichtigsten Stellen lauten also:

„Wir Burgermeister, Schultheiß, Landammann, Räth, Burger und Landleute der Städte und Orte Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Zug, Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus beschließen, was folgt: Niemand soll ohne Noth und muthwillig Krieg oder Fehde erheben. Wenn wir gemeinsam oder getrennt gegen den Feind ziehen, so soll sich Jeder unter sein Banner reihen und unter demselben mannhaft kämpfen nach Gewohnheit unserer Altvordern. Wer sein Banner verläßt, oder sich von demselben entfernt, um gewaltig in ein Haus einzubrechen und da irgend welchen Unfug zu treiben, der soll, wenn er dieses Verbrechens von zwei ehrlichen Zeugen überführt ist, von der Regierung, unter welcher er steht, festgenommen und von seinem ordentlichen Richter an Leib und Gut bestraft werden, den Andern zum Beispiel. Wer in einem Kampfe oder bei einem Angriff eine Quetschung, einen Degen- oder Lanzenstich oder irgend eine andere Wunde empfängt, die ihn außer Standes setzt, sich selbst oder dem

Heere behülflich zu sein, der soll dennoch nicht weichen, sondern bei seinen Waffengefährten ausharren, bis nach der Gefahr. Man soll das Schlachtfeld behaupten und den Feind bis zum letzten Augenblicke schädigen. Niemand soll sich auf die Beute werfen, bis die Hauptleute das Zeichen zur Plünderung gegeben haben. Die Beute sollen sie unter alle diejenigen, welche am Kampfe Theil genommen haben, nach der Stärke der Mannschaft vertheilen. Weil der allmächtige Gott die Kirchen für seine Wohnungen erklärt und weil er das Heil des Menschengeschlechtes durch eine Frau gewirkt hat, so ist es unser Wille, daß Keiner von uns sich vermesse, ein Kloster, eine Kirche oder eine Kapelle zu erbrechen, zu plündern, zu zerstören oder in Brand zu legen, eine Frau oder eine Tochter mit bewaffneter Hand anzugreifen, zu verwunden oder zu tödten. Indeß ist gestattet, den Feind bis in die Kirchen zu verfolgen und Gewalt zu brauchen gegen solche Frauen, die uns angreifen oder so stark schreien, daß daraus ein Schaden für unsere Waffen erwachsen könnte. Also beschlossen auf unserer Tagsatzung zu Zürich am 10. Heumonat, da man zählte von Christi Geburt dreizehnhundert neunzig und drei Jahr." —

Um die Zeit des Sempacherbriefes erweiterten beinahe alle Bundesorte ihre Gebiete durch Bündnisse und Ankäufe. So erhielten die Berner außer dem Emmenthal, Thun, Unterseen, Büren und Nidau, die sie während der letzten Kriege an sich gebracht hatten, noch das Thal Frutigen und das Siebenthal; Luzern das Entlebuch, Hochdorf, Rußwil, Sempach, Willisau und Weggis. Zürich erwarb sich Küßnach am Zürichsee, Höngg, Thalwil, Grünenberg, Regensberg und andere Orte; Zug, St. Andreas bei Cham; u. s. w. Die wichtigste Errungenschaft aber war der Sieg über die östreichische Herrschaft. War der Sempacherkrieg geführt worden, um zu entscheiden, ob die Eidgenossenschaft den Herzogen gehören solle oder nicht, so hatten die Siege der Eidgenossen thatsächlich diese Frage verneint und selbst jene Rechte des Fürstenhauses, die es bis jetzt über Luzern, Zug und Glarus ausgeübt, faktisch zertrümmert. Die verbündeten Orte hatten sich also vollkommen frei gemacht von jeder Oberherrschaft, mit Ausnahme derjenigen des deutschen Kaisers. So schwangen sich die Eidgenossen immer mehr empor und wurden noch durch die Gleichgültigkeit deutscher Fürsten, die ihre Bündnisse bestätigten und

ihnen ein Recht um das andere einräumten, bedeutend unterstützt. Die Bande, welche sie an's deutsche Reich knüpften, wurden immer lockerer, und die Unabhängigkeit gewann immer festern Grund. —

24. Rückblick auf das 14. Jahrhundert.

So wären wir am Ende des Jahrhunderts, das so wichtige Ereignisse zu Tage förderte. Beginnend mit dem Schwur im Rütli, zeichnet es sich vorzüglich aus durch Erweiterung des Bundes, Vertheidigung der Rechte und Kampf für das höchste Gut, das die Menschheit erfreuen kann, die Freiheit. Wir sehen zuerst die gedrückten Alpensöhne ohne Blutvergießen das verhaßte Tyrannenjoch abwerfen und unerschrocken ihren Feind am Morgarten bekämpfen. Durch den glänzenden Erfolg der Freiheitsliebe der Waldstätten ermuthigt, schließen sich auch die Luzerner, der steten Bedrückungen Oestreich's überdrüßig, ihrem Bunde an und vereiteln die von ihren Feinden verabredete Mordnacht. Zürich sieht sich gezwungen, in einem ewigen Bunde mit den Eidgenossen Schutz gegen Oestreich zu suchen. Mit vereinter Kraft wird Albrecht drei Mal vor Zürich zum Abzuge genöthigt, und Glarus und Zug, diese Zwistigkeiten benutzend, verbinden sich ebenfalls mit den Waldstätten. Bern weiß sich nicht besser zu sichern, als daß es gleicherweise durch ein Bündniß mit den sechs Orten seine Macht vergrößert. Die englischen Horden, welche das Vaterland zu verheeren drohen, werden vertrieben, und in den Schlachten bei Sempach und bei Näfels beweisen die Eidgenossen einen solchen Muth und solche Kraft, daß Oestreich's Macht auf lange Zeit geschwächt ist und die Eidgenossen eine weit freiere Stellung einnehmen. Die Gebiete erweitern sich aller Orten, und die Städte und Länder werden immer mächtiger, so daß Oestreich sich zu einem für die Eidgenossen vortheilhaften Frieden gezwungen sieht. Und am Schlusse des Jahrhunderts finden wir in Zürich jene ewig denkwürdige Tagsatzung, die durch das eidgenössische Kriegsgesetz des Sempacherbriefes so schön den frommen und vaterländischen Sinn dieser Zeit an den Tag legt.

Das 14. Jahrhundert ist eine Zeit des Heldenthums, der Großmuth, der Aufopferung für die Freiheit. Wohl treffen wir auch treulose, habsüchtige Männer, wie einen Brun, einen Schöno; aber

wer kann diese nicht verschmerzen, denkt er an einen Tell, einen Manesse, einen Gundoldingen, Winkelried, Am Büel u. s. w.? — Auch das Volk im Allgemeinen ist gut; und das Volk ist es ganz besonders, welches die Thaten unserer Geschichte vollführt, während anderwärts nur die Führer handeln und das Volk als Werkzeug gebraucht wird. Dort kämpft es nicht für seine, sondern für die Interessen seines Herrn; bei einem freien Volke aber fühlt sich Jeder sein eigener Herr und kämpft für sein eigenes Gut und will seine Freiheit um keinen Preis verlieren.

Zwar finden wir in diesem Jahrhundert sehr viel Aberglauben, wie an Vorhersagungen, Geistererscheinungen und Zauberei; aber trotzdem zeigt sich durchschnittlich ein kindlich frommes Gemüth, begleitet von gesundem Menschenverstand, vermöge dessen unsere Väter leicht ihre Rechte erkannten und wohl wußten, was sie der Kirche und was sie dem Staate schuldig waren. Nicht zu übersehen ist, daß in dieser Zeit gerade die mächtigsten Bünde deutscher Städte einstürzten; nur der Bund der Eidgenossen hielt sich allen Angriffen gegenüber stets aufrecht. Und fragen wir warum, so finden wir leicht, daß neben der vortheilhaften geographischen Lage dieses Berglandes es ganz besonders der Charakter des alten Schweizers war, der ihn stark machte. Still und einfach sein Handwerk treibend oder das Feld bebauend, kümmerte er sich wenig um fremde Angelegenheiten; er war redlich in seinem Handel, männlich in seinen Sitten, liebte die Freiheit und schätzte sie fast eben so hoch, als die Religion seiner Väter. Darum vertauschte er unerschrocken den Pflug mit dem Schlachteisen, wenn sich ein Unterdrücker nahte, eilte muthvoll in den Kampf und zog den Tod dem Loose eines Unterthanen vor. „Gott und Vaterland," das war sein Wahlspruch. Aber weit entfernt, sich selber stark zu fühlen, suchte er vielmehr seine Kraft in der Hülfe des Ewigen, der die Sache der Gerechten nie verläßt; er fiel auf die Knie und bat um Segen für seine Waffen, und nach dem Siege sandte er wieder sein frommes Dankgebet zum Himmel, ordnete Gedächtnißfeste an und baute Kapellen, die noch den späten Enkel zum Danke gegen Gott mahnen sollten. Ein solcher rechtlicher, einfacher und frommer Sinn mußte Gott wohlgefallen; darum verlieh er ihm Kraft und seine Hand beschützte ihn.

Obwohl sich im 14. Jahrhundert noch viele Unwissenheit kund

gibt, so treffen wir doch schon hie und da einen Schriftsteller unter den Eidgenossen. Die Freiheit bildet ebenfalls den Gegenstand der Poesie. Einer der vorzüglichsten Dichter dieser Zeit war der Luzerner Halb-Suter, welcher bei Sempach mitgekämpft hatte und in lebhaften Schilderungen und feurigen Anreden jene Schlacht erzählt. Auch der bernerische Dominikanermönch Ulrich Boner besingt in schönen Versen die Freiheit. Welch' ein warmes, gesundes Gefühl weht uns nicht aus folgender Strophe an, die in seiner fünfzigsten Fabel vorkommt? —

„Friheit ziret alles leben
Und kan wol gemuote geben.
Friheit höchet wib und man,
Den armen si richen machen kan.
Friheit ist der eren hort,
Si überkrönet werk und wort."

Auch die Kunst, besonders die Baukunst, wurde nicht vernachläßiget. Zwar treffen wir nur selten Verzierungen mit gothischem Schnitzwerk; denn damals sah man noch mehr auf das Nothwendige, als auf das blos Schöne. Man würde sich sehr irren, wollte man sich unsere alten Schweizerstädte aus festen, steinernen Häusern bestehend vorstellen. Sie waren vielmehr durchgehends aus Holz aufgeführt; an eine gepflasterte Straße dachte gar Niemand. Erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts findet man die ersten steinernen Häuser, wie das Rathhaus in Bern; um diese Zeit auch läßt Zürich seine Straßen pflastern.

Die Verbesserung in der Bauweise war eine Folge der überaus häufigen Feuersbrünste jener Zeit, welche zugleich eine bessere Polizeiordnung nothwendig machten. Zu diesen Brandunglücken gesellten sich noch Pest und Hungersnoth. An vielen Orten, wo solche Plagen als Strafgerichte Gottes betrachtet wurden, sah man alsdann Männer und Frauen auf öffentlichen Plätzen sich geißeln, um so durch Buße den Himmel zu versöhnen. Andere aber trotzten den verheerenden Krankheiten durch Gesänge, lustige Tänze und Mahlzeiten. Wieder Andere widmeten sich, durch den Anblick der Leiden und Thorheiten der Menschen ernster gestimmt, der Betrachtung des Ewigen und bildeten eine weitläufige Verbindung, unter dem Namen Freunde

Gottes, deren schöner Zweck darin bestand, nach dem Beispiele des Erlösers sich der Liebe Gottes und des Nächsten zu widmen. —

Aber auch andere weit weniger reine Verbindungen gab es um jene Zeit. Darunter sind besonders zu bemerken die Brüder des freien Geistes, welche die Wirksamkeit der guten Werke läugneten, einen Theil der Sakramente verwarfen und untereinander beichteten, und die Bruderschaft der Lollharden oder Begharden, die sich zwar nicht von der Kirche lossagten, aber in besondern Bethäusern versammelten, und deren Frauen, Beguinen genannt, einen Schleier über das Gesicht gezogen hatten. Gegen beide Verbindungen wurde von der Inquisition*) und den Regierungen strenge eingeschritten.

Das 14. Jahrhundert war zu kriegerisch gewesen, als daß es für den Handel hätte vortheilhaft sein können. Hauptsächlich wurde der Ackerbau betrieben, und selbst Adelige und Ritter hielten es nicht unter ihrer Würde, hinter dem Pfluge herzugehen. Auch mit Verfertigung verschiedener ungeheurer Kriegsgewerke, wie der Mauerbrecher, der Katapulte, der Sturmdächer, beschäftigte man sich damals besonders in Bern, welches unter den Eidgenossen in der Kriegskunst am meisten vorgeschritten war. Die Erfindung des Schießpulvers machte ihre Wirkung erst später. Von dem sogenannten Exerziren wußten die damaligen Schweizer Nichts. Ein Aufruf genügte; da schaarte sich Jeder unter sein Banner. Ohne viel auf fremde Waffen und fremde Kriegsweise zu achten, liebten sie den stürmischen Angriff und suchten etwaige Umstände zu benutzen. Ebenso einfach waren ihre Begriffe über Mein und Dein. Rechtswissenschaft wurde in dieser Zeit gar nicht studirt. Man hielt sich lediglich an die örtlichen Gewohnheiten. Darum blieben auch die Tagsatzungen nichts weiter, als Zusammenkünfte der Abgeordneten, welche von ihren Regierungen die bestimmte Weisung erhielten, was sie zu sagen hatten. Diese Zusammenkünfte wurden bald in Bern, bald in Luzern, bald in Zürich gehalten, weshalb man diese Orte Vororte nannte. Nach und nach erhielt Zürich den ersten Rang. Denn es war eine alte, feste Stadt, von großer militärischer und politischer Bedeutung und der erste kaufmännische Ort der Eidgenossenschaft. Die Achtung vor dieser Stadt gieng so weit, daß man sprüchwörtlich sagte: „Wen Gott lieb

*) Glaubens- oder Ketzergericht.

hat, dem gibt er ein Haus in Zürich!" — Dieses Uebergewicht erregte aber den Neid anderer Orte; besonders Schwyz sah mit eifersüchtigem Auge das Aufblühen Zürich's an der Spitze der Städte und suchte sich deshalb durch sein Vorrecht über die Länder hervorzuthun und jenen entgegenzuarbeiten. So keimte schon jetzt ein böser Streit, der im 15. Jahrhundert zum verheerenden Bürgerkriege ausbrechen sollte. —

25. Neue Anruhen.

Die Eidgenossen hatten in den letzten Kämpfen wiederholt gesiegt, ihre Rechte und Freiheiten befestigt und erweitert und dadurch den Freiheitsgeist neu belebt. Das hatte zunächst zur Folge, daß das Volk das Erworbene noch weiter ausdehnen und befestigen wollte, während der zurückgesetzte Adel oder die fremden Herren, welche ehemals die Regierung geführt hatten, auf alle Weise das Verlorne wieder an sich zu bringen suchten. So gab es vieler Orten kleine Zwistigkeiten und Revolutionen, unter denen der Aufstand in Zug der wichtigste war, da durch ihn bald die ganze Eidgenossenschaft in einen Bürgerkrieg verwickelt worden wäre.

Das Land Zug bestand damals aus der Stadt und den drei Landgemeinden Baar, Egeri und Am Berg. Faßten diese drei Gemeinden einmüthig einen Beschluß, so mußte ihn die Stadt annehmen; faßte aber die Stadt mit Einer der Gemeinden einen Beschluß, so mußten auch die beiden andern sich unterwerfen. So lautete ihre Verfassung. Nun geschah es, daß der Kaiser Wenzeslaw der Stadt Zug das Recht des Blutbannes verlieh, mit der Bestimmung, 24. Juni 1400
daß die Stadt Beisitzer vom Lande zuziehen könne oder nicht. Ueber dieses Vorrecht zeigte sich auf dem Lande großer Unwille, der aber etwas über drei Jahre nicht zum Ausbruche kam. Endlich beschlossen im Jahre 1404 die drei Gemeinden auf der Landsgemeinde, die Stadt Zug solle nicht mehr für sich allein das Recht haben, Siegel, Landbanner und Archiv als Zeichen der Landeshoheit zu verwahren, sondern sie müsse dieses Recht mit den Gemeinden theilen. Allein durch diesen Beschluß wurden die alten Rechte und Gebräuche der Stadt, die durch den ewigen Bund gesichert waren, verletzt. Nichts war natürlicher, als daß die Stadtbürger sich weigerten, ihn anzunehmen. Da Schwyz eine Art Vormundschaft über Zug ausübte, so wandten sich die drei Land-

gemeinden an diesen Ort und erhielten den klugen Rath, die Sache durch eine Tagsatzung entscheiden zu lassen. Aber viele Bürger in Schwyz, aufgeregt sogar von solchen, die im Rathe saßen, ergriffen die Waffen und überfielen die Stadt Zug in der Nacht des 16. Weinmonats. Sogleich besetzten 13,000 Eidgenossen das ganze Land Zug, und die Tagsatzung, welche zu Beggenried versammelt war, verurtheilte die Gemeinden zu einer Buße von 600 Gulden. Schwyz mußte 3000 Gulden zahlen; zugleich wurde ihm das Wahlrecht des Ammanns in Zug genommen. Die Stadt behielt Siegel, Banner und Archiv, mußte aber den Landleuten den Zutritt dazu gestatten. — Wie die Schwyzer diesen Spruch der Tagsatzung vernahmen, wurden sie über die Anstifter des Aufruhres ergrimmt, verurtheilten dieselben, die Hälfte der Buße zu bezahlen, und verwiesen sie auf immer aus ihrem Lande. —

Aehnliche noch weiter greifende Unruhen entstanden auch an den Gränzen der damaligen Eidgenossenschaft, besonders am Fuße des Säntis, wo das Appenzeller Bergvolk sich gegen das Kloster St. Gallen und den umliegenden Adel erhob. Um ihre Freiheit besser bewahren zu können, stellten die Appenzeller an die Eidgenossen das
6. Nov. 1411 Gesuch, sie in den ewigen Bund aufzunehmen. Man entsprach ihnen aber nicht ganz, sondern nahm sie nur in das eidgenössische Burg- und Landrecht auf, wodurch Appenzell unter die Oberherrschaft der VII Orte ohne Bern kam. Zugleich mit den Appenzellern stellte auch Solothurn das Gesuch um Aufnahme in den ewigen Bund, jedoch ebenfalls umsonst. So viel vermochte schon damals die verderbliche Eifersucht zwischen den Städten und den Ländern, daß beide Theile es vorzogen, die Vermehrung des andern zu verhindern, anstatt die gemeinsame Macht zu vergrößern.

26. Die Eidgenossen nehmen den Aargau weg. (1415)

Im Anfange des 15. Jahrhunderts herrschte in der Kirche so viel Unordnung, daß drei Päbste auf einmal regieren wollten. Jeder derselben suchte sich beim Volke Anhang zu verschaffen. Kaiser Sigmund von Luxemburg, welcher von 1411 bis 1437 in Deutschland regierte, suchte die Ordnung in der Kirche wieder herzustellen und bewirkte,
1414 daß in Konstanz eine allgemeine Kirchenversammlung zusammengerufen wurde, die während ihres dreijährigen Aufenthaltes

daselbst wichtige Anordnungen traf. Die drei Gegenpäbste wurden abgesetzt und Martin V. dafür gewählt; auch wurde ein Prager Gottesgelehrter, Johann Huß mit Namen, seiner Irrlehren wegen sammt seinem Schüler verdammt und den weltlichen Gerichten Preis gegeben. Diese Versammlung bestand nicht nur aus Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten, Priestern und Mönchen, über zweitausend dreihundert an der Zahl; es kamen ebenso viele Doktoren und Magister der freien Künste aus allen Welttheilen; es erschienen aber auch die Gesandten fast aller Könige und Fürsten; denn Kaiser Sigmund hielt zu Konstanz gleichzeitig einen glänzenden Reichstag. Strenge wurde da mit Jedem verfahren, der das Unglück hatte, in der Ungnade des Kaisers zu stehen.

Die meisten luxemburgischen Kaiser waren Feinde Oestreich's. Auch Sigmund wartete nur auf eine Gelegenheit, diese Feindschaft zu zeigen. Als nun Herzog Friedrich von Oestreich die Partei eines jener Gegenpäbste annahm, benutzte Sigmund dieses Verbrechen und sprach über den Herzog die Reichsacht aus. Hierauf ließ er an alle Reichsunterthanen den Aufruf ergehen, gegen Oestreich die Waffen zu ergreifen. Diesen Befehl erhielten auch die Eidgenossen, und es wurde ihnen zum Voraus der Besitz aller östreichischen Ländereien, die sie erobern würden, zugesichert. Allein die Eidgenossen trugen gerechtes Bedenken, den feierlich beschwornen Frieden mit Oestreich mir nichts dir nichts zu brechen, um so mehr, da er erst vor etwa drei Jahren auf fünfzig Jahre verlängert worden war. An der Tagsatzung, welche am Charfreitag in Beggenried versammelt war, sprachen 30. Mrz. 1415
sich die Abgeordneten der Orte freimüthig aus: „Wir können uns mit Nichten bereden, daß ein Treubruch je gerecht sei." — Um eine solche Ungerechtigkeit nicht begehen zu müssen, sandte man den Bürgermeister Heinrich Meiß von Zürich zum Kaiser, um ihn zu ersuchen, er möchte seinen Befehl zurücknehmen. Sigmund aber beharrte auf seinem Verlangen; die Kirchenversammlung drohte: und noch immer blieben die Eidgenossen ruhig. Vielleicht auch hätten sie in diesem rechtlichen Sinne ausgeharrt, wenn nicht das böse Beispiel sie verlockt hätte. Denn nicht so edel dachte Bern. Die Gelegenheit, ihren gefährlichen Nachbar zu demüthigen, schien dieser Stadt zu günstig, und ohne sich lange zu besinnen, fielen die Berner mit ihren verbündeten Städten der Nachbarschaft in den Aargau ein. Zuerst folgte

Zürich nach, dann Luzern und endlich die ganze Eidgenossenschaft. Zu spät versuchten die Städte des Aargau's, sich dem ewigen Bunde anzuschließen und so dem Kriege zu entgehen; denn kaum waren ihre Abgeordneten in dieser Absicht abgereist, so begegneten sie schon den flatternden Fahnen der heranziehenden Feinde und mußten auf kaum halbem Wege betrübt wieder umkehren. Während die Berner Zofingen, Aarburg, Aarau und andere Orte eroberten, nahmen die Luzerner Sursee und die umliegenden Dörfer; die Züricher zogen nach Meienberg, andere nach Baden, wo sich zuletzt die Eidgenossen vereinigten und die Stadt sammt der Umgegend zur Uebergabe nöthigten.

Unterdessen hatte sich Kaiser Sigmund mit dem Herzoge von Oestreich wieder ausgesöhnt und verlangte nun von den Eidgenossen, sie sollten die eroberten Länder wieder herausgeben. Allein sie wollten nicht umsonst die Waffen ergriffen haben und weigerten sich standhaft, indem sie sich auf das vom Kaiser zum Voraus erhaltene Wort stützten. Durch Ehrenbezeugungen und glänzende Aufnahme in ihren Städten wußten sie endlich den Kaiser dahin zu bringen, daß er ihnen die eroberten Orte gegen einige tausend Gulden überließ.

Nun entstand die Frage, ob der Aargau gleich Zug und Glarus selbstständig werden und einen neunten freien Ort der Eidgenossenschaft bilden, oder aber unter die Eroberer vertheilt und von ihnen als Unterthanenland verwaltet werden solle. Allein es erhob sich für die Freigebung desselben keine Stimme, und man nahm somit eine Theilung vor. Bern behielt den Aargau, Luzern Sursee; Baden und die freien Aemter sollten von Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus gemeinschaftlich, d. h. abwechselnd verwaltet werden. Nur Uri verlangte für sich Nichts; es dachte rechtschaffener, als die übrigen Orte.

27. Kriege mit Italien.

Kaum hatte die Eidgenossenschaft ihre Grenzen gegen Norden erweitert, so that sie dies auch gegen Süden durch die Eroberung des Livinenthales. Dieses Thal war besonders für die benachbarten Urner und Unterwaldner sehr wichtig; denn jährlich wurde von ihnen eine Menge Vieh über die Alpen nach Italien geführt. Dieser Viehhandel rief wiederholt größere und kleinere Streitigkeiten hervor, in welchen die Eidgenossen gezwungen waren, ihre Waffen über die Alpen hinaus

zu tragen. So wurde dieses Thal schon im Jahre 1403 von ihnen besetzt. Ebenso veranlaßte ein Streit mit Viehhändlern die Besetzung von Domo d'Ossola, welche Stadt dem Herzog von Mailand gehörte. Dieser verkaufte sie nun an den Grafen von Savoyen, welcher sofort 1410
mit einer Menge Kriegsvolk durch das Wallis zog, um die Stadt den Eidgenossen zu entreißen. Aber mit Hülfe der Walliser*) wurde das Verlorne bald wieder erobert und Domo d'Ossola und das ganze Eschenthal auf's Neue besetzt. Im Jahre 1419 erkauften Uri und 1417
Obwalden von den Freiherren von Sax die Stadt Bellinzona und die ganze Landschaft vom Livinenthal bis zum Langensee. Das verdroß den Herzog von Mailand, und als er weder den Eidgenossen diese Besitzungen abkaufen, noch den Kauf gerichtlich aufheben konnte, so rüstete er sich heimlich, überfiel und besetzte das Eschenthal und Bellinzona. Zweimal nahmen es die Urner und Obwaldner wieder; aber 1421
auch zweimal wurde es ihnen wieder entrissen; denn ihre Streitkräfte reichten nicht hin, dem mächtigen Herzoge von Mailand und seinem berühmten Feldherrn Carmagnuola Stand zu halten. Deshalb riefen sie endlich die Eidgenossen um Hülfe an. Man rüstete sich, obwohl ungern und mißmuthig, zu einem gemeinsamen Waffenzuge über die Alpen; nur Bern hielt nicht mit. —

„Eintracht macht stark," das hatten die Eidgenossen wiederholt in den Schlachten am Morgarten, bei Sempach und Näfels bewiesen; „Zwietracht zerstört," das sollten sie leider diesmal erfahren. Denn seitdem die Urner an der Theilung des Aargau's keinen Antheil hatten nehmen wollen, herrschte unter den eidgenössischen Orten ein gewisses Mißtrauen, das durch folgenden Umstand noch genährt wurde. Die Urner und Obwaldner hatten unlängst die Walliser in ihren Freiheitskämpfen gegen den Freiherrn von Raron unterstützt; Letzterer hatte in Bern Hülfe gefunden, und an die Berner hatten sich auch die Schwyzer geschlossen. Das konnten die Urner nicht vergessen, und als die eidgenössischen Truppen gemeinschaftlich gegen Italien zogen,

---

*) Die Walliser hofften mit Hülfe der Urner, Schwyzer und Unterwaldner die Herrschaft ihres Landeshauptmannes, des Herrn von Raron abzuwerfen. Aufruhr und Empörungen zogen damals durch das Walliserland, und der Freiherr wurde von der Matze verfolgt, seine Besitzungen verheert und weggenommen. Siehe Anhang, Geschichte des Kantons Wallis! —

waren die Schwyzer einer Menge Spottreden ausgesetzt. Das empfanden diese sehr und zeigten wenig Eifer, ihren Miteidgenossen zu helfen. Anderseits eilten die Luzerner unter ihrem Schultheißen Ulrich Walker mit 3000 Mann voraus und ließen jene absichtlich zurück. Aber auch hier fehlte die Ordnung und der treue Gehorsam. Einige durchzogen sogar das Land, um zu rauben und zu plündern. Sorglos überschritten sie die Moesa; da plötzlich wurden sie von dem
30. Juni 1422 schlauen Feldherrn Carmagnuola bei Arbedo mit 24,000 Mann überfallen, und eine furchtbar blutige Schlacht entspann sich, die einen vollen Tag dauerte. Mit Heldenmuth und wahrer Todesverachtung kämpften jetzt die Eidgenossen; Erliegen schien ihnen ehrenvoller, als sich zu ergeben. Hier starben der Landammann Hans Rot und der Pannerherr Püntiner von Uri den Heldentod. Peter Kolin, der Pannerherr von Zug, welcher mit seinen beiden Söhnen sich im Kampfgewühl befand, stritt gleich einem Löwen für das Banner seiner Stadt. Da sank es plötzlich unter; denn sterbend stürzte der Held zusammen, das Banner schien verloren: — da flog es wieder über den Schaaren, von seinem tapfern Sohne geschwungen. Die mailändischen Krieger waren beschämt ob solch' nie gesehener Tapferkeit und drangen noch heftiger ein. Bald lebte nur mehr Einer der Kolin, Johann hieß er. Ein gewaltiger Stoß, und auch er sinkt tödtlich verwundet zu Boden. Da reißt er das Tuch herunter von der Stange, windet es um seinen Leib und stürzt sich mit seiner letzten Kraft in einen Graben; denn lieber sollte das Banner mit ihm zu Grunde gehen, als in die Hände der Feinde gerathen. Aber wieder flogen die blutgetränkten Farben über den Streitenden; ein anderer Zuger entwand sie seinen sterbenden Händen, vertheidigte sie muthvoll und brachte sie in seine Vaterstadt zurück. Aber all' diese Tapferkeit war erfolglos, die Noth wurde immer größer; schon dachte Ulrich Walker, sich zu ergeben, schon wollte man sich über die Friedensbedingungen berathen: — da eilten 600 Eidgenossen heran, die sich der Plünderung wegen entfernt hatten, und retteten ihre Brüder vor schimpflicher Uebergabe. Der Kampf erneute sich und dauerte bis zum Abend fort. Allein die Eidgenossen, unter sich uneins, hatten keinen bestimmten Anführer und fochten trotz ihrer heftigen Erbitterung umsonst. Carmagnuola, der über 900 Mann verloren hatte, zog sich nach Bellinzona zurück, wo er sich festsetzte. Die Eidgenossen hatten nahe an 400 Mann eingebüßt und Nichts gewonnen, als den blutigen

Beweis, daß die Schweiz nur dann stark und unüberwindlich sei, wenn sie einig bleibe.

Am Tage nach der Schlacht kamen auch die Schwyzer an, aber zu spät. Sie sahen das Unglück ihrer Mitbrüder, sie sahen so viele Helden auf dem Schlachtfelde dahingestreckt, und Reue überfiel ihre Gemüther; sie klagten sich selber als die Urheber des Unglückes an, weil sie sich freiwillig verspätet hätten. Das verderbliche Mißtrauen und die Unordnung verwünschend, kehrten die Eidgenossen in ihre Heimath zurück. Am traurigsten war der Heimzug der Luzerner. Sieben wohlbemannte Schiffe hatten vor Kurzem jubelnd die Stadt verlassen; — schweigend ruderten jetzt noch zwei zurück. —

Drei Jahre lang berieth man sich hin und her, was zu thun sei; denn das Livinenthal wollte und konnte man nicht aufgeben. Allein es fehlte auch jetzt noch an Entschlossenheit und Einigkeit. Zwar unternahmen wieder 5000 Eidgenossen einen Zug über den Gotthard. Als sie aber vor Bellinzona ankamen, kehrten sie wieder 1425
um und sagten: „Diese Stadt ist unüberwindlich."

Da erhob sich Petermann Risig, ein Kriegsmann aus dem Lande Schwyz. Es that ihm weh, den Muth und die Kraft seiner Miteidgenossen so tief gesunken zu sehen; es empörte ihn, daß die Feinde ungestraft rechtlich erworbenes Eigenthum wegnehmen sollten, und mit gerechtem Unwillen zog er umher, Gleichgesinnte aufzusuchen. Er spricht ihnen Muth ein, begeistert sie zu einem Zuge gegen die übermüthigen Italiener, stellt ihnen vor, daß es ihre Ehre fordere, die erlittene Schmach zu rächen. Und wie er kaum 600 Mann beisammen hat, steigt er mit ihnen über den Gotthard, eilt mit Blitzesschnelle hinab in's Ossolathal, dringt durch das eine Thor in die Hauptstadt Domo und jagt die Besatzung zum andern hinaus. Der Herzog schickt seine ganze Macht gegen ihn, der italienische Feldherr Pergola fordert die Schwyzer zur Uebergabe auf; Petermann aber antwortet: „Man fängt die Schwyzer nicht mit Worten," und mit seinen 600 Gesellen trotzt er den 30,000 wohlbewaffneten Streitern.

Das Beispiel dieses kühnen Helden wirkte. Sogleich erschienen 22,000 Eidgenossen und nahmen den Weg nach dem Ossolathale. Der Herzog von Mailand erschrack; er sah wohl ein, daß er verloren sei, wenn es ihm nicht gelinge, durch eine staatskluge List die Eidgenossen zu besiegen. Zu diesem Ende schickte er seinen Kammer-

herrn Zoppo in ihr Lager. Dieser, weit entfernt, gemeinsam zu unterhandeln, suchte vielmehr die Interessen der Orte zu trennen, und was seiner Zunge nicht gelang, das thaten glänzende Geschenke. Kurz, hatten die Eidgenossen ganze Heere besiegt, einen Zoppo besiegten sie nicht. Zuerst gewann er Zürich, Zug und Glarus um 13,000 Gulden, und acht Tage später auch Luzern, Uri und Obwalden um die Summe von 10,000 Gulden; zu Bellinzona schloß er mit jedem Theile besondere Vergleiche. Der Herzog zahlte noch 33,000 Gulden, und das Ossolathal, Bellinzona und das den Eid-
1426 genossen so ergebene Livinenthal wurden ihm überlassen. Dagegen gewährte er ihnen einige Handelsvortheile. — Als er aber später das Versprechen nicht hielt, gingen die Eidgenossen von Neuem über den Gotthard, nahmen Livinen und Bellinzona wieder ein und nö-
1440 thigten den Herzog, welcher sich in großer Verlegenheit befand und ihnen keinen Widerstand leisten konnte, das Livinenthal ihnen wieder abzutreten. So hatten endlich diese langwierigen Streitigkeiten ein Ende.

28. Bürgerkrieg zwischen Schwyz und Zürich.

Die Eifersucht zweier eidgenössischer Orte, die Uneinigkeiten und innern Gährungen in den letzten Zeiten hatten bereits einen Funken der Entzweiung in die Herzen geworfen, und es bedurfte nur einer Gelegenheit, eines leichten Windstoßes, um diesen Funken zur hellen Flamme eines verzehrenden Bürgerkrieges anzufachen. Eine solche Veranlassung zeigte sich bald.

Der Graf Friedrich von Toggenburg starb kinderlos und ohne
1436 ein Testament zu hinterlassen. Er hatte weitläufige Besitzungen; fast alles Land vom Zürichsee bis in's Tyrol gehörte ihm. Da gab es nun heftige Streitigkeiten; eine Menge Fürsten, Städte und Länder machten Anspruch auf sein Erbe; sogar der Kaiser Sigmund verlangte Toggenburg als Lehen des Reiches zurück, weil kein Testament vorhanden sei. Anderseits war in den streitigen Ländern selbst der Geist der Freiheit erwacht, und Viele suchten diese Gelegenheit zu benutzen und sich durch Bündnisse die Unabhängigkeit zu sichern.

Auch Schwyz und Zürich machten Ansprüche auf dieses Erbe. Schon vor dem Tode des Grafen war es den Schwyzern gelungen,

von ihm die obere March zu erhalten; Zürich hingegen bekam von der Wittwe des Grafen Sargans und Utznach. Sogleich nach Friedrich's Tode suchten beide Theile ihre Ansprüche geltend zu machen. Allein der Bürgermeister Rudolf Stüßi in Zürich, ein Mann von großer Beredsamkeit und ungewöhnlicher Körperkraft, dessen mächtige Gestalt schon Ehrfurcht gebot, beleidigte die Männer im Toggenburg durch harte Reden dermaßen, daß sie der Stadt Zürich den Eid der Treue verweigerten. „Wisset," sprach er zu den Männern in Utznach, „daß bei Euch Alles, sogar Euer Eingeweide uns gehört!" — Während Stüßi auf diese Weise die Gemüther von sich entfernte, gelang es anderseits dem Landammann Ital Reding von Schwyz, einem staatsklugen, beharrlichen und kaltblütigen Manne, auch die Leute im Gaster für sich zu gewinnen. Das erbitterte Zürich, und man griff schon zu Gewaltsmaßregeln. Umsonst versuchten zahlreiche Tagsatzungen, den Frieden herzustellen; jede derartige Bemühung scheiterte an dem gegenseitigen Haß der beiden Anführer, von denen keiner so viel eidgenössischen Sinn besaß, die eigenen Interessen dem Wohle und dem Ruhme des gesammten Vaterlandes aufzuopfern. Man überhäufte sich gegenseitig mit bittern Spottreden, warf einander die in letzter Zeit begangenen Fehler vor; ja man griff sogar Persönlichkeiten an, so daß Landammann Jost Tschudi sich einmal genöthigt sah, dem ärgerlichen Auftritte ein Ende zu machen mit den Worten: „Erinnert Euch, daß wir hier sind, nicht über Personen, sondern über Sachen zu verhandeln."

Wie nun alle Vermittlungsversuche fruchtlos abliefen, griffen Schwyz und Glarus zu den Waffen und eroberten das Sarganserland. Bald darauf zogen sie an den Etzel. Als aber das zürcherische Heer sah, daß die unbetheiligten Orte auf Seite der Schwyzer traten, da kehrte Stüßi um und zog in die Stadt zurück. Jetzt warfen sich die Schwyzer auf die Gebiete der Stadt, nahmen die Höfe Wollerau und Pfäffikon und plünderten an vielen Orten. Im Okt. 1440

So war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Zwar kam ein eidgenössischer Rechtsspruch zu Stande, mit dem aber Zürich nicht zufrieden war, da es dadurch einige, wenn auch nur unbedeutende Besitzungen verlor.

Mittlerweile war der östreichische Herzog Friedrich III. zum deutschen Kaiser gewählt worden. Seine Plane gingen besonders

dahin, die gesunkene Macht seines Hauses in der Eidgenossenschaft wieder zu erheben. In diesen Bestrebungen wurde er haupsächlich von dem aargauischen Adel unterstützt, der es vorzog, um die Gunst eines Fürsten zu buhlen, als sich die Liebe der Bürger und Landleute zu verdienen. Dem ehrgeizigen Bürgermeister in Zürich entgiengen diese Plane nicht, und sie benutzend, reizte er die schon friedlicher gesinnten Gemüther auf's Neue und brachte es so weit, daß
17. Juni 1442 Zürich sich durch ein Sonderbündniß zu Aachen mit Oestreich verband und sich nicht schämte, gemeinsame Sache mit Jenen zu machen, die wiedholt ihre Stadt hatten knechten wollen. Dieses Sonderbündniß hatte den Zweck, eine neue Eidgenossenschaft zu bilden, welche das Toggenburg, die Städte Rapperswyl, Winterthur, überhaupt alle Gebiete bis zu den Quellen des Rheines und bis zur Aare umfassen sollte. Als Vorort dieser Eidgenossenschaft war Zürich bestimmt, jedoch unter der Oberhoheit Oestreich's. Zürich durfte zwar ein Sonderbündniß schließen; aber dieser Bund mit Oestreich mußte offenbar den Sturz der acht Orte bezwecken. Dadurch erhielt der Kampf eine ganz andere Bedeutung; es handelte sich nun nicht mehr blos um die toggenburgische Erbschaft, auch nicht blos darum, ein abgefallenes Glied des Bundes zu züchtigen, sondern es handelte sich um die Frage: Soll die alte Eidgenossenschaft fortbestehen, oder nicht? sollen die Bundesorte frei bleiben, wie bisher, oder sollen sie sich die Knechtschaft Oestreich's gefallen lassen? —

Als das Bündniß mit Oestreich ruchbar wurde, gaben sich die sieben Orte alle Mühe, Zürich zum Rücktritte zu bewegen. Umsonst. Und als Kaiser Friedrich, die Uneinigkeit der Eidgenossenschaft benutzend, selbst nach Zürich kam, um seine Plane in's Leben zu setzen, erneuerte Stüßi das Bündniß mit ihm. Da sah man in den Mauern der Stadt, die einst der erste eidgenössische Vorort gewesen, Bürger mit dem östreichischen rothen Kreuz auf der Brust und der Pfauenfeder auf dem Hute einhergehen. — Wer hätte das gedacht? —

Nun sandten die sieben Orte nach Zürich und verlangten vom Kaiser Bestätigung ihrer Freiheiten. Dieser aber weigerte sich, wenn sie nicht den Aargau herausgeben wollten. Aber die Eidgenossen kehrten sich wenig daran, ob Friedrich ihrem Gesuche entspreche oder nicht; denn das war längst nur mehr eine leere Förmlichkeit.

Die Zeit des Waffenstillstandes war abgelaufen, und sogleich

rückten von beiden Seiten die Banner in's Feld, Eidgenossen gegen Eidgenossen. Allein die Züricher, unter ihrem Bürgermeister Stüßi und den östreichischen Befehlshabern Hans von Rechberg und Thüring von Hallwyl, fochten gleich anfangs unglücklich; in mehreren kleinen Treffen wurden sie geschlagen; ein Ort nach dem andern wurde von den Eidgenossen genommen; sogar Baden mußte sich ergeben. Zum Schrecken für Zürich verband sich auch das Heer der Berner, welches bis jetzt keine Partei genommen hatte, mit den Schwyzern; denn Ital Reding hatte sie für sich zu gewinnen gewußt. Im Mai 1443

Es war im Heumonat 1443, als die Botschaft nach Zürich kam, es ziehen unter Anführung Ital Reding's 5000 Eidgenossen über den Albis, um gerade auf die Stadt loszugehen. Die östreichischen Führer riethen, innerhalb der Mauern den Feind zu erwarten; allein der erbitterte Stüßi konnte seine Wuth nicht bezähmen; es drängte ihn, den Schwyzern entgegen zu eilen. Zwischen dem Dorfe Wiedikon und der St. Jakobskapelle an der Sihl trafen die Heere 22. Juli zusammen, und es entspann sich ein hitziger Kampf. Aber die Züricher und ihre Verbündeten fochten ohne Zucht und ohne Ordnung; Viele überließen sich sogar dem Essen und Trinken. Da sah man etwa 200 Mann den Zürichern sich im Rücken nahen; sie trugen Alle das östreichische rothe Kreuz auf der Brust. Kein Zweifel, es waren Oestreicher; man achtete daher nicht weiter auf sie. Aber o weh! — auf einmal hauen die vermeintlichen Oestreicher entsetzlich auf die überraschten Zürcher ein; Schrecken ergreift diese, das Heer löst sich auf, und Alles sucht sein Heil in der Flucht. Es waren nämlich 200 Schwyzer, welche auf Reding's Befehl das östreichische rothe Kreuz vorn auf die Brust geheftet hatten, um den Feind zu täuschen; das eidgenössische weiße trugen sie auf dem Rücken. — Der Schrecken und die Flucht des zürcherischen Heeres war allgemein; in der gräßlichsten Verwirrung drängte sich Alles über die Sihlbrücke nach der Stadt zurück. Da stellt sich Rudolf Stüßi mit seiner mächtigen Gestalt mitten auf die Brücke, schwingt muthig seine Streitart und ruft: „Haltet, Bürger, haltet!" — Aber mit schrecklicher Stimme donnert ihn ein Bürger an: „All' dieses Unglück haben wir von Dir!" und von dessen Speer durchrannt sinkt der Bürgermeister sterbend zusammen. Und über seinen Leichnam weg eilen Freund und Feind und rennen den Stadtthoren zu. Man drang durch die Vorstadt

hinein, und selbst die Stadt wäre von den Eidgenossen genommen worden, wenn nicht eine Frau das Fallgatter herunter gelassen hätte. Wüthend darüber zündeten die Schwyzer die Vorstadt an, zogen beim Scheine der Lohe plündernd umher, fanden Stüßi's Leichnam und mißhandelten ihn auf eine unmenschliche Weise, indem sie ihm das Herz aus dem Leibe rissen, es zerhackten und die Stücke einander zuwarfen. Dann zündeten sie ringsum Dörfer und Meierhöfe an, freuten sich über die erschlagenen Feinde, spotteten der Sterbenden und jubelten über das Aufflackern der verzehrenden Flammen. Solche Gräuel kann ein Bürgerkrieg mit sich bringen, wenn ein Volk nur seinen Leidenschaften Gehör gibt.

Nachdem die Eidgenossen die Stadt Zürich drei Tage umsonst belagert hatten, zogen sie nach Rapperswyl. Aber hier fanden sie auch diesmal ebenso harten Wiederstand, als im Jahre 1388 nach der Schlacht bei Näfels.

Unterdessen vermittelte der Bischof von Konstanz einen Waffenstillstand bis zum 23. April 1444. Während dieser Zeit kam in
22. Mrz. 1444 Baden eine Tagsatzung zusammen, um die Friedensbedingungen zu berathen; denn Zürich, dessen Hauptführer gefallen war, schien zum Frieden geneigt. Die achtbarsten Männer der Stadt wurden nach Baden gesandt. Die Hauptfriedensbedingung, welche man ihnen stellte, war die Aufhebung des Bundes mit Oestreich; alsdann würde man ihre Besitzungen zurückgeben, und Alles sollte wieder in den alten Zustand zurückkehren. Die Gesandten fanden diese Bedingungen annehmbar und schlossen, ohne die Bevollmächtigung des Rathes in Zürich abzuwarten, aus eigener Macht den Frieden. —

29. Der Mord bei Greifensee. (1444)

Wohl schmeichelte sich Mancher, daß die Eintracht zurückkehren und die Eidgenossen wieder brüderlich verbinden werde, und alle Gutgesinnten freuten sich, daß kein Bürgerblut mehr fließen sollte. Aber die östreichische Partei in Zürich war mit einem solchen gütlichen Vergleiche nicht zufrieden; denn sie befürchtete mit Recht, es möchten dadurch ihre ehrgeizigen Absichten vereitelt werden. Daher gaben sich Viele, und darunter besonders der Bürgermeister Schwarzmurer, alle Mühe, die Urheber des Badener Vergleiches zu verdächtigen,

und streuten die gehässigsten Gerüchte über sie aus. Sie brachten es so weit, daß das Volk am 4. April 1444 das Rathhaus erstürmte. — Meiß, Blunschli und Trinkler, welche besonders eifrig für den Frieden gearbeitet hatten, wurden verhaftet und zum Lohne für ihre edle Gesinnung mit dem Tode bestraft. Auf's Neue entbrannte die Wuth in dem zürcherischen Volke; es schien, als ob Stüßi's Geist wieder unter den Bürgern wandle.

Solche Treulosigkeiten erbitterten die Eidgenossen mehr als je, und wie der Waffenstillstand abgelaufen war, zogen sie unter Anführung Ital Reding's nach Greifensee, einer für Oestreich höchst 1 Mai 1444
wichtigen Stadt und Festung am Eingange in den Thurgau. In der Feste daselbst saß der entschlossene Hans von der Breitenlandenberg, der wegen seiner Tapferkeit allgemein Wildhans genannt wurde. Achtundsechzig Mann, meist aus Zürich und dem Amte Greifensee, tapfer wie er selbst, harrten seiner Befehle. Als die Eidgenossen heranzogen, schickte er die Weiber und die Kinder fort und machte die Stadt zu Schutt und Asche, damit sie nicht dem Feinde zu einem willkommenen Lager dienen könne. Dann warf er sich mit seinen Mannen in die Feste und vertheidigte sie auf's Tapferste, indem er Hülfe von Zürich erwartete. Aber diese blieb aus. Dennoch gelang es den Eidgenossen nicht, die Burg zu nehmen, bis ihnen ein Verräther aus dem Amte Greifensee eine Stelle zeigte, wo die Mauer leicht zu durchbohren war. — Sogleich drang man unter einem Schutzdache vor: die Steinwand wurde mühsam unterhölt, und die Noth der Belagerten stieg immer mehr. Immer lauter wurden die zuerst dumpfen Schläge der Hämmer und Mauerbrecher; bald mußte den Schwyzern der Durchgang offen stehen. Wildhans sah ein, daß er überwunden sei, und um wenigstens sein und seiner Leute Leben zu retten, ergab er sich den Eidgenossen, indem er sich 27. Mai
der Gnade der Sieger empfahl. Man führte die ganze Besatzung gefangen auf eine Wiese und hielt Kriegsgericht über sie. Zuerst 28. Mai
stimmte Reding für den Tod Aller, ohne Unterschied. — Viele traten ihm bei, schon schien das Schicksal der Unglücklichen entschieden, — da trat der menschenfreundliche Hauptmann Holzach von Menzingen auf und wagte es, dem gewaltigen Landammann zu widersprechen. „Welches Verbrechen," rief er aus, „haben Diese begangen, das den Tod verdient? — Thaten sie nicht alle ihre Pflicht? Mußten

sie nicht ihrer Regierung gehorchen? — Und nun, da sie unserer Uebermacht unterlagen, nun willst Du Dich mit ihrem Blute besudeln?— Reding, bedenke wohl, was Du thust! — Sie haben sich Deiner Gnade ergeben, und Du kannst so grausam sein, ihren Tod zu fordern? Nein, nein, liebe Eidgenossen; ferne sei es von uns, unsern alten Ruhm mit dem Blute dieser Tapfern zu beflecken! — Bedenken wir, daß ein Gott ob uns waltet! Fürchten wir seine Rache und schonen wir dieser Unglücklichen!" — So sprach der biedere Eidgenosse. Aber Reding hatte seine Mordlust vor Zürich noch nicht gesättiget. Er verdrehte des braven Mannes Worte und nannte ihn einen Freund Oestreich's, der selber den Tod verdiene. Dann forderte er mit neuer Wuth den Tod Aller; andere Eidgenossen, hart wie er selbst, thaten das Gleiche und forderten Blut. Umsonst flehten Greise, Weiber und Kinder für das Leben der Ihrigen, umsonst bat Wildhans, Rache an seiner Person zu nehmen, aber der Uebrigen zu schonen; diese edle Selbstaufopferung, jene heißen Bitten und Thränen thaten keine Wirkung; es schien, als sei alles Gefühl aus Reding's Herzen gewichen; man beschloß den Tod, und das Schlachten begann. Zuerst trat Wildhans vor; der Scharfrichter, menschlicher, als der Landammann, zögerte und blickte bittend auf Reding; aber kalt sprach Dieser: „Erfülle Dein Amt, sonst stirbst Du selbst!" — Und als er nach kaiserlichem Rechte den zehnten Mann für sich verlangte, sprach Ital Reding finster: „Wir haben hier Landrecht, nicht Kaiserrecht." — In Strömen floß das Blut, die Erde trank es nicht mehr; die Sonne, entsetzt ob solcher Schauderscene, verbarg sich im Westen; die Nacht brach herein: — da rief Reding: „Fackeln her!" und das Morden begann von Neuem. — Männer umfaßten krampfhaft ihre Weiber; Söhne wurden grausam aus den Armen ihrer Mütter gerissen, — ach! — das Herz eines Schweizers blutet beim Gedanken an jene Gräuel. Schauerlich dampfte das Blut zum Himmel um Rache; doch Reding schien es nicht zu sehen. Mancher Eidgenosse wandte sich weg in banger Ahnung vor kommendem Unglücke, und nicht umsonst; — der strafende Arm der Nemesis nahte schon heran. — —

Das geschah am 28. Mai 1444. Nur drei entgiengen dem Schwerte des Scharfrichters, zwei Knaben und ein Greis. Denn erst als sechzig Köpfe im Kreise herumlagen, schien auch den Landammann ein Grauen zu fassen, und er verschwand. —

30. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. (1444)

Nach dem Morde bei Greifensee zogen die Eidgenossen mit 20,000 Mann vor Zürich und belagerten diese Stadt, welche aber meisterhaft vertheidiget wurde. Besonders war es die Kriegsgesellschaft der Schildner, die sich durch ihren unerschütterlichen Muth auszeichnete und deshalb vom Volke nur die Böcke genannt wurde. Aber dennoch würde die vereinte Kraft der Eidgenossen gesiegt haben, wenn nicht zwei Ereignisse dem Kriege eine andere Wendung gegeben hätten.

Das Eine dieser Ereignisse war das treulose Benehmen des Herrn von Falkenstein, welcher an der Spitze des aargauischen Adels die Plane Oestreich's besonders unterstützte. — Wir haben früher vernommen, wie der Aargau unter die Herrschaft der Stadt Bern gekommen war. Thomas von Falkenstein aber war ein geschworner Feind der Berner. Er versuchte erst, auf hinterlistige Weise die Stadt Aarau in Brand zu stecken, was ihm aber mißlang. Seine Seele voll schwarzer Pläne, gieng er sodann, von zwei Freunden begleitet, nach Brugg und gab den Bewohnern des Städtchens 27. Juli 1444
vor, er komme aus dem Lager der Eidgenossen vor Zürich, wo er kräftig am Frieden gearbeitet habe, und sei jetzt auf dem Wege nach Basel, um den Bischof zu holen, damit dieser das Friedenswerk vollende. Ueber diese Nachricht hoch erfreut, bewirthete man ihn auf's Gastlichste und entließ ihn mit tausend Segenswünschen für sein edles Unternehmen. Thomas aber, statt nach Basel zu gehen, sammelte vielen Adel und Kriegsvolk um sich, kehrte nach Brugg zurück und verlangte früh Morgens vor Tagesanbruch, man möchte ihm die 31. Juli
Thore der Stadt öffnen; denn er bringe den Bischof von Basel mit sich, und sie hätten große Eile. Der Thorwächter schloß voll Zutrauen auf, ohne vorher den Schultheißen um Rath zu fragen. Nun drang der Treulose mit seiner Schaar in die Stadt, plünderte und verbrannte sie und verübte allerlei Grausamkeiten. Voll Erbitterung über solche Niederträchtigkeit zogen eidgenössische Truppen vor seine Feste Farnsburg und belagerten dieselbe. Dadurch wurde natürlich die Macht des Belagerungsheeres vor Zürich geschwächt.

Weit folgenreicher noch war das zweite Ereigniß. Der franzö-

sische Dauphin Ludwig zog nämlich mit einem Heere von 12,000 Mann heran, um die Eidgenossen zu bekriegen. Denn Kaiser Friedrich III. hatte den König von Frankreich, Karl VII., für sich zu gewinnen gewußt und ihn zu einem Waffenzuge gegen die Eidgenossen bewogen. Frankreich selbst war in einen Krieg mit England verwickelt, und da gerade ein Waffenstillstand zwischen diesen beiden Nationen geschlossen worden war, so befand sich damals in Frankreich viel müßiges und zuchtloses Kriegsgesindel. Nach einem ihrer frühern Anführer, Armagnak mit Namen, nannte man sie auch nur Armagnaken. Man war froh, sie los zu werden; daher rief sie der König zusammen und schickte sie unter dem Oberbefehl des Kronerben den Oestreichern zu Hülfe.

Auf die Nachricht vom Anzuge dieser Truppen wurde das eidgenössische Heer bei Farnsburg verstärkt. Schon war der Feind über Basel vorgedrungen und hatte sich bei Muttenz festgesetzt. Da schickten die Eidgenossen 1600 der Ihrigen ihm entgegen, seine Stellung auszukundschaften, aber mit dem ausdrücklichen Befehle, sich in kein Gefecht einzulassen und in keinem Falle die Birs zu überschreiten. Bei dem Dorfe Pratteln stießen diese auf 4000 Armagnaken; es war am Morgen des 16. August 1844; sie warfen sich kampflustig auf den Feind und trieben ihn nach Muttenz zurück. Durch diesen Sieg noch kühner gemacht, griffen sie auch hier an und blieben wieder Sieger. Das ganze Feld zwischen Muttenz und der Birs war mit erschlagenen Feinden bedeckt; die Uebrigen eilten, das jenseitige Ufer zu gewinnen und sich mit den Ihrigen zu vereinigen. Da erzählten sie von der Tapferkeit der Eidgenossen, und der Kronprinz, der solchen Widerstand nicht vermuthet hatte, traf sogleich weise Anordnungen.

Nun rückten die Baseler mit 3000 Mann den Eidgenossen zu Hülfe. Aber bald ertönte von ihren Thürmen der Ruf zum Rückzuge; denn es gelüstete den Kronprinzen nach ihrer Stadt. — Die Eidgenossen aber kannten keine Schranken mehr; umsonst erinnerte man sie an den erhaltenen Befehl; berauscht von ihrem Siegesglücke schwammen sie über die Birs. Da donnerte ihnen das feindliche Geschütz entgegen und richtete furchtbare Verheerungen unter ihnen an. Aber, obschon sie beinahe 500 Mann verloren hatten, drangen sie doch muthvoll vorwärts, schlugen sich mitten durch die Feinde, bemächtigten sich der Kapelle St. Jakob, des Siechenhauses und der Gartenmauer und vertheidigten sich mit unerhörtem Muthe. Der

Kronprinz, über solche Tapferkeit erstaunt, wollte ihr Leben schonen und war bereit, mit ihnen zu unterhandeln; aber der östreichische Ritter von Mörsberg wußte ihn wieder umzustimmen. So wurde die Schlacht fortgesetzt. Dreimal warfen die Eidgenossen die heranstürmenden Feinde zurück; zweimal machten sie sogar Ausfälle und schleuderten Tod und Verderben unter die Armagnaken. Da schlug eine helle Flamme aus der Kapelle hervor; auch das Siechenhaus wurde von den Feinden in Brand gesetzt, und die Gartenmauer, die bisherige Schanze der Eidgenossen, stürzte unter dem groben Geschütze zusammen. — Da half keine Tapferkeit mehr; der Tod war das Loos eines Jeden. Aber theuer mußten die Feinde ihren Sieg bezahlen; je mehr das Häuflein der Eidgenossen zusammenschmolz, desto furchtbarer wurde sein Widerstand; Keiner flehte um Gnade; Verwundete rissen die Wurfspieße aus ihren Leibern und schleuderten sie auf ihre Feinde zurück, bis auch der Letzte der Uebermacht erlag. Da erkannten Viele Gottes Strafgericht und riefen: „O Greifensee! o Greifensee!“ —

Zehn Eidgenossen hatten ihr Leben durch die Flucht gerettet. Aber sie wurden bis zu ihrem Tode verachtet, weil sie ihre Mitbrüder in der Noth im Stiche gelassen hatten. Alle Uebrigen opferten heldenmüthig ihr Leben; fünfzehnhundert lagen todt auf dem Schlachtfelde; wenige waren verwundet.

Nach der Schlacht ritt der Ritter Burkhard Münch von Landskron, welcher den Armagnaken als Wegweiser gedient hatte, aber selbst am Kampfe Theil zu nehmen, zu feig gewesen war, über die Wahlstätte und betrachtete mit schadenfrohem Wohlgefallen die Leichen der erschlagenen Eidgenossen. Mit barbarischer Freude rief er seinen Begleitern zu: „Freunde! heute baden wir in Rosen!“ — „So friß eine der Rosen!“ donnerte es unter den Leichen hervor, und ein Stein flog mit solcher Gewalt an Burkhard's Stirn, daß er schon am dritten Tage starb. — Es war der Hauptmann Arnold Schick von Uri, welcher tödlich verwundet in der Nähe lag und, durch die Spottrede gereizt, nach dem nächsten Steine griff und ihn mit seiner letzten Kraft nach des Ritters Kopfe schleuderte. —

Ludwig hatte zwar gesiegt; aber er hatte diesen Sieg mit Tausenden der Seinigen bezahlen müssen. Er hielt es für gerathener, die Eidgenossen fortan in Ruhe zu lassen, und ihre Tapferkeit ehrend

schloß er zu Ensisheim einen Frieden mit ihnen. So hatten die Eidgenossen trotz ihrer Niederlage einen Sieg davon getragen, der zu den ruhmvollsten unserer Geschichte gehört.

Als die Nachricht von der Niederlage bei St. Jakob nach Zürich kam, zogen die Eidgenossen ab. Dennoch hörten die Feindseligkeiten nicht auf. Es gab da und dort Gefechte; so bei Baden, bei Wollerau, bei Wyl im Thurgau, das den Eidgenossen befreundet war. Das wichtigste dieser Treffen aber war das bei Ragatz, im Jahre 1446, wo am Tage des hl. Fridolin 1100 Eidgenossen, meistens Glarner und Schwyzer, über 6000 Oestreicher siegten.

31. Endlich wird es Friede.

Ital Reding war gestorben. Nicht auf dem Schlachtfelde war ihm vergönnt, zu fallen; er soll von unbekannter Hand ermordet worden sein. So waren die beiden Männer, durch deren Ehrgeiz so namenloses Elend über unser Vaterland gekommen war, nicht mehr; die immerwährenden blutigenden Kriege und Streifereien, die zu Nichts führten, als die Erbitterung noch zu steigern, hatten beide Theile erschöpft, und mit Sehnsucht rief man nach der Wiederkehr des Friedens. Auf Vermittelung der deutschen Reichsstädte fand daher in
1. Horn. 1446 Wädenschwyl eine Zusammenkunft zwischen den Anführern beider Parteien statt. Es war rührend zu sehen, wie sich hier die Züricher und Schwyzer nach so langer Feindschaft zum erstenmal versöhnend die Hände reichten und sich wieder als Eidgenossen begrüßten. Hier wurden Einleitungen zum Frieden getroffen.

Zürich mußte sich dem eidgenössischen Rechte fügen. Nach jahrelanger Berathung wurde sein Bund mit Oestreich für null und nich-
13. Juli 1450 tig erklärt; dagegen erhielt es alle im letzten Kriege vorlorenen Besitzungen wieder zurück; nur die Höfe Pfäffikon und Wollerau verblieben dem Lande Schwyz. Das Toggenburg aber, das die Veranlassung zu dem langwierigen Streite gewesen war, kam an die Herren Hildebrand und Peter von Raron, welche Verwandte des verstorbenen Grafen waren.

Der Tag des Friedens war ein allgemeiner Freudentag. Jubelnd tönten die Glocken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; Freudenfeuer leuchteten Abends und verkündeten rings umher, daß

die Eidgenossenschaft wieder einig sei. Und in den Kirchen schaarte sich das Volk zusammen, dem Vater des Friedens heiße Dankgebete zu bringen. — Hoch schlug das Herz eines jeden Schweizers; denn die Leidenschaft war endlich besiegt, und das Glück kehrte wieder in die Thäler der Alpen.

Dieser Bürgerkrieg, in der Geschichte bekannt unter dem Namen „der alte Zürichkrieg," welcher gefährlicher gewesen war, als selbst Oestreich's gewaltige Heere am Morgarten und bei Sempach, weil er durch die Zerklüftung im Innern die Eidgenossenschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern und zu sprengen drohte, dieser Bürgerkrieg hatte trotz seiner Gräuel die Eidgenossenschaft nach Innen und nach Außen bedeutend gestärkt. Zürich war für seinen Abfall bestraft, jedoch beinahe in seiner ganzen frühern Macht und Ausdehnung belassen worden. Diese milde Behandlung zog dasselbe desto fester an die übrige Eidgenossenschaft; der Gemeinsinn erwachte auf's Neue, und der alte Bund der Orte stand kräftiger da, als je. — Anderseits war es Oestreich nicht gelungen, trotz der Uneinigkeit der Orte, den Bund zu zerstören; vielmehr war die Macht dieses alten Feindes der Freiheit wieder bedeutend geschwächt worden. Und in Frankreich hatte man die Bewohner unseres Hochlandes achten gelernt, und man fieng an, im Auslande die Macht und die Tapferkeit der Eidgenossen zu schätzen und zu fürchten. — Weil Schwyz der Mittelpunkt der eidgenössischen Bünde war, und weil es im letzten Bürgerkriege an der Spitze von Zürich's Feinden gestanden hatte, so nannte man von nun an die Eidgenossen allgemein Schwyzer, woraus dann später unser Nationalname Schweizer hervorging.

32. Die Eidgenossen nehmen den Thurgau weg. (1460)

Der Kriegsruhm der Eidgenossen hatte zunächst zur Folge, daß sich eine Menge Städte und Länder mit ihnen zu verbinden und dadurch ihre Rechte zu sichern suchten. So wurden die Appenzeller, welche im Jahre 1411 in's Landrecht der Eidgenossen aufgenommen worden waren, als ewige Bundesgenossen erklärt. Die Städte St. 1452
Gallen, Schaffhausen und andere freie Reichsstädte, selbst der Abt von St. Gallen suchten den Schutz und Schirm der Eidgenossen. — Aber nicht nur kleine Staaten, selbst große Reiche wetteiferten, sich

die Schweizer zu Freunden zu machen. So schlossen Savoyen, Mailand, Burgund, selbst Frankreich Bündnisse mit den Eidgenossen. Das hatte nun freilich auch seine nachtheiligen Folgen. Denn eine Menge Krieger zogen als Freiwillige zu den Verbündeten, dienten dort um Sold und opferten um schnödes Geld ihr Blut und Leben für fremde Herren. Und auch unter fremden Fahnen kämpften sie tapfer und bewiesen den gleichen Heldenmuth, wie zu Hause. Diese Vermehrung ihres Ruhmes machte die Eidgenossen stolz und eben dadurch so reizbar, daß sie die geringste Beschimpfung rächten. — So ereignete es sich im Jahre 1458 am Schützenfeste zu Konstanz, daß ein Bürger sich weigerte, von einem Luzerner einen Berner-Plappart anzunehmen, indem er dieses Geldstück verächtlich einen Kuh-Plappart nannte. Sofort zogen alle Eidgenossen ab, und wenige Tage nachher kamen sie mit 4000 Mann vor die Stadt, um diesen Schimpf zu rächen. Konstanz mußte froh sein, mit einer Buße von 5000 Gulden davon zu kommen, nicht mitgerechnet die großen Verwüstungen, welche auf ihrem Gebiete angerichtet wurden. So hatte der Krieg ein Ende, ehe die Berner, welchen doch eigentlich der Schimpf gegolten, weiter als bis Burgdorf gekommen waren. Dieser Feldzug, welchen man schlechtweg den Plappartkrieg nannte, erhielt aber noch eine wichtigere Bedeutung. Denn als die Eidgenossen wieder in die Heimath zurückkehrten, schlossen sie mit der östreichischen Stadt Rappers wyl ein ewiges Bündniß. Auch hier fieng man an, die Freundschaft der Eidgenossen den ewigen Feindseligkeiten vorzuziehen.

Wie der Herzog Sigmund von Oestreich solche Vorfälle vernahm, entbrannte er vor Zorn und ruhte nicht, bis die Kirche ihren Bannfluch auf seine Gegner schleuderte. Allein nicht lange, so gerieth er mit Pabst und Kaiser in Streit und wurde selbst mit dem Kirchenbanne belastet. Nichts war den Eidgenossen willkommener; sogleich
1460 zogen sie aus und nahmen den ganzen Thurgau, mit Ausnahme von Winterthur, weg. Was wollte Sigmund in seiner Verlegenheit dazu sagen? — Er sah sich im folgenden Jahre sogar gezwungen,
1461 den Frieden mit den Eidgenossen zu unterzeichnen und den Zürichern bald
1467 auch seine letzte Besitzung in dieser Gegend, die Stadt Winterthur, käuflich zu überlassen. Wenige Jahre vorher war auch die östreichische Stadt Freiburg an Savoyen gekommen, und somit war Oestreich's Haus-

macht in der Schweiz vollständig gebrochen und vernichtet, und es fehlte Nichts mehr, als daß diese Thatsache auch rechtlich anerkannt wurde.

Der Thurgau theilte von jetzt an Baden's Schicksal und wurde gleich diesem in eine gemeinschaftliche Vogtei der sieben Orte verwandelt; im Uebrigen aber wurden den Bewohnern ihre Rechte und Freiheiten gelassen. —

In diesem Kriege erscheint eine edle Persönlichkeit zum erstenmale, der junge, bescheidene Nikolaus Leuenbrugger. Der spätere Mann Gottes und Retter des Vaterlandes diente hier als einfacher Rottmeister und bewies schon jetzt seine Rechtlichkeit und Menschenliebe, indem er das St. Katharinenkloster in Dießenhofen vor Zerstörung rettete.

Ruhe und Ordnung kehrten wieder in die Städte und Länder zurück, und der Glanz der Eidgenossenschaft wurde nur durch den sogenannten Twingherrenstreit in Bern ein wenig getrübt. Es be- 1470
saßen nämlich edle und freie Herren, welche Bürger der Stadt Bern waren, besondere herrschaftliche Rechte, worunter hauptsächlich Twing und Bann. Das mißfiel den Bürgern von Bern, und diese verlangten, daß jene Herren zu Gunsten der Stadt auf ihre Rechte verzichteten. An der Spitze des Volkes stand Peter Kistler, ein leidenschaftlicher Mann; ihm gegenüber erhob sich besonders der Twingherr Nikolaus von Dießbach. Es gab heftige Streitigkeiten, die erst im Jahre 1471 friedlich gelöst wurden, indem die Twingherren großmüthig genug waren, auf ihre wichtigsten Rechte zu Gunsten der Stadt zu verzichten. Aber schon zogen wieder neue Ungewitter heran; düstere Kriegswolken sammelten sich an der Grenze der Eidgenossenschaft, und nur zu bald sollte der entsetzliche Kanonendonner an den freien Alpen wiederhallen und die Schleussen des Ungewitters sich über ihre eigenen Thäler entladen.

33. Anfang der Burgunderkriege. (1470–1474)

Um die nun folgenden schweren Ereignisse besser zu verstehen, müssen wir vorerst einen Blick in's Ausland werfen. In Frankreich regierte zu dieser Zeit König Ludwig XI. derselbe, welcher bei St. Jakob an der Birs gegen die Eidgenossen gekämpft hatte. Allein,

gleichwie im deutschen Reiche die einzelnen Fürsten sich bestrebten, ihre Macht so viel möglich zu vergrößern und sich dem Kaiser gegenüber selbstständiger zu machen, so verband sich auch in Frankreich der burgundische Adel, Karl den Kühnen an der Spitze, gegen den König. Karl war schon jetzt reich und mächtig; seine Besitzungen erstreckten sich vom Jura längs des Rheines hinunter bis an die Nordsee; allein sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht waren damit nicht zufrieden; er trachtete sogar darnach, sein Herzogthum Burgund zu einem Königreiche zu erheben. Um dies eher zu erreichen, suchte er sich mit Deutschland zu befreunden, und es gelang ihm, vorerst den Herzog Sigmund von Oestreich zu gewinnen. Dieser hatte Geld nöthig; das gab ihm Karl und erhielt dafür als Pfand das Elsaß und viele umliegende Städte. In diese neuen Besitzungen schickte nun der Burgunder den Peter von Hagenbach, der sich aber höchst übermüthig und grausam benahm, die Zölle erhöhte und sich durch mancherlei Gewalt das Volk immer mehr entfremdete. Selbst das mächtige Bern, dessen Gebiete an jene Landschaften grenzten, war vor seinem Uebermuthe nicht sicher.

Der König Ludwig von Frankreich aber sah diese Erweiterung der burgundischen Macht nicht gerne und wünschte, Karl den Kühnen schwächen zu können. Es war ihm nicht so schwer, den Herzog Sigmund für sich zu stimmen und sich mit ihm zu verbünden. Er gab das erforderliche Geld, um das Elsaß wieder einzulösen. Zugleich aber wandte sich der schlaue König zu den Eidgenossen. Die von Hagenbach gereizten Berner ließen sich leicht gewinnen; schöne Versprechungen und köstliche Geschenke lockten auch die übrigen Orte; kurz, Ludwig ruhte nicht, bis sich die Eidgenossen mit Oestreich zu gemeinsamem Auftreten gegen Burgund vereinigten. —

Nun sandte Sigmund die Aufkündigung der verpfändeten Landschaften nach Burgund. Allein der Vogt Peter von Hagenbach fieng sogleich an, die schon gereizten Unterthanen noch ärger zu drücken. Bald mußte er seine Tyrannei büßen; das unterjochte Volk erhob sich,
11. Apr. 1474 und Hagenbach wurde zu Breisach verhaftet. Durch ein Gericht, in welchem auch Bern mitstimmte, wurde er zum Tode verurtheilt und gleich darauf beim Fackelscheine enthauptet. Mit dieser Hinrichtung waren die burgundischen Kriege eröffnet.

Wie Karl das Geschehene vernahm, entbrannte sein Zorn. Wohl

wäre er selbst zur Rache ausgezogen, hätten ihn nicht andere Streitigkeiten daran gehindert. Die zwiespaltige Wahl eines Erzbischofes von Köln rief ihn nämlich mit seinem Hauptheere nach der Stadt Neuß, damals am Rheine, und diese Festung belagerte er fast ein ganzes Jahr lang. Die ihnen dadurch gebotene Zeit ließen seine Feinde nicht unbenützt vorübergehen. Um ihnen aber doch seinen Zorn zu zeigen, sandte Karl den Bruder des Gemordeten, Stephan von Hagenbach, mit 6000 Mann in den Sundgau und ließ ihn verheeren. Schrecklich soll da Stephan gehauset und selbst kleine Kinder an Bäumen aufgehängt haben. Das war keineswegs geeignet, den Frieden zwischen Karl und den Eidgenossen herzustellen. Auch hatten Letztere selbst Karl's Zorn zu fürchten, da Bern mitgeholfen hatte, den Vogt von Hagenbach zu verhaften und zu ermorden, noch ehe das Elsaß an Oestreich zurückgegeben war. Es war also der Zeitpunkt angekommen, wo sie ihrem Bündnisse gemäß die Oestreicher gegen Burgund unterstützen sollten. Da man aber in einzelnen Punkten noch nicht einig war, so versammelte sich in Luzern eine zahlreiche Tagsatzung, um sich in dieser Sache zu berathen. Selbst 6.—17. Herbstm.
Ludwig von Frankreich schickte Gesandte an diese Versammlung. Zwar wollten besonders die Länder es nicht ganz am Platze finden, gemeinsame Sache mit Oestreich zu machen; allein Ludwig's Versprechungen und Geschenke wußten jedes Vorurtheil zu beseitigen. Alle Orte, außer Unterwalden und Zug, stimmten bei, und Bern, welches seit dem Zürichkriege erster Vorort war, erhielt die Vollmacht, mit Ludwig das Nähere zu berathen. Aber selbst in Bern gab es Männer, die einem Bunde mit Frankreich und Oestreich entgegen waren. Jedoch half dies wenig. Umsonst zeigte ein Adrian von Bubenberg das Verderbliche einer solchen Handlung; umsonst verwies er auf die alte Feindschaft Oestreich's; umsonst deutete er auf die selbstsüchtige Schlauheit Ludwig's; umsonst mahnte er die Seinen, im Lande zu bleiben, sich nicht in fremde Händel zu mischen, die Sitten und Gebräuche der Väter zu bewahren und fremdes Geld nicht anzunehmen; alle seine Bemühungen scheiterten an der Leidenschaftlichkeit des Herrn Nikolaus von Dießbach, welcher den edeln Mann sogar burgundischer Gesinnung beschuldigte. — Betrübt über die Blindheit des Volkes zog sich Bubenberg ruhig auf seine Herrschaft zurück, um in der Stunde der Gefahr bei der Hand zu

sein. — Die Verhandlungen mit Frankreich wurden nun schnell dahin entledigt, daß Ludwig von den Eidgenossen Hülfe erhielt, ohne selbst verpflichtet zu sein, das Gleiche den acht Orten zu leisten. Dagegen aber war er gehalten, sie nöthigenfalls mit Geld zu unterstützen. — Sogleich, schon am 25. Weinmonat, sandte Bern als Vorort folgenden Brief nach Burgund:

„Herrn Karl, Herzog zu Burgund, entbieten wir, daß wir Euch und allen den Euren unsere offene Feindschaft ansagen und verkünden. Und was solcher Feindschaft halb gegen Euch gethan wird, darüber wollen wir unser aller Ehre wohl verwahrt haben.“ —

Wie Karl das Siegel der Stadt Bern an diesem Briefe hängen sah, soll er knirschend vor Wuth gesagt haben: „Bern! Bern!“ — Aber noch konnte er nicht selbst zur Rache ausziehen; denn die Belagerung von Neuß hielt ihn zurück. —

Die Eidgenossen aber zögerten nicht und zogen schon am zweiten Wintermonat aus gegen die Festung Herikourt.*) Daselbst vereinigten sie sich mit den Oestreichern. Aber diese Festung wurde lange umsonst belagert; die anhaltende Kälte und die nasse Witterung trugen Vieles zu dem schlechten Erfolge bei. Da kam eines Tages
13. Nov. 1474 ein Zug von mehreren tausend Burgundern und Savoyarden daher, um die Festung zu entsetzen. Sogleich rückten die Eidgenossen mit den Oestreichern gegen sie an. Die Feinde erschracken ob dem großen Geschrei, das sie erhoben, und ergriffen bald die Flucht. Da riefen die Eidgenossen den östreichischen Rittern zu: „Haut munter d'rauf, ihr Herren; wir verlassen Euch nicht.“ — Diese Freundschaft erfreute die Oestreicher so sehr, daß sie ihr rothes Kreuz abnahmen und, wohl zum ersten Male, das eidgenössische weiße aufhefteten. Viel Spaß machte den Eidgenossen der Umstand, daß die Feinde in einem Dorfe ein prachtvolles Mahl bereitet hatten. Man setzte aber den Burgundern so heftig zu, daß sie es für besser hielten, anstatt Messer und Gabel die Flucht zu ergreifen. Mit um so besserem Appetite setzten sich dann die Sieger an die wohlbestellte Tafel und ließen sich den trefflichen Burgunderwein recht wohl schmecken. Hierauf zogen

*) Auch die Appenzeller, St. Galler, Baseler und Viele von Schaffhausen, überhaupt die mit den Eidgenossen verbündeten Städte schlossen sich diesem Zuge an. —

sie nach Herikourt zurück. Bald ergab sich die Besatzung gegen freien Abzug. Der wurde gestattet; die Oestreicher nahmen von der Festung und dem Orte Besitz; die Eidgenossen aber kehrten in die Heimath zurück.

34. Fernere Züge der Eidgenossen.

Aber damit war Ludwig noch nicht zufrieden. Savoyen hatte nämlich ein Bündniß mit Burgund geschlossen, und nun ruhte der französische König nicht, bis er durch neue Versprechungen besonders die Berner und Luzerner gewann, daß sie mit ihren Verbündeten auszogen, um auch die Herzogin von Savoyen zu züchtigen. Sieg-
reich eilten sie hin; Granson, Montenach, Orbe, die ganze französische 1475
Waadt bis nach Genf kam in ihre Gewalt. Unerhörte Grausamkeiten wurden verübt, und doch wagten es die übermüthigen Sieger, in der Kirche zu Lausanne ihre blutbefleckten Hände zu erheben und Gott für den ihren Waffen verliehenen Sieg zu danken. —

Nun versuchten es die Savoyarden, durch das Wallis in die eidgenössischen Lande einzufallen; aber der Bischof von Sitten ließ sie nicht durch, und eilig zogen auch die Berner heran und halfen den Wallisern, die Feinde besiegen und vertreiben. Ueber Tausende kamen um's Leben. — Das Alles geschah schon im Frühjahr 1475.

Endlich schloß Karl, der noch immer vor Neuß lag, mit dem deutschen Kaiser, Friedrich III., einen Waffenstillstand und zog von Neuß ab. Jetzt hinderte ihn Nichts mehr, selbst gegen Ludwig zu ziehen. Daher bat dieser die Eidgenossen nochmals um Hülfe. Wiederum suchte Adrian von Bubenberg seine Mitbürger zu warnen; aber wieder umsonst. Abermals zog er sich auf seine Güter zurück, bis die allgemeine Noth des Vaterlandes ihn rufen würde.

Die Eidgenossen zogen also wieder aus gegen Burgund. Bei Straßburg verbanden sie sich mit den Elsässern, Sundgäuern und andern Oestreichern. Dann brachen sie nach Burgund auf, eroberten Lisle am Doubs, zerstörten die Festung Blamont und nahmen im Ganzen zwölf feste Schlösser und drei Städte ein. Eine Seuche, die ausgebrochen war, bewog sie endlich, in die Heimath zurückzukehren. Das geschah im August 1475.

35. Die Schlacht bei Granson. (1476)

Man hätte denken sollen, daß so thätige Hülfe bei dem Könige von Frankreich auch thätige Anerkennung finden würde. Und doch geschah jetzt Etwas, das die Schweizer für immer hätte belehren können, keiner fremden Macht zu trauen. Denn wie erstaunte man, als man in Bern vernahm, Ludwig habe mit dem Herzog Karl einen Waffenstillstand geschlossen! — So hatte er die Eidgenossen gänzlich in die Hände des Burgunders geliefert; denn der schlaue König wußte wohl, daß, wenn Karl Sieger bleibe, es für ihn besser sei, mit ihm in Frieden zu stehen, um so mehr, da er dadurch seinem Sohne die burgundische Erbtochter zu gewinnen hoffte. Anderseits aber wünschte er Nichts sehnlicher, als die zunehmende Macht des Herzogs möchte geschwächt werden, ohne daß er selbst dabei Gefahr liefe. Deshalb hatte er sich auch in dem frühern Bündniß mit den Eidgenossen zu keiner Gegenhülfe an Mannschaft verpflichten wollen; deshalb hatte er auch die Sache so weit gebracht, daß ein Krieg zwischen Burgund und den Eidgenossen nicht mehr auszuweichen war. — Ungefähr aus den gleichen Gründen schloß auch der deutsche Kaiser mit Burgund Frieden.

Solche Treulosigkeit betrübte die Eidgenossen auf's Höchste und erregte in ihnen ernstliche Besorgnisse, da sie die Macht des Burgunders kannten, der gewohnt war, überall zu siegen, und wohl wußten, daß es seine Absicht war, sie nächstens in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen. Um das bevorstehende Unglück zu vermeiden, suchten die Berner mit Karl Frieden zu machen, indem sie ihm Stäffis, Les Clees, Lausanne, Vivis und andere eroberte Orte wieder zurückgeben wollten. Allein der erbitterte Karl wies dieses Anerbieten ab. Bevor er aber selbst gegen sie aufbrach, wollte er noch Lothringen erobern und Nanci zur Hauptstadt seines Reiches machen. Während er diese Eroberung betrieb und den Herzog Reinhart aus seinen Landen verjagte, zog sein Verbündeter, Jakob von Romont, Herr der savoyschen Waadt, sogleich gegen die Eidgenossen und suchte da und dort besonders den Bernern zu schaden. Die Berner aber, weit entfernt, bei der herannahenden Gefahr den Muth zu verlieren, mahnten die übrigen Orte, auf der Hut zu sein, und es wurde auf einer Tag-

satzung in Zürich beschlossen, dem Feinde mit aller Macht entgegen Ende 1475
zu treten. —

Der kurze Waffenstillstand, welchen Karl mit den Eidgenossen eingegangen, war bald abgelaufen, und am 6. Hornung 1476 brach der Herzog mit einem prachtvoll gerüsteten Heere, wie die Schweizer wohl noch keines gesehen, von Besançon auf. An der Spitze von 60,000 Burgundern, vielen Hülfstruppen, mit einer Menge furchtbaren Geschützes, gefolgt von einem Zuge Weiber, Marketendern, Krämern und unermeßlichem Gepäcke von außerordentlicher Kostbarkeit, nahm Karl seinen Weg durch die Waadt. Wie im Triumphe zog er heran, des Sieges gewiß, nur mit dem Gedanken beschäftiget, wie er die Berner in den Staub zertreten und alle gefangenen Eidgenossen hinrichten wolle. Aber wie er die Schweizer fangen werde, daran dachte der Uebermüthige nicht.

Die Berner mußten ihre nicht zu starken Kräfte zusammenhalten und konnten ihm die Pässe nicht versperren. Eiligst mahnten sie die Eidgenossen und ihre Verbündeten um schnellen Zuzug und rüsteten sich selbst zu einem entscheidenden Kampfe. — Die Besatzungen der Berner, zu schwach, Iferten zu behaupten, verbrannten diese Stadt und verschanzten sich, 500 Mann an der Zahl, in Granson. Bald verkündeten wirbelnde Rauchsäulen gegen Freiburg hin das Herannahen des Alles verheerenden Feindes; bald stand der Herzog mit seinen Schaaren vor der Festung selbst. Hier schlug er ein großes Lager, 19. Horn. 1476
das von einem Berge zum andern reichte, und bestürmte die Stadt, die sich bald ergeben mußte. Granson selbst hielt sich länger. Während der Bestürmung dieses Schlosses herrschte im Lager ein liederliches Soldatenleben; die Marketenderinnen und Krämer hatten vollauf zu thun, und es schien, man sei gekommen, nicht um einen ernsten Krieg zu führen, sondern sich der Lustbarkeit und dem Schmause zu ergeben. Unterdessen wurde der Sturm auf die Festung täglich wiederholt; lange wehrte sich die Besatzung auf's Tapferste; aber es schien, als habe sich das Schicksal mit dem Feinde verbündet. Die Vertheidiger hatten eine Menge Unfälle zu erleiden; sie verloren ihren Hauptmann; es zersprangen drei Pulverfässer; der Mundvorrath gieng ihnen aus, und umsonst hofften sie täglich auf Entsatzung. Da wurden die Belagerten mißmuthig; die Ordnung wich, und um das Unglück voll zu machen, liefen zwei Treulose zu den Feinden über

und verriethen die Ihrigen. Darum, als man ihnen freien Abzug versprach, ergaben sie sich unbedingt und zogen am Aschermittwoch, den 28. Hornung, aus der Festung. Karl aber ließ sie ergreifen, ihrer Kleider berauben, die Einen an den Bäumen aufknüpfen, die Andern grausam im See ertränken. Selbst des Feldgeistlichen wurde nicht geschont. Nun kannten die übermüthigen Burgunder keine Gränzen mehr, und furchtbar waren die Gerüchte, welche über sie zu den Eidgenossen drangen, und schrecklich schien das Loos, das Alle treffen sollte, wenn der grausame Eindringling nicht vertrieben werden konnte. —

Das erkannten die Eidgenossen wohl und rüsteten sich deshalb aus allen Kräften. Schon am 26. Hornung rückten die verschiedenen Truppen in Bern ein; die Luzerner unter ihrem Hauptmann Heinrich Haßfurter, die Züricher unter Heinrich Göldlin und Hans Waldmann; dann die Urner, Schwyzer und Unterwaldner; ferner die Glarner unter ihrem Landammann Hans Tschudi; die Zuger, von Arbedo wohl bekannt; die Zuzüge aus den gemeinsamen Herrschaften, aus Baden, Bremgarten, Mellingen; die Hülfstruppen der Baseler und Solothurner; diese Alle vereinigten sich mit dem tapfern Heere der Berner, befehligt von den kriegserfahrenen Helden Nikolaus von Scharnachthal und Hans von Hallwyl. Vereint brachen sie gegen Neuenburg auf, um die Festung Granson zu entsetzen, und unterwegs stießen noch die Hülfstruppen der St. Galler, Toggenburger, Schaffhauser und Straßburger zu diesem Schlachthaufen, welcher dadurch zu einem Heere von 16,000 Mann heranwuchs.

Am zweiten März, es war ein Samstag, als die aufgehende Sonne die Berge röthete, brachen die Eidgenossen guten Muthes auf, um dem Feinde entgegen zu gehen. Sie hatten den Plan, den Herzog mit seinem Heere aus dem festen Lager herauszulocken, weshalb die Schwyzer, Berner, Luzerner und Solothurner vorauseilten, während die Hauptmacht langsam nachfolgte. Zwischen ihnen und dem Feinde lag aber das von Burgundern besetzte Schloß Vaumarkus. Um nicht zu früh verrathen zu werden, umgiengen sie es auf einem Seitenwege. Wie sie auf der Höhe anlangten, stießen sie schon auf einen feindlichen Wachtposten. Den warfen sie den Rain hinunter. Da waren aber zu ihrem Erstaunen auch schon die Burgunder

und wollten in der Ebene ihre Zelte aufschlagen. — Denn auch Karl hatte diesen Morgen die Eidgenossen aufsuchen wollen und war nun gleich ihnen nicht wenig erstaunt, auf einmal seinen Feinden gegenüber zu stehen. Sogleich ordnete er sein Heer in zwei Treffen, deren linker Flügel sich an den Berg anlehnte; der rechte Flügel aber grenzte an den See. In der Mitte stellte er den Kern seines Fußvolkes auf, zu beiden Seiten erst die Armbrustschützen, dann die Reiterei. Vor der Fronte aber ließ er das grobe Geschütz aufpflanzen.

Nach einem kurzen Halt beschlossen die Eidgenossen, sogleich anzugreifen. Zwar hielten es die Anführer für besser, zu warten, bis sich die zurückgebliebene Hauptmacht mit ihnen vereinigt hätte; aber die kampflustigen Krieger riefen: „Vorwärts!" und hinunter rückten sie gegen die Ebene und gegen den harrenden Feind. Jetzt ergieng der Befehl zum Schlachtgebet. Jeder fühlte die Wichtigkeit des Tages; Jeder kannte die Grausamkeit des Feindes; Jeder zitterte beim Gedanken an eine mögliche Niederlage. Darum auch blickte Jeder mit heißer Inbrunst zum Lenker der Schlachten und bat um Kraft und flehte um Segen für seine Waffen. Ruhig war's; eine heilige Stille lag über den Betenden; nur aus dem Heere der Feinde erschallte das Gelächter der rohen Soldaten und das Gekicher der mitgezogenen Weiber. Spott- und Hohnreden flogen hinüber zu den in Andacht versammelten. „Ha, seht, sie wollen uns schon jetzt um Schonung bitten," lachten leichtsinige Stimmen. Das machte die Betenden nicht irre. Neugestärkt erhoben sie sich, nahmen ihre Banner in die Mitte, schlossen mit ihren Hellebarden ein Viereck um dieselben, fällten in den äußersten Gliedern einen Wald von Lanzen und rückten nun langsam vollends in die Ebene. Das Geschütz des Feindes donnerte; die Reiterei stürmte mit Macht gegen sie an; aber die gefällten Speere der Eidgenossen trieben die Herandringenden wieder zurück. Dreimal ritten die Feinde auf sie zu; dreimal wurden sie zurückgeworfen; das dritte Mal verlor ihr Anführer sogar die Reiterfahne, welche von dem Luzerner Heinrich Elsener erbeutet wurde. —

Als der Herzog sah, daß auf diese Weise seine Bemühungen nutzlos seien, um so mehr, da die Eidgenossen am Fuße der Anhöhe eine höchst günstige Stellung einnahmen, so ließ er sein Geschütz wieder abfeuern und befahl seinem Heere, sich unterdessen zurückzuziehen, um seine Gegner mehr in die Ebene zu locken. Als die Bur-

gunder im Hintertreffen dies bemerkten, ergriff sie ein plötzlicher Schrecken. Sie nahmen den verstellten Rückzug als ein Zeichen der Flucht, und Alles verloren glaubend, fiengen sie an mit solcher Hast fortzueilen, daß selbst der Herzog sie nicht aufhalten konnte. — Zugleich erscholl jetzt auf der Höhe ein fürchterliches Geschrei, das auch die Muthigsten erschreckte. Es war die Hauptmacht der Eidgenossen, welche eben anlangte. Der Donner des Geschützes hatte sie zur Eile gemahnt; laut jubelten sie ihren Mitbrüdern zu; mächtig klangen die Hörner von Unterwalden; gewaltig brüllte der Stier von Uri, und hinunter stürzten die Schaaren, gleich einem furchtbar tosenden Bergstrom, ihren Genossen zu Hülfe. — Schrecken und Entsetzen überfiel die Burgunder, und Karl, der den ersten Haufen für die Hauptmacht gehalten hatte, fragte nicht ohne Bangen: „Was für Volk ist dies?" — „Das sind die Sieger bei Morgarten und Sempach!" erhielt er zur Antwort. Erschrocken rief er aus: „Wenn uns schon die Wenigen so viel zu schaffen gaben, wie wird es erst mit diesem Haufen gehen?" — Muthvoll suchte er Stand zu halten, umsonst; zwei, drei Mal ordnete er seine Schaaren, er führte sie selbst in's Treffen, Alles vergebens; mit unaufhaltsamer Wuth drangen die Eidgenossen auf ihn ein, trieben mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vor sich her; siegesfroh verjagten sie ihn selbst aus seinem festen Lager, zersprengten sein ganzes Heer und verfolgten ihn bis zum Abend. —

Sodann kehrten sie jubelnd in's Lager zurück, und wieder warfen sie sich Alle nieder auf ihre Knie und sandten ein inniges Dankgebet zum Himmel für die so augenscheinliche Hülfe, die ihnen von dort geworden. — Es herrschte ein allgemeiner Jubel, eine allseitige Freude. — Als aber die Berner und Freiburger ihre mißhandelten Brüder an den Bäumen erblickten, da überfiel sie eine furchtbare Wuth; wo immer sie noch einen burgundischen Flüchtling fanden, wurde er unerbittlich niedergemacht; dann fielen sie über die feindliche Besatzung her, die zum Theil noch in Granson lag; sie wurde grausam hingemordet, an Bäume geknüpft, vom Thurme gestürzt, und nur wenige Jünglinge blieben am Leben. —

Das ganze burgundische Lager fiel in die Hände der Sieger. Es war mit wahrhaft königlichem Aufwande ausgerüstet; der herzogliche Stuhl allein wurde auf 11,000 Gulden geschätzt. Silber

und Gold, selbst kostbare Diamanten fanden sich die Menge. Da war des Herzogs Rosenkranz, bestehend aus kugelförmigen Edelsteinen, die mit gediegenem Golddraht zusammengehalten wurden; ein prachtvoll gebundenes, mit Gold und herrlichen Malereien geschmücktes Gebetbuch wurde gefunden; selbst eine Monstranz, ganz von Gold, war vorhanden. Das Alles, nebst einer Menge unübersehbarer Kostbarkeiten und einem Geldvorrathe, welchen man mit Hüten theilte, war nun eine Beute der Eidgenossen, die aber meist den wahren Werth dieser Sachen nicht kannten und sie oft sehr wohlfeil an Andere verkauften. Diese wußten sie dann besser zu schätzen und verhandelten sie vortheilhaft an Fürsten; drei große Diamanten wurden damals um einige Franken verkauft und kamen nach und nach zu dem Preise von zwanzig tausend Dukaten nach Rom. Sie glänzen noch heute in der dreifachen Krone des hl. Vaters. —

Aber auch eine Menge Kriegsgeräthe fand sich vor: 419 Karrenbüchsen, 800 Hackenbüchsen, sehr viele Handbüchsen, 300 Fässer Pulver, zahlreiche Wagen, reiche Vorräthe an Verpflegungsmitteln für Mannschaft und Pferde wurden Eigenthum der erstaunten Sieger. Das freute die Eidgenossen über alle Maßen, und sie meinten, es sei gar kommlich, daß ihnen der Burgunder das Alles in's Land gebracht habe. Jedoch blieb der größte Theil der Beute noch unvertheilt; ja gerade diese Schätze sollten lange Streitigkeiten veranlassen und die Eidgenossenschaft sogar zu vernichten drohen, wie wir in der Folge sehen werden.

Nachdem man drei Tage auf dem Schlachtfelde zugebracht und sich versichert hatte, daß der Feind vollkommen weggezogen sei, berieth man sich, ob man die Gelegenheit benutzen, die ganze Waadt erobern und über den Jura dringen wolle; man zog aber Waffenruhe vor, und die Krieger kehrten wieder heim, die Einen in ihre Städte zu ihren Gewerben, die Andern zu ihren Heerden.

36. Die Schlacht bei Murten. (1476)

So war denn der stolze Herzog Karl, dessen Macht und Tapferkeit, unterstützt von einem seltenen Glücke, ihn so berühmt gemacht hatten, daß er der Unüberwindliche genannt wurde, zum erstenmal geschlagen, und durch eine furchtbare Niederlage gedemüthigt. Nie-

mand freute sich mehr darüber, als König Ludwig. Um so tiefer kränkte es Karl; sein Stolz war nicht gebrochen; vielmehr war es gerade diese Niederlage, die ihn anspornte, den verlornen Ruhm wieder zu erkämpfen und die ihm von den Eidgenossen zugefügte Demüthigung furchtbar zu rächen. Vertrauend auf sein gutes Glück, das ihn nur dies Eine Mal verlassen hatte, rüstete er sich zu einem neuen Zuge gegen die Eidgenossen. Weil er aber seine Schätze verloren hatte, verordnete er außerordentliche Steuern, und um ein starkes Heer zusammenzubringen, hob er je den sechsten Mann aus seinem Volke aus. Zudem warb er neue italienische Banden; sogar Engländer nahm er in seinen Sold. Aus den Kirchenglocken und den Metallkesseln der Bürgershäuser ließ er Karrenbüchsen gießen und betrieb seine Rüstungen in solcher Eile, daß er schon vierzehn Tage nach der Niederlage bei Granson zu Lausanne über ein fast ebenso gewaltiges Heer Musterung halten konnte, als das erste gewesen war. Von da brach er auf und nahm seinen Weg gegen Murten, um erst dieses Städtchen wieder zu nehmen und dann mit unerbittlicher Rache in's Innere der Eidgenossenschaft zu dringen. —

Diese drohenden Gefahren blieben indessen den Bernern nicht unbekannt, und sie hatten bereits eine Besatzung von 1500 Mann nach Murten geschickt und dem tapfern Adrian von Bubenberg die Vertheidigung dieser Vormauer Bern's anvertraut, während sie selbst die Eidgenossen um Hülfe mahnten und sich zu einem zweiten ernsten Kriegszuge rüsteten. — Bubenberg, dessen wohlmeinender Rath einst so schnöde verachtet worden war, dachte nicht im Entferntesten daran, seine Mitbürger das Unrecht fühlen zu lassen, das sie ihm zugefügt, sondern erkannte mit Freuden den Augenblick, wo er dem bedrohten Vaterlande nützen konnte, und sein heiligster Gedanke war, Murten zu behaupten, um seinen Brüdern Zeit zur Rüstung zu verschaffen. Um dieses Ziel desto eher zu erreichen, ließ er schon bei seiner Ankunft im Städtchen die Bürger und Truppen schwören, „daß sie den Ersten, der von Uebergabe spreche, tödten werden." Dann befestigte er die Stadt, ordnete die Vertheidigungsmittel und erwartete furchtlos den Feind. Bald erschienen mehrere burgundische Haufen und begannen das Städtchen zu bestürmen; Adrian hielt sich fest. Am Tage machte er Ausfälle, die Tod und Verderben unter die Feinde säeten; bei der Nacht besserte er die beschädigten

Mauern wieder aus. Die feindlichen Schaaren wurden immer dichter, und von den burgundischen Donnerbüchsen begannen die Mauern zu wanken: Bubenberg und die Seinen wankten nicht. Und als die Thürme zusammen stürzten, als das Städtchen verloren schien, als selbst Bern für ihn zu fürchten begann, da schrieb der heldenmüthige Feldherr noch an seine Mitbürger: „Beeilet Euch nicht zu sehr; erwartet die Eidgenossen; ich werde Murten behaupten, so lange in mir eine Ader schlägt.“ —

Schon am 9. Brachmonat erschien das ganze Burgunderheer. Zwei Meilen im Umfange war Alles von seinen lärmenden Schaaren bedeckt. Auf's Neue wurde Murten bestürmt. Solche Vertheidigung mochte jedoch Karl nicht erwartet haben. Erbittert ließ er Sturm auf Sturm ergehen; aber Bubenberg hielt sein Versprechen. Mit unglaublichem, fast übermenschlichem Muthe und mit rastloser Thätigkeit schlugen die Belagerten jeden Angriff zurück; weder Stürme noch Drohungen vermochten sie zu erschüttern; unüberwindlich standen sie dem Feinde entgegen, ein trotzender Fels mitten in den stürzenden Mauern. Und wo die Kraft zu entfallen drohte, wo ein Krieger erschöpft zu sinken begann, da eilte der hochherzige Bubenberg herbei, sprach Muth und Hoffnung ein, legte selber Hand an's Werk und ermunterte durch Wort und Beispiel Alle auf's Neue. —

Endlich, am 22. Brachmonat, erschien das Heer der Eidgenossen sammt ihren Verbündeten, unter denen auch der Herzog von Lothringen sich befand. Sie zählten im Ganzen 24,000 Mann. — Herzog Karl hatte seine Schlachtfronte durch einen Grünhag und einen tiefen Graben verschanzt; daher hielten die Anführer der Eidgenossen vorerst einen ernstlichen Kriegsrath, auf welche Weise der Feind am erfolgreichsten anzugreifen sei. Der Vorschlag, ebenfalls Schanzen aufzuwerfen, wurde verworfen, und man beschloß nach der Sitte der Väter offenen Angriff. Nun theilte man das Heer in drei Schlachthaufen. Die Vorhut, unter der Anführung des tapfern Berners Hans von Hallwyl, sollte angreifen; sie bestand aus den Bannern von Bern, Luzern, Freiburg, Thun und Entlebuch. Der Züricher Hans Waldmann erhielt den Gewalthaufen, während der Luzerner Kaspar von Hertenstein mit der Nachhut für jeden unvorhergesehenen Fall sich bereit halten mußte. Aber auch Karl hatte seine Schaaren geordnet. In der Mitte stand der Kern des

Fußvolkes, vor demselben das grobe Geschütz, gedeckt von dem Grünhage und dem Graben, seitwärts die Reiterei; selbst gegen den See hin war eine Abtheilung seines Heeres aufgestellt.

So standen sich beide Theile kampfgerüstet gegenüber. Da befahl Hallwyl seinen Kriegern, sich auf die Knie niederzuwerfen und Gott um Segen und Sieg zu flehen. Da wurden Waffen und Banner in die Erde gesteckt, und männiglich kniete nieder, erhob die Hände zu dem von finstern Wolken umdüsterten Himmel, und dumpf hallten die tiefen Baßstimmen der Betenden. Da zertheilten sich die Wolken; ein Sonnenstrahl fiel plötzlich auf die Kriegerschaar, und Hallwyl sprang auf, schwang sein Schwert und rief: „Gott hat uns erhört; er leuchtet uns zum Siege!" — Mächtig angefeuert durch diese kräftigen Worte erhob sich kampfeslustig der ganze Haufe; ernst und in geschlossenen Reihen rückten sie auf die Verschanzungen los. Aber das grobe Geschütz des Feindes war zu mörderisch; jeder Versuch, über die Schanze zu dringen, mißlang, und eine Menge tapferer Eidgenossen wurden dahingestreckt. Da befahl Hallwyl einer Abtheilung der Seinigen, heimlich das Gehäge zu umgehen und den Eidgenossen einen Weg durch die Schanzen zu bahnen. Sogleich wurde dieser Befehl vollzogen; die Burgunder sahen sich plötzlich mit großem Geschrei von der Seite überfallen, und bald sank der Anführer des groben Geschützes. Das verursachte eine Verwirrung, welche Hallwyl benutzte, schnell über den Graben drang, sich des Geschützes bemächtigte und es gegen die Burgunder selbst abfeuern ließ. Zugleich schleppten andere Eidgenossen ihre eigenen schweren Büchsen auf ihren nervigen Armen über den Graben und ließen sie furchtbar auf die Feinde wirken. Die Verwirrung ward noch größer. Auch Waldmann dringt jetzt mit dem Gewalthaufen auf die Hauptmacht des Feindes ein und beginnt die Schlacht. Und von Murten her eilt der unermüdliche Bubenberg mit seinen Helden ihm zu Hülfe und wagt einen kühnen Ausfall. Die feindlichen Reihen lösen sich auf und fangen an zu wanken und zu fliehen. Umsonst ermahnt sie Karl, Stand zu halten, umsonst sucht er sie auf's Neue zu ordnen; die Eidgenossen dringen immer heftiger ein und lassen ihm keine Zeit, die Ordnung wieder herzustellen. Das war ein Schlachten, ein Morden! — Da befahl Karl, erbittert über das ihn verlassende Kriegsglück, einer Abtheilung seines Heeres, die Fliehenden aufzuhalten.

Es geschah; aber wie ein Blitz stürzte jetzt auch Hertenstein hervor und drang mit noch ungeschwächter Kraft auf die Burgunder ein, welche nun, von Schrecken und Entsetzen ergriffen, in wilder Flucht davon eilten. Nur des Herzogs Leibwache hielt noch Stand. Als aber Karl den Tag verloren sah, ward auch er muthlos und suchte, von wenigen Freunden begleitet und an seinem Glücke verzweifelnd, sein Heil in schleuniger Flucht. Siegesfroh und rachedurstig im Andenken an die bei Granson gemordeten Brüder drängen sich die Eidgenossen dem flüchtigen Heere nach; Alles wird hingemetzelt, was immer in ihre Hände fällt; nur die Weiber werden nach Kriegsvorschrift verschont. Bis nach Wiflisburg eilen die Sieger dem Feinde nach und bedecken den Weg mit einer Unzahl von Leichen. Fünfzehntausend Mann sollen an diesem Tage von den Eidgenossen erschlagen worden sein. „Grausam, wie zu Murten," war von nun an ein Sprichwort der Schweizer. —

Wie bei Granson, so blieben die Sieger auch diesmal drei Tage lang auf dem Schlachtfelde*). Dann zogen sie wieder in ihre Heimath und besorgten ihre Heerden. Nur die Berner, an welche sich auch die Freiburger anschlossen, eroberten sofort das Waadtland. In Folge eines Friedensschlusses aber mußte die Waadt wieder an Savoyen zurückgegeben werden; nur Granson, Murten, Cerliers und Echallens verblieben gemeinsames Eigenthum der Berner und Freiburger.

Nochmals kam Karl der Kühne, welcher bei Granson seine Schätze, bei Murten seine Macht verloren hatte, in einen Kampf mit den Eidgenossen, in welchem er auch sein Leben einbüßte. Er verweigerte nämlich dem Herzog von Lothringen die Zurückgabe der geraubten Besitzungen, und um diese zu erzwingen, bat Reinhard die Eidgenossen um Hülfe. Sie wollten sich nicht weiter in die burgundischen Händel mischen; weil aber Herzog Reinhard die Eidgenossen bei Murten tapfer unterstützt hatte, so wurde ihm die Erlaubniß gegeben, eidgenössische Krieger zu werben. Er brachte 8000 Mann zusammen, welche unter Anführung Hans Waldmann's und in Verbindung mit dem deutschen und lothringischen Heere den Herzog

*) An den Ufern des See's erhob sich später ein Beinhaus, in welchem die an diesem Tage Gefallenen ruhten. Im Jahre 1798 aber wurde es von den Franzosen zerstört, und an dessen Stelle kam dann im Jahre 1822 ein Obelisk.

5. Jan. 1477 Karl bei Nanzig vollständig besiegten. Sein Heer wurde von dem Italiener Campobasso verrathen, und er selbst starb, von zwei Deutschen erschlagen, eines unrühmlichen Todes.

Nun machten auch die Eidgenossen, besonders die Berner, Ansprüche auf Burgund. Letztere Stadt beabsichtigte, aus dem Herzogthum einen den Eidgenossen zinspflichtigen Bundesstaat zu machen. Aber dieser hochherzige Plan scheiterte an dem Mißtrauen der Länder, welche noch immer voll Eifersucht jedes Bündniß zu hintertreiben suchten, das den Städten das Uebergewicht hätte geben können. Dieses Mißtrauen wußte der schlaue König Ludwig zu benutzen, und er brachte es ohne viele Mühe dahin, daß die Eidgenossenschaft gegen eine Entschädigung von 100,000 Gulden allen Ansprüchen auf Burgund entsagte und ihm sogar diese Ländereien erobern half. Da zeigten sich denn die Folgen des Söldnerdienstes. Eine Menge Freiwilliger zogen den Burgundern zu Hülfe, wurden aber von dem französischen Heere bestochen und verriethen die Stadt Dôle. So weit führte schon die Gier nach fremdem Golde, daß man dafür sein höchstes Gut, die Ehre, verkaufte.

Bevor wir zu einem neuen Kapitel übergehen, müssen wir noch eines ähnlichen Krieges erwähnen, in welchen die Eidgenossen bald nachher verwickelt wurden. Pabst Sixtus IV. wußte sie nämlich gegen die Herzogin von Mailand zu gewinnen. Trotz des erst kurz vorher mit den Mailändern geschlossenen Bündnisses zogen, vom Pabste
1478 erkauft, 10,000 Krieger über den Gotthard und belagerten Bellinzona. Waldmann war ihr Anführer. Beim herannahenden Winter kehrte er, nicht ohne Verdacht, bestochen worden zu sein, in die Heimath zurück und ließ nur 600 Mann als Bewachung in Italien. Da rückten auf einmal die mailändischen Krieger, 15,000 an der Zahl, gegen sie aus, hoffend, mit diesem Häuflein bald fertig zu werden.
28. Dez. Bei Giorniko kam es zur Schlacht. Die Eidgenossen hatten den Tessin abgeleitet, so daß die ganze Gegend vom Eise überzogen wurde. Mit guten Fußeisen bewaffnet, war es ihnen leicht, auf dem unsichern Boden fest zu stehen, während die Feinde immer ausglitschten und so leicht von den 600 geschlagen wurden. Der Erste in den Reihen der Tapfern war Frischhans Theilig von Luzern. Fünfzehnhundert Feinde wurden getödtet. Mailand mußte den Frieden erkaufen und Livinen und Brugiasko an die Eidgenossen abtreten. —

37. Folgen der Burgunderkriege.

Waren schon durch den alten Zürichkrieg die Waffen der Eidgenossen in hohen Ruf gekommen, so geschah dies durch den Sieg bei Murten in einem noch weit höhern Maße. Ueberall waren die Schweizer geachtet, überall als die erste Kriegsmacht Europa's gefürchtet. Aber auch überall wurden sie gesucht; Anfragen um Bündnisse und Anträge aller Art strömten ihnen zu, und die Tagsatzungen hatten vollauf zu thun, dieselben zu berathen und abzuschließen. Denn jetzt will jeder Fürst Schweizer in seinem Heere haben; jeder glaubt sich unüberwindlich, wenn Eidgenossen für ihn kämpfen. Frankreich thut es Allen zuvor; dann schließen Mailand, Savoyen, der Herzog von Lothringen, der deutsche Kaiser, der Pabst, selbst der ferne König von Ungarn Bündnisse mit den Schweizern und werben eidgenössische Söldlinge, die unter den fremden Fahnen die gleiche Tapferkeit beweisen, wie bei der Vertheidigung ihres Landes, und so ihren Ruhm vermehren. Die jetzt folgende Zeit — ein halbes Jahrhundert lang — ist der Glanzpunkt unserer Geschichte.

Allein ein altes Sprichwort sagt: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt." — Und leider finden wir auch hier die Wahrheit dieses Spruches auf eine traurige Weise bewährt, sobald wir einen Blick in das Treiben im Innern der Eidgenossenschaft werfen. Sittenlosigkeit, Straßenräuberei und Ausschweifungen aller Art durchziehen zu dieser Zeit die sonst ruhigen, durch Genügsamkeit und thätiges Zusammenwirken beglückten Thäler. Das fremde Gold, besonders die bei Granson gewonnenen Schätze brachten Zuchtlosigkeit unter das Volk; der Hang zur Ueppigkeit und Verschwendung verdrängte die Liebe zur Arbeit; das Söldnerleben in fremden Diensten, wo oft Eidgenosse gegen Eidgenosse stand, machte sie vielfach käuflich; ja selbst der bis jetzt so verabscheute Meineid kam nicht selten vor. Die Regierungen, oft selber nicht fehlerfrei, verloren die Achtung und das Zutrauen des Volkes. Der Diebstahl war etwas so Gewöhnliches und Alltägliches, daß die Tagsatzung befahl, Jeden zu hängen, wenn er so viel gestohlen habe, als der Strick werth sei, und der Diebe gab es so viele, daß in einigen Monaten mehr als 1500 Hinrichtungen Statt fanden. So bot die damalige Eidgenossenschaft das Bild eines höchst mißgestalteten Körpers in einem glänzenden Gewande.

Einen Beweis der damaligen Unordnung und des überhand-nehmenden Muthwillens liefert uns die lustige Bande des tollen Lebens. In der Fastnachtszeit des Jahres 1477 kamen in Zug mehrere hundert Jünglinge zusammen. Unter fröhlichem Scherzen und lautem Becherklang erzählte man sich gegenseitig seine Heldenthaten und erinnerte besonders an die Züge nach Genf und Savoyen. Die Herzogin hatte das ihnen versprochene Geld noch nicht bezahlt; wenigstens war noch Nichts unter das Volk vertheilt worden. Ohne weiters beschlossen nun die zechenden Burschen, nach Genf zu ziehen und die Savoyarden zur Herausgabe des versprochenen Geldes zu zwingen. Noch eine Menge kriegslustiger Gesellen schaarten sich zu ihnen, und man gieng sogleich an's Werk. Dem Zuge voran flatterte eine Fahne, worauf ein Schwein mit Jungen gemalt war, welchem ein Narr mit einer Schellenkappe und einer Keule Eicheln vorwarf. Das sollte ihre Wildheit und ihre Kraft andeuten; sie selbst nannten
1477 sich die Brüder zum tollen Leben. Zwar suchte die Tagsatzung in Luzern diesem Treiben zu wehren, doch umsonst; die tollen Brüder zogen aus, vielleicht nicht ohne Zustimmung der Länder; denn es gieng das Gerüchte, als hätte Bern von Savoyen schon einen Theil der Brandschatzung erhalten, aber an die Länder Nichts bezahlt. Erschrocken schlossen die Berner ihre Thore vor diesem seltsamen Zuge; die lustigen Brüder aber ließen sich nicht hindern, um so weniger, als ihre Zahl immer zunahm. Sie sangen mit heiterer Stimme:

„Wir sind das thöricht' Leben
Und setzen d'ran Leib und Leben!"

zogen unerschrocken weiter gegen Lausanne und kamen in einem Haufen von wohl 2000 Gesellen nach Genf. Die Herzogin von Savoyen war gezwungen, ihnen ihre Juwelen als Pfand zu übergeben; die Genfer aber mußten jedem Gesellen zwei Gulden und der ganzen Bande einen Trunk verabfolgen lassen. Sodann zogen sie wieder heim.

Wie mußte es wohl in einem Lande um staatliche Ordnung stehen, wo solche gesetzeswidrige Züge Statt finden konnten, ohne daß die Regierung sie zu hindern die Kraft besaß? — Und doch, gerade in dieser so verdorbenen Zeit lebte ein edler Mann, wohl der edelste Gottesmann und Menschenfreund, dessen sich unsere Geschichte rühmen kann, der fromme und gottesfürchtige Nikolaus Leuenbrugger.

38. Nikolaus von der Flüe.

Wir wollen uns einige Augenblicke von dem allgemeinen Treiben der Eidgenossen zurückziehen, um uns mit jenem Gottesmanne näher bekannt zu machen. Wir richten daher unsere Schritte nach Sareln in Obwalden und wenden uns nach einem ansehnlichen Heimwesen, genannt: von der Flüe. Hier wurde Nikolaus Leuenbrugger im Jahre 1417 im Schooße einer angesehenen Familie geboren. Schon als Kind zeigte er ein sanftes, frommes Gemüth; gehorsam den Befehlen seiner Eltern und Lehrer, willig in seinen Arbeiten, war er schon in seinen frühesten Jahren ein Muster seiner Altersgenossen. Schon jetzt entfernte er sich oft von seinen Kameraden, um ungesehen und ungestört im Gebete sich mit seinem Schöpfer zu unterhalten; schon jetzt fastete er gerne, um sich der Liebe Gottes würdig zu machen, und schon jetzt trat er oft als Vermittler unter seinen Altersgenossen auf, um ihre kleinern Zwistigkeiten friedlich zu lösen. Etwas Ungewöhnliches lag in dem Kleinen, als wäre ihm von der Vorsehung auch eine ungewöhnliche Bestimmung vorbehalten. So wuchs der Knabe einfach in Sitten, fromm im Wandel, gottesfürchtig im Handel, zum starken Jüngling heran, und das Vaterland rief ihn hinaus auf das Feld der Ehre. Und ehrenvoll zeigte er sich da; seine Pflichten als Soldat erfüllte er auf's Pünktlichste; aber er bewies auch seine menschenfreundliche Gesinnung, suchte Mißhandlungen zu verhindern, den Unglücklichen Trost und Linderung zu spenden und das Heilige zu schützen. Welch' schöne Gelegenheit bot sich ihm in dem gräuelvollen Zürichkriege! — und wieder bei der Eroberung des Thurgaues, wo er allein das St. Katharinenkloster vor der Zerstörungsluſt der Eidgenossen rettete! —

Nach dem Zürichkriege verehlichte er sich mit Dorothea Wisling von Sareln und wurde Vater von fünf Söhnen und eben so vielen Töchtern, welche er in Frömmigkeit und Gottesfurcht erzog. Aber auch Liebe zur Arbeit suchte er seinen Kindern einzupflanzen, mahnte sie, den alten Sitten treu zu bleiben und den Frieden über Alles zu schätzen. Seine einfache, fromme Denkungsart und seine erprobte Rechtlichkeit erwarben ihm das vollste Zutrauen des Volkes, so daß ihm Aemter und Ehrenstellen übertragen wurden, die er aber nur annahm, um

dem Vaterlande zu dienen, und in denen er auch nie anders, als nach seinem Gewissen handelte. — Da zeigte er sich überall als Stifter des Friedens, als Beschützer der Unschuld, als Wohlthäter der Armen, als ein liebevoller Vater Aller. Aber seinem frommen, gottsuchenden Geiste wurde das Treiben der Welt zuwider; er sah die überhandnehmende Sittenlosigkeit; er sah, wie Zucht und Ordnung immer mehr schwanden; er sah wie das Gold nach und nach die einzige Triebfeder der Handlungen wurde, und das Alles füllte ihn mit tiefer Betrübniß. Da trieb es ihn fort aus dem Gewühle der Menschen; er sehnte sich immer mehr nach Ruhe und Einsamkeit, um ungestört der Betrachtung des Ewigen leben zu können.

So trat er vorerst von seinen amtlichen Stellungen zurück und zog endlich in seinem fünfzigsten Jahre mit Erlaubniß der Seinigen
1467 in den Ranft, einem Felsen nahe seiner Heimath. Hier, wo die Melch ihre wilden Fluthen brausend vorbeijagt, in diesem Tobel baute man ihm gemeinsam eine Klause und daneben eine Kapelle. Rauh war jetzt seine Lebensweise, unermüdlich sein Gebet. Gleich einem Sünder that der Gerechte Buße. Ein langer, wollener Rock war sein Kleid; Schuhe trug er nicht; sein Haupt war stets entblöst; seine Zelle war so niedrig, daß er nicht einmal aufrecht stehen konnte; ein rohes Brett diente ihm als Nachtlager; zum Kopfkissen nahm er einen Stein. Mit Gebet und ungewöhnlichem Fasten brachte er lange Jahre in dieser Zurückgezogenheit zu — bis zu seinem Tode. Welch' ein Gegensatz zu der Sittenlosigkeit, der Geldgier, dem Wohlleben, das den Gottesmann von allen Seiten umgab! —

Aber auch das Vaterland und seine Mitbürger vergaß er nicht in dieser Einöde. Willigen Herzens und mit gotterleuchtetem Verstande gab er gute Rathschläge den Großen und Kleinen, den Fürsten und Armen, den Frommen, wie den blos Neugierigen. Hunderte wanderten aus allen Gegenden zu der niedern Zelle im Ranft, um den frommen Bruder Klaus, wie man ihn nannte, um Rath, Trost und Hülfe zu bitten. So war dieser Einsiedler ein Prediger der Zucht und Gottesfurcht für das Volk, ein Vorbild der Enthaltsamkeit für die Mächtigen, ein Bote des Friedens für die Streitenden, ein Tröster für die Unglücklichen und ein Segen für Alle. Aber Niemand ahnte, daß unter diesem rauhen Kleide, in dieser einsamen Zelle der einstige Retter des Vaterlandes lebe.

39. Freiburg und Solothurn im ewigen Bunde mit den Eidgenossen. (1481)

Wir kehren vom Ranfte wieder zurück in die Eidgenossenschaft, welche wir in immer steigender Unordnung verlassen haben. Wir haben bereits gesehen, mit welchem Neide Städte und Länder einander verfolgten; wir sahen an dieser Eifersucht den großen Plan der Berner mit dem Herzogthum Burgund scheitern; wir sahen auch dadurch den Zug der tollen Brüder begünstiget, und wie hier die Brandschatzung Savoyen's bei den Ländern die Unzufriedenheit weckte, so thaten es noch weit mehr die ungeheuren Reichthümer, welche bei Granson in die Hände der Sieger gefallen waren, und über deren Vertheilung man nicht einig werden konnte. Die Waldstätten verlangten gleiche Theile für jeden Bundesort; die Städte aber, und an ihrer Spitze Bern, waren damit nicht zufrieden und forderten, daß die Beute nach Maßgabe der Kräfte vertheilt werden solle, welche jeder Ort aufgeboten habe. Dadurch hätten die Städte bedeutenden Vortheil genossen. Denn Bern allein konnte 20,000 Mann stellen, während die Länder zusammen nur 14,000 aufgeboten hatten. Hiedurch traten diese beiden Parteien immer schroffer auseinander, die der Länder: Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus; die der Städte: Bern, Zürich und Luzern. –

Man wird nun leicht begreifen, daß es den Ländern daran gelegen war, das Uebergewicht der Städte zu verhindern. Nun aber hatten Freiburg und Solothurn längst an die Tagsatzung das Gesuch gestellt, man möchte sie in den ewigen Bund aufnehmen. Was war natürlicher, als daß man nicht entsprechen wollte? Wäre ja doch durch die Aufnahme dieser beiden Orte die Zahl der Städte gleich derjenigen der Länder geworden! Man erkannte wohl, daß Solothurn durch seine immerfort bewiesene Treue und Anhänglichkeit, Freiburg aber durch sein Benehmen im Burgunderkriege die Aufnahme verdienten; aber man konnte es nicht über sich bringen, die Partei-Interessen dem allgemeinen Wohle aufzuopfern. Daß besonders Bern den Bund mit den beiden Nachbarstädten wünschen mußte, ist begreiflich, und als alle Versuche scheiterten, so schlossen Bern, Luzern und Zürich 23. Mai
ein besonders ewiges Bündniß mit Freiburg und Solothurn. 1477
Dadurch wurde aber die Lage der Dinge noch schroffer. Denn man

darf hier nicht vergessen, daß kein allgemeiner Bund die acht alten Orte zusammenhielt, sondern daß jedes der fünf Orte durch einen besondern Vertrag mit den Waldstätten verbündet war. Der Vierwaldstättenbund knüpfte also Luzern an die drei Länder; dieser Bund aber verbot ihm, ein Sonderbündniß ohne Einwilligung der Länder zu schließen. Luzern wurde daher sofort gemahnt, jenes Bündniß, das ihrem alten ewigen Bunde zuwider sei, sogleich aufzuheben. Und als Luzern sich dessen weigerte, wurde von den drei Ländern das Volk im Entlebuch aufgewiegelt, indem man es aufforderte, das Joch der Stadt Luzern abzuwerfen und sich als ein selbstständiger, freier Ort, gleich Uri und Unterwalden, mit ihnen zu verbünden. Aber die Luzerner merkten diesen Anschlag, nahmen den
2. Okt. 1478 Anführer der Entlebucher, den Wirth Peter am Stalden, gefangen, sperrten ihn in den Wasserthurm, ließen ihn auf die Folter spannen und zuletzt enthaupten. Dies Ereigniß war nun keineswegs geeignet, den Frieden herzustellen. Das Mißtrauen, die Unzufriedenheit wuchsen mit jedem Tage; von allen Seiten brachen Drohungen aus. Wiederholt wurden Tagsatzungen gehalten, um die alte Eintracht herzustellen, es war umsonst; die Gemüther waren zu sehr erzürnt, und gewöhnlich gieng man erbitterter auseinander, als man zusammengetreten war. —

So zog sich über unserem Vaterlande ein immer drohenderes Gewitter zusammen, das, sollte es losbrechen, leicht gefährlicher werden konnte, als selbst der alte Zürichkrieg. Denn dort hatte sich nur Ein Bundesglied vom Gesammtkörper losgetrennt und stand diesem gegenüber; hier waren alle Orte in Parteien zerspalten; hier standen die drei Länder, diese Träger der eidgenössischen Bünde, sammt Glarus und Zug den drei mächtigen Städten gegenüber. Konnte kein Friede zu Stande gebracht werden, so war bei der Aufregung der Gemüther ein blutiger Bürgerkrieg unvermeidlich, in welchem sich die so gefürchtete Eidgenossenschaft mit wüthender Erbitterung selber zerstörte. —

Mit schwerem Herzen erwartete man deshalb in allen Gauen des Schweizerlandes das Resultat der letzten Tagsatzung, welche vor Weinachten des Jahres 1481 in Stanz gehalten wurde. Die einflußreichsten und berühmtesten Männer der Eidgenossenschaft waren hier versammelt, unter andern Hans Waldmann von Zürich, Wilhelm von Dießbach aus Bern, Kaspar von Hertenstein von Luzern;

Uri sandte seinen Landammann Johannes von Attinghausen. Immer und immer kam man auf die Streitfragen des Fünfstädtebundes zurück und auf die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund. Aber weit entfernt, sich zu verständigen, geriethen die Tagherren gleich Anfangs in Hitze; man wurde heftig, so heftig, daß an eine friedliche Lösung der Streitfragen nicht mehr zu denken war. Man beschloß, auseinander zu gehen und den Entscheid den blutigen Waffen zu überlassen. Schon wollte die Tagsatzung den Saal verlassen, schon wiederhallte Stanz von dem Schreckensrufe: „Der letzte Tag der Eidgenossenschaft ist gekommen!" — da erschien ein Friedensengel. —

Ein Einsiedler ließ sich bei den Tagherren melden, und bald trat vor die versammelten Gesandten eine ehrwürdige Gestalt, barfuß und mit entblöstem Haupte. Unwillkührlich erhoben sich die Herren vor dieser würdevollen Erscheinung. Es war der fromme Bruder Klaus, der, von seinem Freunde, dem Pfarrer Imgrund, von der Gefahr benachrichtiget, sogleich nach Stanz geeilt war, um ein Wort des Friedens an die Männer der acht Orte zu richten. Wie er dastand, der schlichte Gottesmann, in seinem einfachen, rauhen Kleide mitten unter diesen hohen Staatsmännern! — Seine Haltung gebot Ehrfurcht; sein Auge blickte Friede, und auf seiner Stirne thronte die Gerechtigkeit. Mit ruhig erhabener Stimme redete er die Gesandten an und sprach:

„Liebe Eidgenossen! Ihr seid stark gewesen durch die Macht Eurer vereinten Arme; wollet Ihr sie jetzt trennen, schnöder Beute willen? Ferne sei, daß der Ruf solchen Thuns in die umliegenden Lande sich verbreite! Ihr Städte, entsaget Rechten, die den alten Eidgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben Euch gekämpft haben; nehmt sie in den Bund! Erweitert aber fürderhin den Zaun, der Euch umschließt, nicht zu sehr! Meidet ausländische Händel! Hütet Euch vor aller Spaltung! Ferne von Euch sei, daß Einer gegen das Vaterland Geld nehme!" —

Diese einfachen Worte, gesprochen von einem Manne, dessen Vaterlandsliebe, Gerechtigkeitssinn und tadelloses Leben Alle kannten, wirkten wunderbar auf die empörten Gemüther. Die böse Eifersucht und der verderbliche Parteigeist, welche noch vor Kurzem die Herzen der Gesandten wild auseinander rissen, verstummten in der Nähe

dieses Heiligen. Alles fühlte die Macht der Tugend, welche hier in prunkloser Rede Frieden gebot. Die gegenseitige Erbitterung war gewichen, und nach wenigen Stunden waren alle Streitigkeiten friedlich beigelegt und Freiburg und Solothurn in den ewigen Bund aufgenommen. — So hatte der edle Nikolaus Leuenbrugger seine ihm von Gott Verliehene Bestimmung erfüllt; er hatte seine entzweiten Mitbrüder wieder friedlich zusammen geführt und die Eidgenossenschaft von ihrem Untergange gerettet. Er hatte die schon gezogenen Waffen niedergehalten, die schweizerischen Thäler von der Schmach befreit, Bürgerblut zu trinken, und Tausenden seiner Mitbürger das Leben erhalten. Darum erinnert sich noch jetzt jeder Schweizer, weß' Glaubens und welcher Meinung er auch sei, mit dankbarem Herzen an diesen Friedensboten und Retter des Vaterlandes. — Er sei uns aber auch eine Ermunterung zu einem frommen, gerechten und gottgefälligen Leben; denn er hat uns in schönster Weise gezeigt, wie viel in Stunden der Gefahr die schlichte Tugend zu wirken vermag. —

40. Das Stanzerverkommniß. (1481)

Wie im Jahre 1393 in Zürich, so benutzten auch in Stanz die Tagherren ihre Zusammenkunft, um allgemeine Beschlüsse zu fassen, die dem unordentlichen Treiben der letzten Zeiten steuern sollten. Sie sind unter dem Namen Stanzerverkommniß bekannt, und ihr Inhalt ist ungefähr folgender:

„Kein Ort soll den andern oder dessen Angehörige und ewige Bundesgenossen bekriegen, beschädigen oder zugeben, daß dies durch die Seinigen geschehe. Den Angegriffenen sollen die Uebrigen schützen. Wer Aufstand oder Gewaltthätigkeiten ohne Recht erregt, soll von seiner Obrigkeit gestraft werden; wer aber wegen solcher Handlungen in dem Gebiete eines andern Ortes betreten wird, mag nach dessen Gesetzen bestraft werden. Niemand soll besondere oder gefährliche Versammlungen, Anträge oder Bittstellungen vornehmen ohne Bewilligung seiner Herren und Obern (nämlich zu Zürich des Bürgermeisters und der Räthe, zu Bern des Schultheißen und der Räthe, zu Luzern des Schultheißen und der Hundert, in den fünf übrigen Orten des Ammanns, der Räthe und ihrer Gemeinen). Dawiderhandelnde sollen von ihren Herren gestraft werden. Niemand soll

dem Andern die Seinen aufwiegeln. Die Ungehorsamen soll man einander helfen ihren Herren gehorsam machen, nach den Bundesbriefen. Sollte in einem Orte ein Aufstand losbrechen, so vereinigen sich die Obrigkeiten der übrigen Orte zur gemeinsamen Unterdrückung desselben. Im Felde soll man bei den Bannern bleiben und in keiner Gefahr sie verlassen. Beute und Brandschatzungen sollen nach der Zahl der Mannschaft eines jeden Ortes, Eroberungen und Einkünfte derselben nach den Orten vertheilt werden, und ebenso die Summen, für welche dieselben wieder abgetreten werden möchten. Vorstehende Bestimmungen beziehen sich auch auf die Unterthanen, die ewigen Verbündeten und die besondern Angehörigen; die Eroberungen jedoch, die Gefälle, Zölle, u. s. f. behalten die Orte sich vor. Der Sempacher- und Pfaffenbrief sollen ihre Geltung fortbehalten. — Dieses Verkommniß benimmt den ewigen Bünden Nichts, sondern es soll dieselben bekräftigen und von fünf zu fünf Jahren in allen Orten beschworen werden."

Diese noch nie so klar ausgesprochenen allgemeinen Bestimmungen, welche Hans Waldmann von Zürich in ein Ganzes zusammengefaßt haben soll, vermochten jedoch die innern Streitigkeiten und die Eifersucht zwischen den Städten und Ländern nicht vollends zu unterdrücken, und wenn sich die Gährungen auch weniger offen und weniger heftig zeigten, als dies früher der Fall war, so dauerten sie im Stillen doch immer fort.

41. Bürgermeister Hans Waldmann. (1483—1489)

Wir haben im Burgunderkriege die Züricher unter der Anführung eines Waldmann kämpfen sehen; wir fanden den gleichen Helden auch bei Nanzig, wie er dem Herzog von Lothringen wieder auf seinen Thron verhalf, und wir trafen in so eben ihn Stanz als eine der ersten Persönlichkeiten der Eidgenossenschaft. Und in der That war dies wohl der erste Staatsmann jener Zeit, und vielleicht der größte, dessen sich Zürich rühmen kann.

Hans Waldmann war aus dem äußern Amte Zug, aus Blickenstorf gebürtig, hatte sich aber schon im Jahre 1452 das Bürgerrecht in Zürich erworben. Sein erstes Auftreten war wenig berühmt, wenn nicht durch jugendlichen Uebermuth und leichtsinnige Hand-

lungen, wofür er zweimal im Wellenberg büßen mußte. Wie die meisten Schweizerhelden dieser Zeit bildete er sich unter fremden Fahnen in der Kriegskunst aus. Durch eine vortheilhafte Heirath wurde er Herr von Dübelstein, und von da an begann seine Bedeutung. Mit einem hinreißenden Rednertalente begabt, wußte der geistvolle Mann sich ein Ansehen zu verschaffen, und als er bei Murten und Nanzig Gelegenheit hatte, auch seine Tapferkeit und seine Kenntnisse als Feldherr zu beweisen, da stieg sein Ruhm auf's Höchste. So erhob ihn die Volksgunst erst zur Würde eines Bauherrn, dann eines Oberzunftmeisters, bis er im Jahre 1483 das höchste Amt bekleidete, das ihm Zürich bieten konnte, das Amt eines Bürgermeisters. Aber diese Würde konnte er nur durch den Sturz der mächtigen Familie Göldli erlangen,, welche ihm diese Kränkung nicht vergessen konnte. Und als er den Bürgermeister Göldli zum einfachen Rathsherrn herabsetzte und sich gegen dessen Bruder Lazarus sogar persönliche Beleidigungen zu Schulden kommen ließ, da schwur ihm diese Familie furchtbare Rache. So hatte sich Waldmann gleich beim Antritte seiner Regierung einen mächtigen Feind auf den Hals geladen, der, weit schlauer und behutsamer in der Ausführung seiner Plane, als er, stetsfort im Stillen wühlte und nicht ruhte, bis er seinen Rachedurst an dem Urheber seines Sturzes gesättiget hatte. —

Das Ansehen, welches Waldmann beim zürcherischen Volke genoß, die Beredsamkeit, mit welcher er seine Meinungen zu begründen wußte. und sein Feldherrntalent, das er in verschiedenen Schlachten bewiesen, hatten bald zur Folge, daß er an den eidgenössischen Tagsatzungen das große Wort führte. Um daher diese wichtige Persönlichkeit sich geneigt zu machen, wetteiferten die auswärtigen Höfe, den mächtigen Bürgermeister mit einer Menge Jahrgelder zn beehren, und Waldmann war leider schwach genug, sie anzunehmen. So wurde der einst arme Knabe aus dem Dorfe Blickenstorf nicht nur der erste Staatsmann Zürich's, sondern auch der reichste und angesehenste Eidgenosse. —

Nachfolgende Thatsache mag als Beweis seines gewaltigen Einflusses über die gesammte Eidgenossenschaft dienen. Frischhans Theilig, der Sieger bei Giorniko, hatte nach dem italienischen Feldzuge in einem Wirthshause zu Solothurn sich über das zweideutige Benehmen Waldmann's vor Bellinzona aufgehalten und die

unvorsichtigen Worte fallen lassen: „Waldmann ist ein Verräther; durch seine Schuld ist das Banner von Zürich nur mehr ein Bettelsack.“ — Zehn Jahre nachher, als Theilig diese Worte längst vergessen glaubte, kam er an die Herbstmesse nach Zürich. Sogleich ließ ihn der Bürgermeister gefangen nehmen, in den Wellenberg führen und wenige Tage nachher gleich einem Verbrecher durch das Schwert hinrichten. Luzern vermochte nicht, den Tod seines tapfern 20. Sept. 1487
Kriegshelden zu verhindern, und wagte es nicht, ihn zu rächen. — Indessen machte die Nachricht von dieser Gewaltthat einen üblen Eindruck auf die Miteidgenossen, und wenn man auch dem mächtigen Herrscher in Zürich nicht offen entgegenzutreten wagte, so verlor man doch vielseitig die Achtung vor dem übermüthigen Günstling des Schicksals. Die Erinnerung an Theilig's empörende Hinrichtung lebte stets in den Herzen der Eidgenossen fort und diente den Neidern seines Glückes als willkommene Waffe. — Das war ein zweiter Feind, den sich der Bürgermeister unbesonnen zugezogen hatte. Aber auch dieser schlummerte noch oder arbeitete nur im Stillen.

Waldmann war ein kräftiger, aber nicht ein kluger Regent. Großartige Plane zu Gunsten seiner Stadt Zürich beschäftigten stets seine Gedanken; aber auch kaum gedacht, wollte er sie schon ausgeführt wissen, ohne zu fragen, ob sie dem Zeitpunkte und dem Charakter des Volkes angemessen seien. Vorerst wollte er für Zürich die politische Bedeutung wieder gewinnen, welche diese Stadt seit den Burgunderkriegen vielfach verloren hatte. Denn seit jenem Kriege wurde Bern gleichsam als Vorort der Eidgenossenschaft betrachtet, und an diesen Ort wandten sich jetzt gewöhnlich die Gesandten fremder Mächte. Durch seinen persönlichen Einfluß, welchen Waldmann auf in- und ausländische Angelegenheiten auszuüben wußte, brachte er es bald dahin, daß Zürich wieder auf die Höhe eines Vorortes gelangte. Dann sollte die Stadt selbst der Mittelpunkt des ganzen zürcherischen Gebietes werden; nicht nur die Regierung, auch Handel und Gewerbe wurden in dieselbe konzentrirt, und die umliegenden Ortschaften sollten nur für die Stadt arbeiten. So wurde den Landleuten befohlen, auf dem Markte der Stadt zu kaufen und zu verkaufen. Neue Bauten wurden unternommen, und um ihre Kosten zu bestreiten, neue Steuern eingeführt und die Einfuhr fremder Weine mit Ohmgeld belegt. Waldmann war ein strenger Herrscher; er

wollte die in letzter Zeit so gesunkene Achtung vor dem Gesetze durch entschiedene Handhabung desselben wieder herstellen. Selbst den Klerus (die Geistlichkeit) verschonte er nicht; er hielt ihn in Zucht und Ordnung und verbot ihm, Vermächtnisse ohne die Einwilligung der Erben anzunehmen. Dagegen wurden die Klöster verpflichtet, zur Verschönerung des Großmünsters beizutragen. Ebenso rücksichtslos griff er in das Leben des Volkes, besonders durch das Sittenmandat von 1488, in welchem er gegen den Luxus in den Kleidern und den Aufwand in Familienfesten auftrat. — Die zürcherische Verfassung selbst wurde geändert; der Adel erlitt bedeutende Zurücksetzungen, während den Zünften größere Rechte eingeräumt wurden. Das waren nun allerdings Verordnungen und Plane, durch welche die Stadt Zürich bald weitaus die erste in der ganzen Eidgenossenschaft werden mußte, wenn sie ungestört in Erfüllung gehen konnten. Allein der Sprung war zu groß. Die wichtigen Aenderungen der Verfassung reizten den Zorn des gesammten Adels; die Eingriffe in die angemaßten Rechte des Klerus weckten auch den größten Theil der Geistlichkeit gegen den Urheber all' dieser Umgestaltungen, und selbst das Volk, dessen Liebling Waldmann war, fühlte sich durch die Sittenmandate verletzt. Das bemerkten die Feinde des Bürgermeisters mit heimlicher Freude; denn nun war die Zeit gekommen, wo es ihnen nicht mehr schwer war, den mächtigen Herrn von Dübelstein, der den Abgrund nicht einmal ahnte und sich so sicher glaubte, als ein König, mit einem Male zu stürzen.

Zu diesem Zwecke wurden besonders von Heinrich Göldli Leute vom Lande her gekauft. Sodann brachte er den unvolksthümlichen Vorschlag, die Bauernhunde zu tödten, weil sie der Jagd und dem Weinbau schädlich seien. Waldmann widersetzte sich anfänglich dieser Zumuthung; als aber Göldli und seine Anhänger in verstellter Freundschaft ihm eifrig zuredeten, als der Vorschlag sogar vom Lande her durch jene erkauften Leute kräftig unterstützt wurde, da gab auch der Bürgermeister nach. Jetzt begann die Hundeschlächterei auf den Bauernhöfen; Waldmann's Leute nahmen die treuen Wächter unbarmherzig weg und mordeten sie vor den Augen der verzweifelnden Bauern. Göldli triumphirte. — Was er vorausgesehen, geschah. Die Landleute rotteten sich zusammen, und zu Metmenstetten versammelten sich 550 Familienväter auf einer Wiese, um ihre Hunde, die treuen Hüter

ihres Eigenthums, die sie an Stricken bei sich führten, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ein stürmischer Aufruhr brach an den Ufern des See's aus; die Bauern, geführt von dem Webermeister Rudolf Rellstab, zogen nach Zürich und schlossen die Stadt 4. März 1489
ein. — Durch die Vermittlung eidgenössischer Räthe aber, die als Gesandte sich in der Stadt befanden, wurde diese Unruhe beigelegt, und die Bauern zogen wieder ab, nachdem man ihnen die feierliche Zusicherung gegeben, man werde ihrer Einsprache Rechnung tragen. — Aber Waldmann's Stolz konnte diesen Schimpf nicht ertragen, und von Göldli aufgestachelt, verfälschte er die Urkunde die über diese Angelegenheit verfertigt werden sollte, indem er den Passus einschalten ließ, „daß die Landleute ihr Unrecht eingesehen und fußfällig vor den gnädigen Herren des Rathes um Verzeihung gebeten hätten.“ — Und als ob nun die Sache vollkommen in Ordnung sei, machte er mit einigen losen Gesellen eine Lustfahrt nach Baden.

Diese seine unbesonnene Entfernung benutzten seine Feinde. Eine neue Empörung brach aus. Mit dem Landvolke machte nun 31. Mrz.
auch ein Theil der Bürgerschaft gemeinsame Sache, und Göldli mit den Seinen half getreulich mit.

Der Bürgermeister kehrt eiligst zurück, um durch seine Gegenwart die Ruhe wieder herzustellen. Umsonst! — Schneevogel, sein treuer Weibel und Vertrauter, wird auf offener Straße ermordet. Waldmann begibt sich von Zunft zu Zunft; durch seine Ueberredungskunst hat er schon drei gewonnen: da ertönt die Sturmglocke und ruft ihn auf's Rathhaus. Eidgenössische Gesandte waren hier und berathschlagten, was zu thun sei. Aber das Volk umtobte das Raths- 1. Apr.
gebäude, und furchtbar tönte der Ruf: „Nieder mit Waldmann und seinen Zwölfen! Herunter mit den Verbrechern!“ —

Nur Ein Mittel gab es noch, Waldmann zu retten. Die eidgenössischen Räthe hatten ja laut dem Stanzerverkommniß die Pflicht, jeden Aufruhr mit schwerer Strafe zu büßen und dem Volke mit eidgenössischen Truppen zu drohen. — Traten nun die Gesandten energisch auf, so war die größte Gefahr vorüber. — Aber die Hinrichtung Theilig's war noch zu sehr im Andenken, und Eifersucht auf den gewaltigen Bürgermeister und Furcht vor dem aufrührerischen Volke thaten das Uebrige. Statt kräftig zur Ruhe zu mahnen, rief der Schultheiß Ludwig Seiler von Luzern dem Pöbel zu:

„Wenn wollet Ihr denn?“ — „Waldmann!“ schrieen die Aufrührer. Und Waldmann wurde mit seinen Freunden gefesselt und in den Wellenberg geführt.

Noch am gleichen Abende wurde eine neue provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Lazarus Göldli eingesetzt. Sie bestand aus sechzig meist rohen Menschen, die wegen ihrer Unbändigkeit und Dummheit bald allgemein verachtet wurden und sich den Spottnamen „der hörnerne Rath“ zuzogen. Das Erste, was diese neue Regierung that, war die Einziehung der Waldmann'schen Reichthümer. Aus seinem Keller schickte man Wein und auf seine Unkosten Speisen im Ueberfluß unter die 8000 aufständischen Bauern vor der Stadt, um sie zu besänftigen; denn sie verlangten, eingelassen zu werden, was man aber doch nicht ganz rathsam fand. —

Mit schweren Ketten beladen saß nun Waldmann im gleichen Kerker, in welchem einst Frischhans Theilig seufzte. Tage lang wurde er unter Folterqualen verhört; denn die Empörer verlangten seinen Tod. — Aber nichts Todeswürdiges wurde an ihm befunden. — Obwohl tief gebeugt durch solche Behandlung, blieb er männlich und fest bei seinen Aussagen. Am sechsten April saßen die sechzig Räthe zusammen, um den Urtheilsspruch zu fällen. Vielleicht wäre er noch jetzt gerettet worden; denn die Richter waren nicht einig; — da rannten athemlos, von Schweiß durchnäßt, Boten herbei mit der Nachricht, Oestreich sei im Anzuge, um Waldmann zu befreien; schon wären die Feinde über den Rhein gedrungen; man habe deutlich die Flammen Eglisau's gesehen, und das Jammergeschrei der Mißhandelten sei entsetzlich. Das wirkte; — schnell wurde das Todesurtheil gefällt, sogleich außer der Stadt eine Blutbühne errichtet, damit dem Landvolke der Genuß dieses Schauspiels ja nicht entgehe, und ungesäumt die Hinrichtung vollzogen. Ruhig schritt Waldmann in seinem reichen Schmucke durch die gaffende Menge, indem er Jedermann freundlich grüßte, so daß Viele in Thränen ausbrachen. Nur einmal rief er, von Gefühlen überwältigt, aus: „Gott, um dieses Todes willen, den ich nicht verdient, vergib mir, was ich gesündigt habe!“ — Festen Schrittes betrat er dann das Gerüste; mit edler Fassung blickte er auf die Masse des versammelten Volkes, — und hätte er in diesem Augenblicke zu ihm geredet, das Volk hätte ihn begnadiget, so mächtig war der Eindruck, den sein Erscheinen auf dasselbe hervor-

brachte. Aber auch hiefür war gesorgt. Er hatte seinem Beichtvater versprechen müssen, zu schweigen, als Buße für seine Sünden. — Nur noch einen Blick warf er auf seine undankbare Vaterstadt. — „Gott beschütze dich, o Zürich, meine vielgeliebte Stadt, und bewahre dich vor jedem Uebel!" — rief der Held und kniete hin. Noch ein Augenblick, — und Zürich's größter Staatsmann war nicht mehr. — 6. Apr. 1489

Kaum war Waldmann gefallen, so erklärten auch jene Boten, ihre Nachricht vom östreichischen Ueberfalle sei falsch. Noch jetzt zeigt man den Brunnen in der Nähe der Stadt, wo die Nichtswürdigen ihre Hemden in's Wasser tauchten, als wären sie vom Schweiße triefend. Zu solch' schändlichen Mitteln mußten Waldmann's Feinde Zuflucht nehmen. Die Geschichte wird ihnen ewig fluchen, während ihr Opfer unter den Helden des Vaterlandes glänzt. —

Aber noch wurde es in Zürich keineswegs ruhig. Noch viele von Waldmann's Anhängern mußten das Schaffot betreten; Andere suchten ihr Heil in der Flucht. Zuletzt wandte sich die Volkswuth gegen Göldli und seine Anhänger selbst. — Durch eine dritte Vermittlung der Eidgenossenschaft kam endlich ein Vergleich zu Stande, 9. Mai nach welchem der hörnerne Rath abgesetzt, der Stadt die Oberhoheit über das Land, diesem aber Gewerbsfreiheit und manch' andere außerordentliche Rechte zugesichert wurden. Solche Rechte waren: die Wahl von Unterbeamten, Verminderung seiner Leistungen, das Recht, der Obrigkeit Vorstellungen zu machen, u. s. w. Diese Uebereinkunft ist unter dem Namen „der Waldmann'sche Spruch" bekannt. — Doch zeigte sich noch lange vielseitige Unzufriedenheit, und erst nach und nach kam die Ruhe wieder zu Stande.

Das Beispiel der aufrührerischen Landleute, das mit so gutem Erfolge gekrönt worden, wirkte auch nach Außen. So entspann sich im Nachbarlande St. Gallen bald ein Streit, der sogenannte Rorschacherkrieg. Der Abt wollte, um den Zwistigkeiten mit der Stadt zu entgehen, in Rorschach ein Kloster bauen. Dagegen erhoben sich nun die St. Galler, weil sie fürchteten, dadurch die Quelle ihres Glückes und Reichthums zu verlieren. Sechszehntausend Eidgenossen zogen als Verbündete dem Abte zu Hülfe, und die Stadt mußte sich zu einem ungünstigen Vergleiche bequemen.

42. Ursachen und Anfang der Schwabenkriege. (1494–1499)

Wir haben früher gesehen, wie das Band, welches die Eidgenossen an das deutsche Reich knüpfte, ziemlich locker geworden war. Zwar nannten sich die Schweizer noch immer Glieder des Reiches; aber das war auch beinahe Alles; denn um das Reich kümmerten sie sich in der That wenig mehr. Ihre Anhänglichkeit zeigten sie höchstens durch einen festlichen Empfang, wenn etwa der Kaiser gerade in's Land kam; auch suchten sie bei den Neugewählten um Bestätigung ihrer Freiheiten nach, weil das so ein alter Brauch war. Und den östreichischen Kaisern waren die Eidgenossen vollends nicht freund. Hatte ja Friedrich III. sich geweigert, ihre Freiheiten zu bestätigen; hatte er ja den Aargau wieder erobern wollen und im alten Zürichkriege eine den Schweizern unangenehme Rolle gespielt. Zwar hatte er sich dann nothgedrungen mit den Eidgenossen gegen Burgund vereinigt, aber auch gleich Ludwig sie wieder treulos verlassen.

Als nun die Hinneigung zu Frankreich immer größer wurde, als die schweizerischen Jünglinge wie närrisch unter die französischen Fahnen eilten*), als Jahrgelder und Werbungen besonders in den Ländern allgemein wurden, da wurde auch die Kluft zwischen der Schweiz und dem Reiche immer weiter und die Unzufriedenheit der deutschen Kaiser immer größer. Besonders Maximilian, der Nachfolger seines Vaters Friedrich, fühlte sich dadurch sehr gekränkt. — Er suchte die auch sonst gesunkene Reichsgewalt wieder herzustellen, indem er strenge Verordnungen erließ, mittelst welchen die deutschen Staaten enger verbunden, die Sicherheit in den Provinzen gewährleistet und Ordnung und Gleichförmigkeit in das Kriegs-, Gerichts- und Finanzwesen gebracht werden sollte.

Ende März bis Ende August 1495 Auf dem Reichstage zu Worms, wo diese Beschlüsse gefaßt wurden, waren auch Eidgenossen anwesend, so Wilhelm von Dießbach und Adrian von Bubenberg aus Bern, der Altschultheiß Ludwig

---

*) Solothurn war einmal so von aller waffenfähigen Mannschaft entblößt, daß die Regierung schrieb: „Unser Land ist so verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin haben, daß man möchte einen Todten begraben und läuten." —

Seiler von Luzern, Ammann Reding von Schwyz und Andere. Diese erklärten dem Kaiser Maximilian, sie würden ihre Pflichten dem Reiche leisten; aber den neuen Einrichtungen könnten sie sich nicht fügen, da die eigenthümliche Gestaltung ihrer Rechtsverhältnisse im Innern der Eidgenossenschaft es nicht zulasse. Gleicherweise hatten die Eidgenossen sich schon früher geweigert, dem schwäbischen Bunde*) beizutreten, den Maximilian wieder erneuerte. Es fehlte nicht an Drohungen der Reichswürdenträger; selbst Pabst Alexander VI. drohte mit dem Banne: — das schüchterte die Schweizer nicht ein. Als der Erzbischof von Mainz, welcher deutscher Reichskanzler war, dem Stadtschreiber von Zürich die Schreibfeder zeigte, mit welcher man die schweizerischen Aufrührer zum Gehorsam bringen werde, da erwiederte ihm dieser kalt: „Andere versuchten es umsonst mit Hellebarden, und wir sollten uns fürchten vor Eurem Gänsekiel!“ — Und als Maximilian den Gesandten erklärte, man werde sie mit den Waffen zur Ordnung weisen, und er selber werde einer der Vordersten sein, wenn man ihr Land einnehme, da entgegnete ihm der Bürgermeister Schwend von Zürich: „Hütet Euch wohl, unter den Vordersten zu sein; denn wir haben ein gar grobes und unwissendes Volk; es könnte sogar Eurer Krone nicht schonen.“ —

Ein solches Benehmen war nun keineswegs geeignet, die Sache auf friedlichen Fuß zurückzuführen. Nicht nur die deutschen Fürsten, auch die Völker aller angrenzenden Landschaften wurden gegen die Eidgenossenschaft erbittert. Schon der Name Schweizer war verhaßt; man stellte sie dar als einen Haufen Ketzer und abscheulicher Verbrecher. Und die Schweizer blieben nicht stille; sie vergalten Schimpf

*) Dieser Bund, an dessen Spitze Tyrol, Vorder-Oestreich und der Churfürst von Mainz standen, und dem die Fürsten, Grafen, Reichsritter und Städte der schwäbischen, fränkischen und Rhein-Gegenden theils freiwillig, theils genöthiget beitraten, war zunächst dazu bestimmt, das immer noch geltende Faustrecht und die Mißbräuche der Selbsthülfe zu bändigen. Er hatte aber noch den geheimen Nebenzweck, diejenigen Reichsglieder, welche dem Kaiser wiederstrebten oder ihren Nachbarn Besorgnisse einflößten, zu schrecken. Es stand nicht zu verkennen, daß auch die Eidgenossen dadurch zur Unterwürfigkeit zurückgeführt werden sollten und daß diese Reichsanstalt die Absicht habe, der Herrschaft das Uebergewicht über die Unabhängigkeit zu verschaffen. — Vermuthlich wegen der damaligen, einer Schürze ähnlichen Beinbekleidung des Adels nannte man diese Vereinigung spottweise auch den „Jüpenbund.“

mit Schimpf. Die Zerwürfnisse wurden immer größer; ein Krieg war unvermeidlich und schien nur noch auf eine günstige Gelegenheit zu warten. Diese kam bald.

In Rhätien gab es drei Bünde, die sich vor etwa fünfundzwanzig Jahren zusammen vereinigt hatten, und aus welchen später der Kanton Graubünden entstand. Nun kam aber der Zehngerichtenbund an Oestreich, und das veranlaßte die beiden andern, sich mit Zürich, den vier Waldstätten, Zug und Glarus zu verbinden. — Sofort dehnte sich der Haß gegen die Schweizer auch auf die beiden Bünde aus, und da Maximilian sich eben in den fernen Niederlanden befand, so eröffneten seine Amtleute im Tyrol den Krieg, indem sie das Münsterthal und die Stadt Meienfeld besetzten. Aber auch die Bündner blieben nicht müßig; sie mahnten die verbündeten Eidgenossen um Hülfe und fielen in Verbindung
12. Horn. 1499 mit diesen in Vorarlberg ein, schlugen die Kaiserlichen bei Triesen und nahmen Meienfeld wieder ein. Das geschah im Hornung 1499.

Jetzt gab es eine Reihe von Schlachten, in denen sich der
20 Horn. Schweizerheldenmuth glänzend bewies. Bei Hard schlugen 10,000 Eidgenossen einen gleich starken Feind. Von da wandte sich der Krieg in den Hegau, wo die Eidgenossen zwanzig Städte und
22. Mrz. Schlösser zerstörten. Im Sundgau am Bruderholze besiegten 10,000 Eidgenossen einen dreimal stärkern Feind. — In Hallau verschanzten sich 250 Schweizer auf dem Kirchhofe und fochten glücklich gegen 7000 Krieger. Und als 15,000 Feinde die schweizerische Be-
11. Apr. satzung zu Ermatingen überfielen und in ihren Betten tödteten, da zog Rudolf Haas von Luzern mit etwa 2000 Tapfern nach dem Schwaderloche und schwur Rache oder Tod. Mit furchtbarem Geschrei fielen sie in den Feind und richteten ein solches Blutbad an, daß die Kaiserlichen mit einem Verluste von 1000 Mann ihr Heil in der schleunigsten Flucht suchen mußten.

Aber auch im Vorarlberg hörten die Feindseligkeiten nicht auf.
20. Apr. Bei Frastenz hatten sich 14,000 Feinde fest verschanzt. Heinrich Wolleb von Uri umgieng die Schanze und befahl den Seinigen, sich auf den Boden zu werfen, als das feindliche Geschütz donnerte; er selber blieb aufrecht. Unschädlich gieng das Feuer über den Eidgenossen weg; aber Wolleb — ein zweiter Winkelried — sank tödlich verwundet zu Boden und rief: „Tapfer d'ran, liebe Eidgenossen! mit Euch ist

Gott! der Sieg kann nicht fehlen!" — Todesmuthig warfen sich die Schweizer auf den Feind, und nach einem verzweifelten Kampfe blieben sie Sieger.

Nun verschanzten sich die Oestreicher auf der Malserheide, wurden aber gleicherweise verdrängt. Hier erwarb sich Benedikt 22. Mai
Fontana den Ruhm eines Helden. Mit einer klaffenden Wunde am Unterleibe kämpfte er nichts destoweniger fort, indem er mit der einen Hand die Eingeweide hielt und mit der andern die Waffen führte.

Ein anderes ausgezeichnetes Beispiel des Heldenmuthes liefert uns Hans Schuler von Glarus, genannt der Wal. Im Rheinthale vertheidigte er sich lange Zeit ganz allein gegen zwanzig Reiter und ergab sich erst, nachdem er mehrere aus dem Sattel gehoben hatte und gänzlich erschöpft war. Er wurde gefangen nach Feldkirch gebracht und mit schriftlichen Zeugnissen seiner Tapferkeit in sein Vaterland zurückgeschickt.

43. Die Schlacht bei Dorneck und ihre Folgen. (1499)

Unterdessen war Maximilian mit 6000 Mann Verstärkung aus den Niederlanden zurückgekehrt und beschloß, die Schweizer an drei Punkten zugleich anzugreifen, bei Feldkirch, Konstanz und Dorneck. Wie einst Leopold, so wollte auch er die Aufmerksamkeit der Schweizer vom gefährlichsten Punkte ablenken. Darum ließ er in Konstanz mächtig rüsten, und wie die Eidgenossen ihre Streitkräfte hieherzogen, überfiel Graf Heinrich von Fürstenberg den Solothurner Jura. An der Spitze von 15,000 Mann zog er im Heumonate nach Dorneck und schlug dort sein Lager auf. In der schönen Ebene an den Ufern der Birs, wo Arlesheim liegt, bauten sie ihre Zelte und überließen sich dann einem überaus lustigen Leben. Man badete in dem frischen Wasser der Birs, — waren ja die Baseler Herren so gefällig gewesen, ihnen Badehemden zu schicken; — man lachte, zechte, spielte; man tanzte in lustigen Reihen und verübte nebenbei allerlei Muthwillen. Gar lustig dünkte es sie, daß die Schweizer nach Konstanz gezogen wären und ihnen die Arbeit so leicht gemacht hätten. Freilich mahnten Manche zur Vorsicht, weil man schon oft ganz unversehens die Fäuste der Eidgenossen zu fühlen bekommen habe; aber Fürstenberg entgegnete: „Es wird doch keine Schweizer schneien." —

Eiligst hatte der Vogt Hugo von Dorneck die Regierung von Solothurn von der Sache benachrichtiget, und ohne Verzug sandte diese den Schultheißen Nikolaus Konrad ab, um den Feind zu beobachten, jedoch kein Gefecht mit ihm aufzunehmen. Zugleich wurden die Eidgenossen zur Hülfe gemahnt. Bei Liestal vereinigte
22. Juli sich mit Konrad noch ein Haufe Berner und Züricher, die schnell herangeeilt waren. Mit ungefähr 3000 Mann zog er nun auf einem mühsamen Wege nach dem Dorfe Gempen. Auf einer Anhöhe machte er Halt und ordnete die Krieger.

Unterdessen hatte Fürstenberg begonnen, das Schloß Dorneck zu bestürmen. Aber der Vogt Hugo mit den Seinen setzte ihm tapfern Widerstand entgegen. Das sahen die Dreitausend auf der Anhöhe; sie sahen aber auch, wie das Dorf Dorneck beinahe abgebrannt, wie weit umher Alles verwüstet war, und mit Freude bemerkten sie, wie der größte Theil des feindliches Heeres sorglos zerstreut in lustigen Trinkgelagen lärmte und, ohne an die Nähe eines Feindes zu denken, sich ordnungslos allerlei Spielen überließ. — Da beschloß man den Angriff. Mit äußerster Vorsicht führte Konrad die Seinen durch das Gesträuch abwärts. Oberhalb dem Schlosse hielt er an und wies nach den bestürmten Mauern. — „Seht Ihr," sprach er, „wie sich der Vogt Hugo vertheidigt; — Hört Ihr den Lärm der übermüthigen Feinde? — Dulden wir nicht länger, daß auf unserem Boden so gehaust werde! Bitten wir Gott um seinen Beistand, und dann tapfer d'ran!" — Und folgend der schönen Sitte der Väter fielen die Krieger auf die Knie, und nach einigen Augenblicken heiliger Stille zogen sie, trotz der Mittagshitze, wieder abwärts und warfen sich plötzlich auf einzelne feindliche Truppen, die ihnen begegneten. Sie wurden niedergemacht. Dann vertheilten sie sich; die Einen zogen hinab längs der Birs, die Andern nach der Brücke und stürzten sich auf das Hauptheer der Feinde. Da hieben sie nieder, was in den Weg kam, und gar Mancher, der fröhlich beim Weinbecher saß, hatte jetzt den letzten Schluck gethan, und gar Mancher, der sich sorglos im Bade wiegte, röthete die Birs mit seinem Blute. Der Lärm wurde immer größer; man hörte ihn wohl, kehrte sich aber wenig daran; die Feinde glaubten, es seien Haufen der Ihrigen, die täglich nach dem Essen lärmten und fluchten und zum Zeitvertreib sich schlugen. Selbst Fürstenberg eilte in dieser Meinung heran und

wollte Ordnung schaffen. Er wurde niedergemacht. — Hätten die Eidgenossen diese Täuschung benutzt und das feindliche Lager gesprengt, anstatt sich durch Plündern und Niedermetzeln Wehrloser zu verrathen und dadurch den entferntern Haufen Fürstenberg's Zeit zu verschaffen, sich zu sammeln, — der Sieg wäre ihnen leicht geworden. — So aber wurden sie von den feindlichen Schaaren, die endlich ihre Täuschung bemerkt und sich schnell geordnet hatten, bald umringt und von allen Seiten angegriffen. Mit wahrem Heldenmuthe kämpften die Bedrängten; sie wollten ihren unbesonnenen Fehler wieder gut machen; fünf Stunden lang hielten sie dem Feinde Stand; die Niederlage war groß. Aber was half all' ihre Tapferkeit; was half es ihnen, daß sie in verzweifeltem Kampfe oft die Anhöhe von Arlesheim, wo sich die Feinde gesammelt hatten, erreichten; was half ihnen die kühne Todesverachtung, mit welcher sie sich auf das feindliche Geschütz warfen? — Immer und immer wurden sie von der Uebermacht mit schwerem Verluste wieder zurückgedrängt. Die übermenschliche Anstrengung erschöpfte sie; schon wollte Vielen der Muth entsinken. — Da erscholl plötzlich ein Lärm oben am Berge; Harsthörner klangen dazwischen. — Wem galt diese Hülfe? — Ein Blick empor, und neuer Muth belebte die Erschöpften. Denn lustig flatterten die Fähnlein von Luzern und Zug den Berg herunter, und mit vereinter Kraft setzte man dem Feinde zu, den ein panischer Schrecken überfiel. In wilder Flucht strömten sie nach der Brücke. Furchtbar war das Gemetzel. Die Schwaben warfen die Brücke ab, um den Eidgenossen die Verfolgung unmöglich zu machen; aber noch eine Menge der Ihrigen waren am jenseitigen Ufer und nun der Rache der Sieger Preis gegeben. Die Wuth der Verfolger war so unbesonnen, daß sie im Dunkel der Nacht blindlings schlugen und stachen und selbst Freunde mordeten, in der Meinung, sie seien noch mitten unter den Feinden.

Endlich kehrten sie, des Mordens müde, in das schwäbische Lager zurück, und nachdem sie Gott für den Sieg gedankt hatten, setzten sie sich an die gedeckten Tische und thaten sich gütlich mit dem köstlichen Weine, den die Baseler Herren dem schwäbischen Adel überschickt hatten. Hier erzählte man sich die überstandenen Mühsalen. Gerade im entscheidenden Augenblicke war die Hülfe gekommen. Feige Flüchtlinge hatten die herbeieilenden Retter abhalten wollen; aber in edlem

Zorne hatten ihnen die beiden Anführer, Schultheiß Fehr von Luzern und Ammann Steiner von Zug geantwortet: „Ewige Schande wäre es, wenn wir nicht auf das Schlachtfeld eilten, unsere Brüder zu retten oder zu rächen!"

Dreitausend Schwaben und dreihundert Eidgenossen bedeckten die Wahlstatt; eine Menge Kriegsvorrath und Panzer, einundzwanzig Feldstücke, die drei Banner von Ensisheim, Freiburg i. B. und Straßburg waren nebst den Reichthümern des Lagers eine Beute der Sieger.

Am folgenden Tage kamen demüthig die Mönche von Basel, um den erschlagenen Adel zu beerdigen. Aber man gab ihnen zur Antwort: „Die Edeln müssen bei den Bauern liegen!" — Selbst um Fürstenberg's Leichnam bat der Kaiser umsonst. Ohne Unterschied beerdigte man Freund und Feind auf dem Schlachtfelde und baute darüber eine einfache Kapelle. — Ein neues Denkmal bezeichnet jetzt die Stelle des Kampfes. Es hat die Form eines Birnbaumstammes, an welchem die Luzerner und Zuger, bevor sie in die Schlacht eilten, ihre Habersäcke aufgehängt hatten.

Dem Siege bei Dorneck folgte bald der Friede. — Beide Theile waren erschöpft; in einem Zeitraum von nur sechs Monaten waren mehr als 20,000 Menschen umgekommen, 2000 Städte und Burgen eingeäschert worden, und ganze Gegenden in Schwaben boten das Bild des Elendes und der Verwüstung. Ganze Familien irrten brod- und obdachlos umher, und der Feldherr Pirkheimer begegnete einst einem alten Weibe, das eine Schaar von mehreren hundert Waisen auf eine Waldwiese trieb, wo sie gleich dem Vieh das Gras abweideten. Hatte auch Schwaben durch diese Kriege ungleich mehr gelitten, als die Schweiz, so mußte doch auch sie den Frieden wünschen. Denn die Zufuhr des Getreides und des Salzes aus Deutschland war unterbrochen worden; die Land- und Feldarbeiten waren vernachläßigt, und die Handwerker hatten ebenfalls dem Rufe der Fahne folgen müssen. Diese Stimmung benutzten der König von Frankreich und der Herzog von Mailand*), einen Frieden zu vermitteln, welcher

*) Der König von Frankreich hatte während des Krieges Mailand weggenommen und hoffte, diese Stadt mit Schweizertruppen zu behaupten. Der Herzog von Mailand aber wollte mit eidgenössischen Söldlingen das Verlorne wieder erobern. Deshalb suchten beide sich um die Schweiz verdient zu machen.

den 22. Herbstmonat in Basel zu Stande kam. Die Eidgenossen erhielten in diesem Frieden nur wenig, 10,000 Gulden Entschädigung und das Recht des Landgerichtes im Thurgau. Solothurn erlangte noch einige Gebietserweiterungen, wie Thierstein und Büren.*)

Schienen auch diese gewonnenen Vortheile höchst gering, so waren sie doch ungleich wichtiger, als diejenigen, welche man durch die Burgunderkriege errungen hatte. Für die Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche war gekämpft worden; der Sieg in diesem Kampfe, die Verwerfung der Wormser Beschlüsse trennte sie faktisch vom Reiche, und wenn es auch im Frieden von Basel nicht ausgesprochen wurde, wenn die Schweizer sich auch fortan Glieder des hl. römischen Reiches deutscher Nation nannten, so war ihre Unabhängigkeit doch eine vollendete Thatsache. Dadurch, daß ihr Bündniß mit Rhätien anerkannt wurde, erhielten sie eine Stütze im Osten, und durch die Erwerbung des Landgerichtes im Thurgau wurde erreicht, was der Pfaffenbrief angebahnt hatte: es wurde jede fremde Gerichtsbarkeit aus der Eidgenossenschaft entfernt. — Durch die Schwabenkriege war also die Schweiz selbstständiger geworden. —

44. Basel und Schaffhausen im ewigen Bunde mit den Eidgenossen. (1501)

Der Schwabenkrieg hatte aber noch weitere Folgen. Die Bürger von Basel hatten sich schon längst auf die Seite der Eidgenossen geneigt. Hatten ja diese wiederholt die Stadt gerettet, und hatten sie ja mit einander gegen Burgund gekämpft. Basel stand zwar unter dem Fürstbischofe der Stadt, hatte aber durch seinen Rath einen demokratischen Charakter. Schon früher wäre vielleicht ein ewiges Bündniß mit den Eidgenossen zu Stande gekommen, wenn nicht der Adel und das Domkapitel sich diesem Bunde widersetzt hätten. — Natürlich, dadurch wären ja ihre Vorrechte beeinträchtiget worden. Sie arbeiteten daher lieber an einer Vereinigung mit Oestreich; daher auch die großmüthigen Gaben, die sie den Kaiserlichen nach Dorneck

*) Durch den Baseler Frieden wurde auch das Wallis, das mit den Eidgenossen verbündet war, als unabhängig förmlich anerkannt. Siehe Anhang, Geschichte des Kantons Wallis!

sandten. Aber die Schwabenkriege entschieden auch da. Sie hatten Geld gekostet; neue Steuern mußten erhoben werden. Da wanderten die Adeligen in Masse aus, um die Kriegssteuer nicht bezahlen zu müssen. Die Bürger aber baten um Aufnahme in den ewigen Bund, weil sie sich dadurch am besten vor den immerwährenden Beeinträchtigungen des umliegenden Adels sichern zu können glaubten. Und wirklich, obschon Zug und Glarus Einwendungen machten, wurde Basel den 8. Brachmonat 1501 in die Reihe der eidgenössischen Orte aufgenommen, mit beinahe gleichen Rechten der ersten Bundesorte. Diese Vergünstigung hatte Basel seiner stets bewiesenen Treue, der schönen Lage als feste Grenz- und reiche Handelsstadt, die zugleich Universitätsstadt war, zu verdanken. Die Bürgerschaft von Basel aber fühlte eine solche Zuversicht auf diesen Bund, daß sie die bisherige zahlreiche Wache vom Stadtthore entfernte und, ihren Gegnern zum Spott, ein altes Weib mit einem Spinnrocken an deren Stelle setzte, welches nun den Zoll einnehmen mußte.

Dem Beitritte Basel's folgte bald auch der Schaffhausen's. Als Waffenplatz am Rhein, gewährte diese Stadt einen starken Schutz gegen Norden. Ihre Aufnahme wurde zwar von Schwyz und Unterwalden bestritten, weil man die stete Vermehrung der Städe fürchtete. Nichts desto weniger kam den 9. August 1501 ein ewiger Bund zu Stande und wurde Schaffhausen als zwölfter Ort der Eidgenossenschaft anerkannt.

Außerdem suchte man von allen Seiten die Gunst der Eidgenossen. Groß war jetzt ihr Ruhm, eben so groß, als vorher die Verachtung. Wo ein Schweizer hinkam, da war er der Gegenstand allgemeiner Neugierde. Ja, die ehemaligen Feinde der Eidgenossen bedauerten sogar, nicht lieber in ihren Reihen gekämpft, „als ihre Haut für Feiglinge auf's Spiel gesetzt zu haben, die keinem Schweizer in's Auge schauen durften.“ —

45. Neue Feldzüge in Italien.

Diesen ausgebreiteten Kriegsruhm wußten die Eidgenossen nicht gehörig zu benutzen; sie trübten und verwischten ihn vielmehr durch vielfache Verkäuflichkeit und Untreue. Der Söldnerdienst riß ärger ein, als je; es bildeten sich unter den Schweizern förmliche Parteien

für diese oder jene Macht, und mit Schaudern müssen wir vernehmen, daß oft Bürger gegen Bürger die Waffen führten. Wer den größten Sold gab, dem folgte man, ob auch seine Sache eine gerechte war oder nicht. Verrath kam nicht selten vor, wenn er nur die Habsucht befriedigte. — Umsonst suchte die Tagsatzung wiederholt dem Unwesen zu steuern; sie besaß zu wenig Festigkeit, und das fremde Geld klang auch den Tagherren gar zu angenehm, als daß sie ihm hätten widerstehen können. Schade! — die Schweiz hätte vermöge ihres kriegerischen Rufes die Mitlenkerin der europäischen Geschicke werden, sie hätte sich ein einflußreiches Ansehen verschaffen und ein nicht unwichtiges Wort in die Angelegenheiten fremder Staaten reden können: hätte sie sich in stolzem Selbstbewußtsein ferne gehalten von jener niedrigen Geldsucht, hätte sie sich vielmehr, erhaben über ihre inneren Zwistigkeiten, zu einem einzigen Ganzen zu vereinigen gesucht. So aber griffen die Parteiungen immer mehr um sich; an eine gemeinsame Verfassung, die Ruhe und Ordnung hätte schaffen können, dachte Niemand, und es war somit unmöglich, ein höheres Ansehen zu gewinnen, da die Schweiz zu einem käuflichen Werkzeuge fremder Machthaber herabsank.

Ludwig XII., König von Frankreich, welcher von seiner Mutter her Ansprüche auf das Herzogthum Mailand machte, nahm es im Jahre 1499 ein. Der vertriebene Herzog aber, Maurus Sforza, wurde von den Schweizern unterstützt und kehrte bald wieder in seine Hauptstadt
zurück. Die französische Besatzung wurde nach Novara zurückgedrängt, 1500
und bald eilte Ludwig selbst mit einem zahlreichen Heere, in welchem ebenfalls eine Menge Schweizer dienten, zum Entsatze herbei. Die Schweizer des Herzogs von Mailand riethen diesem, Novara zu verlassen, und als sich der Herzog weigerte, überlieferten sie den unglücklichen Fürsten dem Könige, der ihn in einem Kerker seines Reiches sterben ließ. — Alles war entrüstet über solchen Verrath, und die Tagsatzung gab sich den Anschein, als wolle sie die Verbrecher bestrafen. Ein gemeiner Soldat von Uri wurde auch wirklich hingerichtet; dagegen ließ man die Hauptverbrecher am Leben und beschloß nach einer fünfzehnjährigen Untersuchung, man wolle den Verrath von Novara verborgen halten.

Bald nachher entzweite sich Frankreich mit den Orten; die Einen forderten alte Rückstände von Karl's VIII. Regierung her; die

andern, besonders Uri, verlangten die Zurückgabe Bellinzona's. Trotz des Verbotes der Tagsatzung zogen diese Unzufriedenen über die Alpen und nahmen ohne weiters Locarno und Bellinzona ein. Ludwig sah sich gezwungen, letztere Stadt an Uri, Schwyz und Unterwalden
1503 wieder abzutreten, um nicht die ganze Lombardei zu verlieren; den Uebrigen warf er 300,000 Kronen hin*).

Die Tagsatzung schien einzusehen, daß auf solchem Wege die Schweiz kein Glück finden werde und daß die überhandnehmende Entsittlichung vollends allen Wohlstand untergraben müsse. Daher schwur sie, die Jahrgelder und den Lohndienst bei Todesstrafe abzuschaffen. — Aber Ludwig wußte mit klingendem Golde diesen Schwur zu übertönen. Anstatt daß der Söldnerdienst aufhörte, gab sich die Schweiz, die so sehr ihre eigene Freiheit liebte und für dieses Gut Kampf und Tod nicht scheute, sogar zur Unterdrückung gleichgesinnter, unabhängiger Staaten her.

Die mächtige Republik Venedig war den italienischen Fürsten längst ein Dorn im Auge und wurde daher unter Leitung des französischen Königs Ludwig mehrmals bekriegt und mit Hülfe schweize-
1509 rischer Truppen wiederholt geschlagen. Umsonst hatte das unglückliche Venedig bei den Eidgenossen um Hülfe nachgesucht. Der Löwe des hl. Markus konnte nicht so viel bezahlen, als die gelben Lilien Frankreich's.

Bald verweigerte Ludwig auch die Entrichtung der Jahrgelder, und das rief wieder eine mächtige Erbitterung gegen ihn hervor. Um so eher gelang es dem Pabste Julius II., durch Vermittlung des geistreichen Prälaten Matthäus Schinner ein Bündniß mit den Eidgenossen zu Stande zu bringen. Sechstausend Mann zogen hin,
1510 um die Franzosen aus der Lombardei zu vertreiben, mußten aber verschiedener Unfälle wegen erfolglos sich zurückziehen. — Aber Julius gab nicht nach; die Franzosen mußten fort, und zu diesem Zwecke stiftete er die hl. Ligue oder den hl. Bund zwischen Spanien, England und Venedig, und gab sich alle Mühe, auch die Eidgenossen
1512 dazu zu bewegen. Frankreich siegte über seine Truppen bei Ravenna. Da wandte sich der Pabst auf's Neue zu den Eidgenossen, und am 29. April 1512 beschloß die Tagsatzung, der Auszug sei sofort anzu-

*) Eine Krone galt 25 alte Batzen.

ordnen. Zwanzigtausend Schweizer zogen über die Alpen; in sieben Wochen war die ganze Lombardei befreit und Maximilian, der Sohn des zu Novara verrathenen Fürsten, saß wieder auf dem herzoglichen Thron von Mailand. Dafür schenkte ihnen der Pabst feierlich den schönen Titel: „Befreier Italien's und Beschirmer der Freiheit der christlichen Kirche." Zudem wurden ihnen die Herrschaften Lugano, Locarno und Domo abgetreten.

Das knüpfte die Schweiz noch fester an die hl. Ligue, und als im folgenden Jahre König Ludwig nochmal versuchte, das Herzogthum Mailand zu erobern, da zogen auch die Eidgenossen wieder aus und zerstörten in der Schlacht bei Novara die französische 6. Juni 1513
Macht zum zweiten Male. Achttausend Franzosen mußten den Verlust von nur fünfzehnhundert Eidgenossen mit dem Leben bezahlen.

Die Schlacht bei Novara erhob die Schweizer auf den höchsten Gipfel des Ruhmes. Ihre Macht war gefürchtet; sie waren das erste Kriegsvolk Europa's; sie galten für unüberwindlich. Doch es sollte anders kommen.

46. Appenzell der XIII. Ort der Eidgenossenschaft. (1513)

Im gleichen Jahre, in welchem die Eidgenossenschaft sich solchen Ruhm erkämpfte, wurde auch ihr Bund durch Aufnahme eines neuen Ortes erweitert.

Wir haben früher gesehen, wie die Appenzeller im Jahre 1411 in's Landrecht der Eidgenossenschaft gekommen waren. Dadurch waren sie von den übrigen Orten abhängig. Im Jahre 1510 hatte Appenzell das Gesuch an die Tagsatzung gestellt, man möchte ihr früheres Bündniß ändern und sie zu einem selbstständigen, freien Orte erheben. Zwar machte der Abt von St. Gallen, ihr alter Feind, Schwierigkeiten; nichts desto weniger wurde in Betracht der geleisteten Dienste diesem Gesuche entsprochen und Appenzell den 17. Dezember 1513 als freier Ort in den ewigen Bund aufgenommen. Hiemit war die Zahl der dreizehn alten Orte vollständig und vermehrte sich nicht mehr bis zum Jahre 1798.

47. Matthäus Schinner.

In dieser Zeit treffen wir auf einen höchst wichtigen Mann. Obschon er keinem der zwölf Orte angehört, so spielt er doch eine so hohe Rolle in den Unternehmungen der Eidgenossen, daß wir ihm hier einige Zeilen gönnen müssen. Es ist der Kardinal Matthäus Schinner.

Die Urtheile über diesen Mann sind verschieden. Während ihn die Einen mit einem Nikolaus von der Flüe, einem hl. Bernhard, einem Winkelried vergleichen und fast vergöttern, wird er von Andern gemeiner Umtriebe und Niederträchtigkeiten beschuldigt. Wie dem auch sei, so viel steht fest: der Kardinal Schinner war eine der geistreichsten und größten Gestalten unserer Geschichte, ein vollendeter Staatsmann, ein kräftiger Krieger und ein umsichtiger Vorsteher der Kirche.

Schinner wurde im Dorfe Mühlibach im Zehnten Goms geboren. Seine Eltern waren so arm, daß er als Student zu Sitten, Zürich und Bern durch Singen auf den öffentlichen Plätzen sein Auskommen suchen mußte. Zuerst bekleidete er das Amt eines Pfarrers zu Mühlibach; dann wurde er seiner Verdienste wegen und durch Vermittlung
1504 des Bischofes Supersax selbst auf den bischöflichen Stuhl zu Sitten erhoben. Dadurch hatte er eine große Wichtigkeit im europäischen Staatenleben erlangt. Denn der Bischof von Sitten war damals, so zu sagen, der Herr des Walliser Landes, und von ihm hieng es ab, diese Pforte Italien's zu schließen oder zu öffnen. So hatte der vorletzte Bischof, Jost von Silenen, zu Gunsten Frankreich's von diesem Rechte Gebrauch gemacht. — Matthäus Schinner entschied sich bald für den Pabst Julius II.. Von jetzt an verfolgte er nur mehr zwei Gedanken. Einmal wollte er das Wallis dem Einfluße Frankreich's entreißen und sodann den Pabst nach Kräften unterstützen, um die Franzosen von der italienischen Halbinsel zu vertreiben. Diesen zwei Planen lebte er fortan; für sie dachte, schrieb und kämpfte er, für sie warb er eidgenössische Krieger, und von seinem Schlosse Majoria herab spähte er mit Adleraugen nach jeder Gelegenheit, sich auf den Feind zu stürzen und der Kirche zu nützen. — Und mit dem Allem verband er eine solche hinreißende Beredsamkeit, daß ein französischer König von ihm berichtet: „Dieser Krieger mit der Tonsur

hat mir mit seiner Zunge mehr zu schaffen gegeben, als die langen Picken seiner Landsleute." — War es also ein Wunder, wenn die Eidgenossen schaarenweise seinen Werbungen folgten? — Julius II. sah wohl ein, welcher Gewinn aus dem Talente dieses Mannes für ihn erwachsen mußte, und erkannte die Wichtigkeit, diesen einflußreichen Staatsmann der christlichen Kirche verbindlich zu machen. Darum beschenkte er ihn mit dem Kardinalshute, dem ersten und letzten, der das Haupt eines Schweizers bedeckte.

Sein Geburtsland, das Wallis, war längst mit den Eidgenossen verbündet; durch diese hatte es seine selbstständige Stellung erlangt, und wenn es auch nicht im ewigen Bunde war, so wurde es doch als zugewandter Ort mit zu der Eidgenossenschaft gerechnet und gehörte auch zufolge seiner gleichen Denkungsart und seiner geographischen Lage dazu. Und das Wohl dieses gesammten Vaterlandes hatte Schinner stets im Auge; für die Ehre seiner Nation stets bedacht und unbestechlich in dieser Hinsicht, strebte er dahin, seinen Landesbrüdern vor allen andern Völkern den Vortritt zu verschaffen, sowohl im Kriegswesen, als auch durch den Einfluß als Staatskörper.

48. Die Riesenschlacht bei Marignano. (1515)

Kaum hatte der ruhmvolle Sieg bei Novara über die Franzosen die Unbesiegbarkeit der schweizerischen Waffen in den europäischen Landen verkündet, als schon wieder Werbungen für Frankreich geschahen. Besonders war es Rudolf Hetzel von Bern, welcher gegen das Verbot der Tagsatzung dem König mehrere hundert Mann zuführte. Das rief eine gefährliche Empörung hervor. In allen Kantonen zugleich erhob sich das Volk, besonders gegen die Austheiler des französischen Geldes. „Nieder mit den Kronenfressern!" tönte es von allen Seiten, und kaum vermochte das Blut mehrerer Rathsherren den Tumult zu stillen. — In Luzern zerstörten die Bauern die Gärten vor den Mauern der Stadt und lebten zwei Tage lang 1513
meist von Nüssen und Zwiebeln, weshalb dieser Aufruhr hier der „Zwiebelnkrieg" genannt wurde. — Erst als die Obrigkeiten versprochen hatten, keine Privatpensionen mehr anzunehmen und das Geld der Bündnisse mit ihnen zu theilen, kehrten die erzürnten Landleute zur Ordnung zurück. Aber der Haß gegen Frankreich war dadurch

noch nicht gestillt. Mit Freuden begrüßten sie den Beschluß des deutschen Kaisers, England's und Arragonien's, einen Einfall in Frankreich zu machen. Dreißigtausend Schweizer und Kaiserliche zogen gegen Dijon. Allein einige schweizerische Anführer ließen sich bestechen; man versprach ihnen 400,000 Thaler, und nachdem man ihnen als Gewährleistung Geiseln gegeben, hatten die Eidgenossen nichts Eiligeres zu thun, als wieder heim zu ziehen. Aber bald sahen sie den Betrug ein. Unter den Geiseln war ein Einziger von einigem Vermögen; von ihm erhielten sie als Lösegeld statt der 400,000 Thaler 40,000.

Das erzürnte das Volk auf's Neue, und kaum konnten die Regierungen es verhindern, daß man verheerend wieder in Frankreich einfiel. Um so leichter wurde es dem Kardinal Schinner *), ein schweizerisches Heer gegen Frankreich nach Italien zu rufen.

Als nämlich Ludwig XII. starb, so erhob sein Nachfolger, Franz I., neue Ansprüche auf Mailand. Unter dem Oberbefehle des Kardinals
1515 zogen sofort 30,000 Eidgenossen nach Italien und stellten sich am Fuße der Alpen auf. Schon rüstete man sich zum Kampfe; da weigerten sich die Züricher, daran Theil zu nehmen; umsonst ermahnten Schinner und der Feldgeistliche Ulrich Zwingli die Schweizer zur Schlacht. Franz I. nahm ohne Schwertstreich Piemont und unterhandelte zu Galera mit den schweizerischen Heerführern. Der Friede war geschlossen; schon wollten 12,000 Eidgenossen wieder heimziehen; — da ertönt der Hilferuf der päbstlichen Reiterei, welche mit einer Abtheilung Franzosen das Gefecht begonnen hatte. Sogleich eilten die Waldstätten hinzu; die übrigen eben marschfertigen Krieger wollten ihre Brüder nicht im Stiche lassen und nöthigten ihre Hauptleute, sie zurückzuführen. Es war am 13. Herbstmonat 1515; die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als das gesammte eidgenössische Heer nach Marignano ausrückte, wohin Schinner schon vorausgeeilt war.

Geräuschlos zogen die Schweizer vorwärts, wie gewöhnlich in drei Schlachthaufen geordnet. Der Bürgermeister Markus Röust

*) Während der letzten Unruhen war Schinner selbst nach London geeilt, um mit dem Parlamente ein Bündniß zwischen England und der Schweiz zu berathen, welches jedoch durch Frankreich's Einfluß hintertrieben wurde. Das sind die ersten Spuren von unmittelbaren diplomatischen Beziehungen zwischen Großbrittannien und der Schweiz.

von Zürich führte den rechten Flügel; der linke stand unter dem Schultheißen Jakob von Hertenstein von Luzern; das Mitteltreffen wurde befehligt von den Landammännern Im Hof und Püntiner von Uri, Ulrich Kätzi von Schwyz und Würsch von Unterwalden. Ihr Geschütz bestand aus vier einzigen Wagenbüchsen, welche der erfahrene Pontely von Freiburg leitete.

Im Anblick der untergehenden Sonne warfen sich diese Kriegshaufen auf die Knie und verrichteten das Schlachtgebet. — Jetzt gab Pontely durch den Donner seiner Büchsen das Zeichen zum Angriff. Muthig und in geschlossenen Reihen rückten die Schlachthaufen mit ihren gefällten, achtzehn Fuß langen Picken vorwärts, gleich einem lebendigen Speerwalde. Das feindliche Geschütz donnerte, der Angriff begann. — Da ließ sich der Ammann Steiner von Zug, welcher die Vorhut befehligte, drei Erdschollen reichen. Und im Vorgefühle eines heißen Kampfes warf er sie kreuzweise über seine Krieger und sprach mit feierlichem Ernste: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes! — Eidgenossen! vergesset Eure Heimath; denn hier soll unser Kirchhof sein — oder der Sieg! — Gedenket der Altvordern! kämpfet muthig! Unverzagt vorwärts!" — Diese kräftigen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Mit fester Entschlossenheit rückten die Eidgenossen an den Feind, seine Reihen mit unwiderstehlichem Drucke vor sich her drängend. Aber auch König Franz hatte ein tapferes Heer; darunter war besonders die sogenannte Höllenschaar, in schwarzer Rüstung und furchtbar anzusehen. Aber auch diese wurde zurückgedrängt. Dreißigmal versuchten die Franzosen mit vereinter Macht, diese unerschütterliche Masse zu sprengen; dreißigmal wurden sie von den Schweizern zurückgeworfen. Furchtbar waren die Anstrengungen der Franzosen, doch umsonst. Gaskonier, Basken, deutsche Lanzknechte *), Alles muß dem gewaltigen Drucke der Eidgenossen weichen. Blutdürstig bohren sich die schweizerischen Speere in die Herzen der Feinde; racheschnaubend sausen die Picken auf die französischen Krieger, und die tapfersten Edelleute fallen als Opfer der Schlachtwuth. — Hier wird Bayard, der Ritter

*) Lanzknechte nannte man die deutsche, vom Kaiser Maximilian gebildete Infanterie, welche, wie die Schweizer, mit Lanzen bewaffnet war. Solche Krieger hatte Franz als Freiwillige im Solde.

ohne Furcht, von seinem Rosse gestürzt und flieht — zum ersten Male. — Die Waffenrüstung des Königs wird von den gewaltigen Lanzenstichen eingebogen; ob er auch ringt wie ein Löwe, ob er seine Schaaren auch anfeuert zum muthigen Kampfe, selbst an die gefährlichsten Orte hineilend: — er kann es nicht hindern, daß die Schweizer eine französische Batterie wegnehmen und sofort gegen die Seinigen wenden. — Durch die einbrechende Nacht wird das Schauspiel noch grauenvoller; hier metzeln in blinder Wuth die Kämpfenden sich nieder; dort durchblitzt verderbenspeiendes Kanonenfeuer das Dunkel der Nacht, und der Donner des Geschützes sucht auf Augenblicke das Geschrei der Kämpfenden, das Aechzen der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden zu übertönen. — Und über all' diese Schauderszenen blickt aus stiller Höhe der falbe Mond hernieder, als wolle er die Ringenden zum Frieden mahnen. —

Endlich, es war eine Stunde vor Mitternacht, da trennten sich die Kämpfenden, um auszuruhen und neue Kraft zu sammeln. Die Heere blieben in ihrer Stellung; jeder schlief auf dem Platze, den er im Kampfe eingenommen hatte, Franz I. auf einer Laffette. Da glaubte Mancher, er habe einen Freund zur Seite und redete ihn an; statt der Antwort erhielt er einen tödtlichen Hieb. — Die schweizerischen Anführer sammelten sich um ein Wachtfeuer, und während ringsum die Verwundeten ächzten, beriethen sie sich, was zu thun sei. Schinner rieth, sich nach Mailand zurückzuziehen, da man für die Ehre genug gethan habe. Aber diese kluge Meinung fand wenig Anklang. — Hie und da blitzte eine schwere Geschützladung der Franzosen herüber und zerstreute allmälig den Kriegsrath.

Blutroth gieng die Morgensonne auf. Schon hatte Franz I. sein Heer wieder geordnet; da erklangen auch die Schlachthörner von Uri und Unterwalden und gaben das Zeichen zum zweiten Angriffe. Und mit mörderischer Gewalt, als hätte sie der frühere Kampf gar nicht ermüdet, rückten die Eidgenossen wieder gegen die Franzosen. War am Abende die Schlacht furchtbar gewesen, so wurde sie es jetzt doppelt. Unermüdet eilte Franz von Schaar zu Schaar und begeisterte durch Wort und That seine Krieger. Muthvoll hielt seine Reiterei dem gewaltigen Anstürmen der Eidgenossen Stand. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Kanonen donnerten; Kugeln und Pfeile flogen wild durcheinander und verfinsterten die Sonne. Das

Handgemenge wurde schrecklich. Eidgenossen, denen mehrere Pfeile in tödtlichen Wunden hafteten, drangen mit übermenschlicher Kraft auf den Feind; dieser aber ersetzte seine ermüdeten Krieger immer wieder mit neuen, die noch nicht gekämpft hatten. Es fielen der Graf von Guise, der Fürst von Talmont und eine Menge hochstehender Männer des französischen Heeres; es sank aber auch der greise Hauptmann Ulrich Kätzi von Schwyz, der sterbend noch die Seinen anfeuerte und nicht zu kämpfen aufhörte, bis er all' sein Blut durch die Wunden verloren hatte. Hier starben den Heldentod ein Tschudi von Glarus, der Ammann Püntiner und die beiden Im Hof von Uri. Werner Steiner von Zug stritt wie ein Riese und gab seinen beiden Söhnen, die ihm in den Kampf gefolgt waren, das herrlichste Beispiel der Tapferkeit. Die Beiden blieben auf dem Kirchhofe, welchen ihr Vater geweiht hatte. Werner sah sie sterben und kämpfte, stolz auf ihren Heldentod, noch einmal so muthig.

Solchen übermenschlichen Anstrengungen der Eidgenossen konnte das französische Heer in die Länge nicht genugsam widerstehen. Langsam und hartnäckig, aber auf allen Punkten begannen die Franzosen zu weichen. Todbringend donnerten immerfort die Büchsen der Eidgenossen; noch eifriger setzten die Schweizer dem Feinde zu; rastlos eilte Schinner von Truppe zu Truppe, beseelte die Erschöpften mit neuem Muth und begeisterte die Kämpfenden zu Heldenthaten. Schon war es Mittag, — der Sieg schien errungen. Da ertönte plötzlich im Rücken der Eidgenossen der Schlachtruf: „Santo Marko! Santo Marko!" und ein venetianisches Heer stürzte auf sie ein. An Sieg war jetzt nicht mehr zu denken. Eiligst ordneten die Anführer ihre Schaaren zu einem ehrenvollen Rückzuge, der in der schönsten Ordnung begonnen wurde. Die Eidgenossen bildeten ein großes Viereck, nahmen die Verwundeten, die eroberten Banner und ihr Geschütz in die Mitte und setzten sich in stolzer Haltung in Bewegung. Unter unsäglichen Mühsalen gieng es nach Mailand; tiefe Gräben und sumpfige Gegenden hielten sie auf und nur langsam kamen sie vorwärts, ohne jedoch von Franz I. verfolgt zu werden. Dieser befahl aus Achtung vor ihrer Tapferkeit, sie zu schonen. Indessen mußten viele Verwundete zurückgelassen werden, und da geschahen wieder Wunder von Tapferkeit. Hans Bär von Basel, dem eine Kugel beide Beine fortgerissen hatte, versuchte unerhörte Anstrengungen, seine

Fahne zu retten; Mauritz Greber von Appenzell riß die Seinige von der Stange und verbarg sie in seinem Busen. — In diesem Getümmel gieng auch das schwer mit Silber beschlagene Urihorn verloren, das einst Karl den Kühnen so erbeben machte.

Vor wenigen Jahren halfen Eidgenossen die Republik Venedig stürzen; jetzt zerstörte ein venetianisches Heer das gewohnte Kriegsglück der Schweizer. —

Mit zerrissenen Bannern, bedeckt mit Staub, Schweiß und Blut, gequält von Hunger und Durst, erschöpft von Mühseligkeiten aller Art, zogen die Eidgenossen in Mailand ein. Mit einem Verluste von mehr als 6000 Mann kehrten sie bald in ihr Vaterland zurück. Franz I. hatte mindestens ebensoviel Mannschaft zu beerdigen. — Noch am gleichen Abende meldete er seiner Mutter den Sieg und fügte die größten Lobpreisungen für die Tapferkeit der Schweizer hinzu. Der französische Feldherr Trivulzio aber sagte: „Ich habe achtzehn Schlachten beigewohnt; es waren nur Kinderspiele im Vergleich mit dieser; diese Schlacht war eine Riesenschlacht!" —

49. Ewiger Friede mit Frankreich. (1516)

Die ersten Nachrichten über die Schlacht bei Marignano lauteten in der Eidgenossenschaft günstig. Um so größer war das Erstaunen und die allgemeine Trauer, als die Schweizer heimkehrten und der wahre Ausgang der Schlacht bekannt wurde. Mit der Trauer kam auch die Erbitterung, und die unruhigen Auftritte, welche dem unglücklichen Feldzuge vorausgegangen waren, erneuten sich. — In
Im Dez. 1515 Zürich drang sogar das Landvolk in die Stadt, erzwang die Bestrafung einiger verdächtiger Hauptleute, verübte allerlei Unfug und aß bei dieser Gelegenheit den Krämern alle Kuchen weg. Das war der Lebkuchenkrieg. — An vielen Orten griff man zu den Waffen, um die verletzte Volksehre zu rächen. Andere lobten die Macht des Königs Franz I. und meinten, es sei nicht recht gewesen, daß man gegen einen so großmüthigen Fürsten zu Felde gezogen sei. Noch Andere ergossen sich in Flüchen und Verwünschungen über den Kardinal Schinner, der nach ihrer Meinung allein Schuld war an dem Unglücke der Schweizer. — Ein gefährlicher Zwist, gefährlicher als je, drohte der Eidgenossenschaft, da die Einen verlangten, daß man

sich mit Frankreich aussöhne, die Andern aber sich an den deutschen Kaiser anschließen wollten, um ihre zu Marignano getödteten Brüder zu rächen.

Die Tagsatzung verhandelte, was zu thun sei. Sie selbst war jedoch so entzweit, daß sie sich in zwei feindliche Räthe theilte, von denen der Eine zu Baden, der Andere zu Luzern tagte. — Aber der alte Lutschbeutel der Eidgenossen, das Gold Frankreich's, stillte die Gemüther und vereinigte zuletzt alle Orte. Ein ewiger Friede mit Frankreich wurde nun berathen. Nachdem die bezügliche Urkunde in Freiburg unterzeichnet worden war, überbrachte sie der Schultheiß dieser Stadt, Peter Falk, dem Könige Franz I., welcher sie am 29. Wintermonat 1516 in der Kirche Notre-Dame zu Paris bestätigte.

Dieser Friedensvertrag verpflichtete den König, den Schweizern die 400,000 Kronen für den Zug nach Dijon zu bezahlen; überdies mußte er entweder Bellenz an die drei Länder, — Lugano, Locarno, das Veltlin u. s. w. an sämmtliche Orte abtreten, oder aber 300,000 Kronen für den Zug nach Italien bezahlen. Außerdem erhielt jeder Ort ein Jahrgeld von 2000 Franken. Die Handelsfreiheiten der zu Lyon niedergelassenen Schweizer wurden bestätiget. — Dagegen verpflichteten sich die Eidgenossen, den Feinden des Königs keinen Schutz zu gewähren, gegen denselben in keine Kriegsdienste zu treten und selbst ihren Verbündeten die Hülfe zu versagen, wenn diese den König angreifen sollten. Auch die zugewandten Orte, wie St. Gallen, Wallis ꝛc., durften die Vortheile dieser Verträge genießen, je nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit und Ausdehnung.

Dieser Vertrag bildet die Grundlage aller später mit Frankreich geschlossenen Verträge. Umsonst hatte der Kardinal Schinner diesen Frieden zu verhindern gesucht. Die großartigen Plane dieses Mannes, der seinem Vaterlande die Rolle eines Schiedsrichters in Italien und in der europäischen Politik hatte verschaffen wollen, waren für immer dahin. Mit Recht nennt Chateaubriand diesen Frieden einen Vertrag, der den Schweizern nur die Ehre ließ, ihr Blut für Frankreich zu vergießen.

Schinner selbst wurde vom Unglücke verfolgt. Supersax, derselbe, welcher ihm auf den bischöflichen Stuhl verholfen, wurde sein erbittertster Gegner. Von diesem verfolgt, von der Matze gehetzt, mußte er verkleidet fliehen und fand Zuflucht in Zürich. Hier versuchte er

nochmals, seine Plane durchzuführen. Ihm und seinem Freunde Zwingli gelang es, daß wenigstens Zürich sich nicht ganz an Frankreich hingab, sondern ein Bündniß mit Oestreich schloß, und daß die Tagsatzung sich bei der neuen Kaiserwahl zu Gunsten Karl's von
1519 Oestreich aussprach. Denn neben Karl hatte sich auch Franz I. von Frankreich um die römische Kaiserkrone beworben.

Noch einmal zog Schinner an der Spitze von 6000 Schweizern in die Lombardei und trug zur Vertreibung der Franzosen Vieles bei. Dadurch wollte er seinem Vaterlande die verlorne Geltung wieder verschaffen. Umsonst. — Der große Mann starb bald zu Rom, den 30. Herbstmonat 1522.

50. Rückblick auf das 15. Jahrhundert.

Wieder ein Jahrhundert schwebte an unserm Geiste vorüber, ein Jahrhundert des Heldenthums, des Ruhmes, aber auch der Geldgier und der wachsenden Sittenverderbnisse. Parteiungen im Innern, Eifersucht der Orte, Ehrgeiz einzelner Männer bringen das Vaterland in mancherlei Gefahren, aus denen es jedoch durch seine Tapferkeit im Kampfe ruhmvoll hervorgeht. Gleich im Anfange des Jahrhunderts sehen wir die Eidgenossenschaft von ihrer geraden Denkweise zum ersten Male abweichen und den Aargau erobern. Uneinigkeit und Eifersucht begleiten sie auf ihren Zügen nach Italien und eröffnen in Verbindung mit dem Ehrgeize zweier Männer das so furchtbare Drama des alten Zürichkrieges. Da finden wir den Mord bei Greifensee gerächt durch die ehrenvolle Niederlage bei St. Jakob und vernehmen, wie sich der Ruhm der Schweizerwaffen in die umliegenden Lande verbreitet. Günstige Umstände werden benutzt, den Thurgau zu erobern und so die östreichische Hausmacht in der Schweiz zu zerstören. Aber verblendet von dem Golde schmeichlerischer Fürsten wissen die Eidgenossen ihren Ruhm nicht zu benutzen, und der einreißende Söldnerdienst bringt neue Unordnung und reißt das Vaterland an den Rand des Verderbens. Aber wieder geht es siegreich daraus hervor in den Schlachten von Granson und Murten. Unermeßliche Reichthümer sind seine Beute, aber auch die Ursache unseligen Haders. Und da, mitten in der Zeit der Sittenlosigkeit und der Unordnung, erscheint eine ehrwürdige Gestalt,

verwandelt den Tag der Feindschaft in Stanz in einen Tag des Friedens und bewirkt, daß sich die Eidgenossenschaft um die Orte Freiburg und Solothurn vergrößert. Mitleidig blicken wir dann nach Zürich und bedauern Waldmann's trauriges Geschick. Dann sehen wir die Schwaben besiegt und freuen uns über die errungene Unabhängigkeit vom deutschen Reiche und über die Erweiterung des Bundes durch den Beitritt von Basel und Schaffhausen, welchem bald auch die Aufnahme von Appenzell folgt. Schnöde Geldsucht treibt die Eidgenossen wieder nach Italien; die Schlacht von Novara hebt sie auf den Höhepunkt des Ruhmes; Schinner verschafft ihnen mächtigen politischen Einfluß, bis nach verzweifeltem Ringen bei Marignano ihre Bedeutung fällt und durch den ewigen Frieden mit Frankreich vollkommen gefesselt wird. Wir sehen überhaupt eine seltene Rührigkeit, eine allseitige Thätigkeit, die, angetrieben durch jene Zeit wichtiger Entdeckungen und Erfindungen, gar Vieles im politischen und gesellschaftlichen Leben umgestalten und eine neue Zukunft vorbereiten mußte. —

Werfen wir einen Blick in die Politik der Eidgenossenschaft! — Früher kämpfte man nur für die Unabhängigkeit und Freiheit; im 15. Jahrhundert sind Erweiterung des Gebietes, Herrschaften, Beute und Kriegsruhm das Ziel der Schweizer. Hatte sich früher die Tagsatzung nach der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes je auf Einen Tag versammelt, um in einfacher Sprache das Wohl des Landes zu berathen, so waren es jetzt wiederholte, oft wochenlange Sitzungen, welche von immer wachsendem Aufwande begleitet und von fremden Gesandten besucht, nicht allein des Landes Zustände besprachen, sondern die Schicksale Burgund's und Italien's, Lothringen's und Savoyen's, sogar Ungarn's beriethen. Besonders in letzter Zeit waren diese eidgenössischen Zusammenkünfte so zahlreich, daß einzig im Jahre 1515, neben den Jahrrechnungen zu Baden, in verschiedenen Orten zusammen über dreißig Tagsatzungen gehalten wurden. Seit dem Tage zu Stanz fieng man auch an, ausführlicher das Ergebniß der Verhandlungen aufzuzeichnen, während früher die Beschlüsse einfach in Urkunden niedergelegt wurden.

Der eidgenössische Bund hatte sich erweitert; zu den acht Orten waren fünf neue hinzugekommen. Wie früher bildete jeder dieser Orte einen selbstständigen Staat, und hatte jeder einzelne Bund

seine von den Bündnissen der übrigen durchaus unabhängigen, oft sogar verschiedenen Bestimmungen. Das allgemeine Bundesrecht aber bestand in gemeinsamen Verordnungen und in den Bundesbriefen. Die erste gemeinsame Verordnung war der Pfaffenbrief vom Jahre 1370. Er legte den Grund zur Losreißung vom deutschen Reiche. Dann folgt der Sempacherbrief, welcher das erste gemeinsame Kriegsgesetz enthielt, und endlich das Stanzerverkommniß, wodurch das Verhältniß der einzelnen Bundesglieder zum Bunde, und die Pflichten der Obrigkeiten gegen die Landleute und die Bürger bestimmt wurden. Unter den Bundesbriefen war der wichtigste der ewige Bund von Brunnen vom Jahre 1315, welcher die drei Waldstätten unter sich zu gleichen Eidgenossen verband. An ihn schließen sich alle übrigen Bundesbriefe, nur mit dem Unterschiede, daß sie die vertragknüpfenden Orte unter einander weniger verbanden.

Es gab aber außer diesen eigentlich eidgenössischen Bünden noch eine Art Schutzbündnisse, die man mit den zugewandten Orten geschlossen hatte. Solche Orte waren; die Städte St. Gallen, Biel, Mühlhausen, Rotwyl; die drei Bünde in Rhätien; dann Wallis, das Fürstenthum Neuenburg und die Stadt Genf. Auch der Bischof von Basel und der Abt von St. Gallen hatten mit den Schweizern Bündnisse geschlossen. Diese Städte, Länder und Herren standen unter dem Schutze der Eidgenossen oder auch nur einzelner Orte und hatten keine besondern Pflichten, außer in Kriegsgefahr Mannschaft zu stellen.

Eine den Eidgenossen untergeordnete Stellung nahmen die gemeinen Herrschaften ein, die theils von allen, theils nur von einzelnen Orten gemeinsam verwaltet wurden. Solche waren: eine Zeit lang das Eschenthal; dann Baden, Bremgarten und Mellingen im Aargau; der Thurgau; die Grafschaft Sargans, die Stadt Rapperswyl; Bellenz, Lauis u. s. w. — So füllte die Eidgenossenschaft durch ihre Schutzbündnisse mit den zugewandten Orten und durch ihre gemeinsamen Herrschaften die natürlichen Grenzen der Schweiz schon damals vollständig aus. Aber wie Vieles mußte sich noch umgestalten, bis unser Vaterland auf jene Stufe der Einheit gelangte, auf welcher es jetzt steht! Wer hätte auch damals an eine gemeinsame Verfassung, wer an eine staatliche Einheit denken können, wo die Verfassungen der einzelnen Orte so verschieden waren und die Bundesbriefe und Schutzbündnisse einen so individuellen Charakter trugen? —

So verschieden indessen die einzelnen Verfassungen waren, so lassen sie sich doch in zwei Hauptgruppen eintheilen. Die Städte hatten nach und nach theils durch Kauf, theils durch Eroberungen Ländereien an sich gebracht und so ihr Gebiet rings um die Stadt erweitert. Diese Gebiete betrachteten sie als ihr Eigenthum. Die Bürger der Stadt waren die Herrscher, das Landvolk die Unterthanen, und wenn dieses Verhältniß auch da und dort sich etwas änderte, so entwickelte sich doch im Allgemeinen die Geschlechtherrschaft oder Aristokratie. — Anders waren die Verhältnisse in den Ländern. Auch hier waren ursprünglich nur die besitzenden Geschlechter freie Landleute; aber die dienstpflichtigen Bewohner waren so zahlreich und vermehrten sich so sehr, daß sie bald für das öffentliche Leben nicht geringe Bedeutung erhielten und die Landsgemeinde bald alle Landesbewohner ohne Unterschied umfaßte. So entwickelte sich in den Ländern die Volksherrschaft oder Demokratie.

Dieser Gegensatz rief vielerlei Unruhen hervor. Einerseits blickten die Unterthanen der Städte mit neidischem Auge auf die freien Leute in den Ländern und suchten sich immer mehr von ihren Herrschern loszuwinden; anderseits zerfiel die Eidgenossenschaft in zwei Gruppen, die sich mit eifersüchtigen Blicken betrachteten. Beide strebten, obwohl auf verschiedenen Wegen, nach dem gleichen Ziele. Dieses Ziel war Erhaltung und Befestigung der Unabhängigkeit, und sobald diese bedroht war, fiel auch der Gegensatz im Innern, und beide Theile erhoben sich dann mit vereinter Kraft gegen die gemeinsame Gefahr. Dann wurde eiligst die Mannschaft ausgehoben, und weil man für die Freiheit, das heißt um Haus und Herd kämpfte, geschah diese Aushebung nach den Feuerherden. Selbst Wittwen hatten einen Mann zu stellen. Da zog der Hausvater die Rüstung an, setzte die Beckelhaube auf sein Haupt, legte den Harnisch um, schnallte das Armzeug und die Beinstöße fest, um so vor den Hieben des Feindes geschützt zu sein. Sodann wurden Spieß, Hellebarde und Armbrust vom Nagel oberhalb der Stubenthür heruntergenommen. An die Stelle der Hellebarde trat bisweilen ein zweihändiges Schlachtschwert, und nicht selten wurde die Armbrust mit einer Handbüchse vertauscht. So bewaffnet zog der Mann zu seinem Harste. Jeder Harst hatte sein Fähnlein, alle Fähnlein eines Ortes aber schaarten sich unter das Banner, als die vereinende Mutter. Das war das kostbarste

Kleinod der Truppe, und daher das Amt eines Bannerherrn oder Venners eines der ersten. — Angeführt vom Staatsoberhaupte, die Städte vom Schultheißen oder Bürgermeister, die Länder vom Landammann, wurde der Marsch begonnen. Mit Trommel und Pfeife zog man in wohlgemessenem Schritte bis in die Nähe des Feindes. Eiligst rüstete man sich zum Angriff; denn die Schweizer zogen es vor, selber anzugreifen. Gewöhnlich wurden drei Haufen geordnet: die Vorhut, der Gewalthaufe und die Nachhut. Ernst und feierlich nahm man die Hauptbanner in die Mitte, und sofort schloß sich ein Wald von Hellebarden und Schlachtschwertern um diese Ehrenpfänder. Sodann rückte man gegen den Feind, gemach oder rasch, je nach Umständen. Im Angesichte des feindlichen Heeres ertönte der Befehl: „Niedergekniet!" Waffen und Banner wurden in die Erde gesteckt, und die Krieger warfen sich nieder auf die Knie. Mit zerthanen Armen und mit lauter Stimme wurden zur Ehre der fünf Wunden unseres Erlösers fünf Vaterunser gebetet. Diese dumpfen Männerstimmen sollen oft eigenthümlich auf den Feind gewirkt haben. Unverzüglich wurde nun angegriffen, die Vorhut voraus, sofort der Gewalthaufe; die Nachhut deckte den Rücken und mußte zuletzt noch nachdrucken, wodurch oft der Sieg vollendet wurde. — Reiterei hatten die Schweizer nur wenige, am meisten in den Städten; die Hauptmacht war das Fußvolk. Das schwere Geschütz bestand in Wagenbüchsen und Hackenbüchsen, so benannt, weil man sie beim Losbrennen auf Gabeln oder Hacken legte.

Auf solche Weise, verbunden mit hoher Tapferkeit, hatten die Eidgenossen zu Ende des 15. Jahrhunderts den Ruf des ersten Kriegsvolkes errungen. Aber die zahlreichen Feldzüge machten das Volk roh und gewaltthätig. Daher kommen denn auch die strengen Strafgesetze, welche oft Fehler mit dem Tode bestraften, die heut zu Tage kaum als Verbrechen anerkannt würden. Um das Geständniß zu erzwingen, wurde damals, wie in ganz Deutschland, die Folter angewandt. Die ausgesuchtesten Qualen hatte der Beklagte zu erdulden, und gar mancher Unglückliche wurde „gestreckt, daß er einen Schuh länger war, als er von Recht hätte sein sollen." — Daneben aber findet man meist eine milde und väterliche Regierungsweise; die Obrigkeiten sorgen mit zuvorkommender Einsicht für das Wohl der Bürger und der Unterthanen und zeichnen sich

durch einen uneigennützigen Haushalt aus. In wichtigen Angelegenheiten wurden selbst leibeigene Gemeinden um ihre Ansicht befragt. Allein in letzter Zeit fieng das Loos der Unterthanen an, etwas drückender zu werden, und besonders die gemeinen Herrschaften, die man doch im Kriege gewöhnlich voranschickte, hatten sich über herrische Behandlung und übermüthige Vögte zu beklagen und fielen einer traurigen Verwahrlosung anheim.

Der vorzügliche Hang zum Kriegsleben ließ den Handel wenig aufkommen. Die Hauptbeschäftigung der Eidgenossen war die Viehzucht, besonders in den Waldstätten, wo selbst der Landammann sich nicht schämte, hinter dem Pfluge herzugehen. Die Landleute im ebenern Theile der Schweiz, im Gebiete der Städte, trieben meistens Landwirthschaft. In den Städten selbst lebten außer den lehenfähigen Geschlechtern die Handwerker, welche sich durch thätige Unternehmungslust zu einem solchen Wohlstande erhoben, daß sie bald auf den Tagsatzungen Männer aus ihrer Mitte zählten.

Weniger rasch erhoben sich Wissenschaft und Kunst. Es gab sogar Geistliche, welche nicht einmal im Stande waren, eine Predigt auszuarbeiten, und Staatshäupter, die weder schreiben, noch lesen konnten. Wir finden zwar schon frühe die Beredsamkeit; die freien Männer hatten zahlreiche Gelegenheit, an Bürgerversammlungen, in Rathsäälen, in den Zunftstuben ihre Ansichten mitzutheilen und fremde zu widerlegen; allein von einem wissenschaftlichen Bau der Rede hatte man noch keine Ahnung. — Unter den schweizerischen Schriftwerken des 15. Jahrhunderts tritt als Folge des kriegerischen Lebens besonders die Geschichte hervor. Aber auch hier findet sich keine kunstgerechte Darstellung des Geschehenen; „schlecht und recht" wird in den Zeitbüchern Alles aufgezeichnet, genau nach einander, nach Jahr, Tag, Ort und Umständen, ohne nach Ursache und Wirkung zu fragen. Jedoch gewinnt die geschichtliche Darstellung gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine gebildetere Form, und schon Thüring Frickart, der um das Jahr 1470 Stadtschreiber in Bern war, erzählt uns den Twingherrnstreit in einer Weise, die viel Aehnlichkeit mit den Schriften des römischen Geschichtschreibers Sallustius hat. Andere schrieben Reimchroniken und führten so zur dichterischen Form der Darstellung über. Schon im Jahre 1500 wurden die Reime des Luzerners Nikolaus Schradin in Sursee gedruckt, das erste Zeit-

buch, welches auf diese Weise in die Oeffentlichkeit trat. Es gibt uns wichtige Aufschlüsse über die Schwabenkriege, wie denn überhaupt diese Zeitbücher werthvolle Quellen für unsere Geschichte sind. — Der Zeit entsprechend finden wir im 15. Jahrhundert eine Menge Kriegslieder. So haben die Luzerner wieder einen Hans Ower, der den Sieg bei Ragatz besang; Hans Viol feierte den bei Murten; im Lande Appenzell lebte der Dichter Toni Steinhäuser.

Die erfreulichste Erscheinung aber war die Gründung einer Hochschule zu Basel, welche im Jahr 1460 feierlich eröffnet wurde. Aber die Wirksamkeit der Universitäten war damals noch gefesselt, weil ihnen das Mittel allgemeiner Mittheilung fehlte. Daher wurde die Erfindung der Buchdruckerkunst erst mit Erstaunen, dann aber mit Jubel begrüßt; denn durch sie wurde die Wissenschaft, welche bisher in den Händen des Klerus lag, Gemeingut der Menschheit. Von Johannes Gutenberg aus Mainz um das Jahr 1440 erfunden, dann durch Johann Faust und Peter Schöffer vervollkommnet, blieb diese Kunst lange ein Geheimniß, bis im Jahre 1462 in einem Kriege Mainz erobert und Faust's Werkstätte zerstört wurde. Da zogen die Gehülfen nach allen Seiten und legten Druckereien an. Schon im Jahr 1470 wurde zu Beromünster im Gebiete von Luzern ein Buch gedruckt, das erste, das in der Schweiz erschien. Der Chorherr Elias Helie von Laufen hatte daselbst dieser Kunst eine Werkstätte gebaut, und nicht lange, so wurde Ulrich Gering aus Beromünster nach Paris gerufen, wo er ebenfalls eine Druckerei errichtete und so der Begründer des Bücherdruckes für Frankreich wurde. Der wichtigste Sitz für die Buchdruckerkunst wurde aber bald die Stadt Basel, wo zwei Druckereien nach einander eröffnet und dadurch die Wirksamkeit der Universität unendlich vergrößert wurde. Damals waren die Buchdrucker sehr gelehrte Männer und übersetzten, wie diese, nicht selten ihre deutschen Geschlechtsnamen in's Griechische oder Lateinische. So dürfte wohl Helie so viel als Sonne oder Sonnenschein bedeuten. Ueberhaupt wurde damals die deutsche Sprache sehr vernachläßiget; für gelehrte Gespräche und selbst für festliche Predigten bediente man sich der lateinischen Sprache, und wenn Einer deutsche Verse machen konnte, so galt das als ein besonderer Vorzug. —

Unter den Künsten ist es noch besonders die Baukunst, welche im 15. Jahrhundert nicht vernachläßigt wurde, obwohl auch der

damalige Kunstsinn im Allgemeinen nicht gerade als schön gelten kann. Die burgundischen Schätze versahen viele Bauten mit einer Menge Schmuck und Zierrathen, die oft mehr reich, als geschmackvoll waren. — Zwei schöne Denkmäler verdanken ihre Entstehung jener Zeit: der gothische Münster in Bern, dessen gewaltiger Thurm noch unvollendet ist, und die erhabene St. Niklausenkirche in Freiburg. Reiche Bildwerke schmücken den Eingang dieser Gotteshäuser und stellen das jüngste Gericht dar, in welchem alle Stände nach Gut und Bös vertreten sind. Dadurch erhalten wir einen merkwürdigen Einblick in die Sitten damaliger Zeit. — Auch der meisterhafte Bau der Oswaldskirche in Zug schreibt sich aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts her.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts führten die Schweizer noch ein einfaches Leben. Ein kleines Wohnhaus mit kleinen Fenstern, die später mit den Wappen bemalt wurden, war die Wohnung des Bürgers und Landmannes. Eine Stube hatten nur die Vermöglichen; der Fußboden war mit Backsteinen belegt, und an den Wänden zogen sich Bankkasten hin, die zur Aufbewahrung von Kleidern und Hausgeräthen und zugleich zum Sitzen dienten. Ein starker Tisch stand in der Fensterecke, aus welcher das Bild des gekreuzigten Erlösers herabschaute. Man aß dreimal des Tages. Die allgemeinste Nahrung war Habermehl, das man selbst auf das Feld mitnahm: daher jetzt noch der Name Habersack. Die Kleidung der Männer war einfach; kurze, oft mehrfarbige Hosen und ein weiter Rock waren das Gewöhnlichste. Der Bart galt als Zierde; über den wallenden Haaren trug man den oft mehrfach aufgehefteten Hut. Was aber keinem Ehrenmanne fehlen durfte, war das Schwert, das selbst die Geistlichen trugen. Ehr- und wehrlos sein war die höchste Schande. — Weit reicher und bunter war die Kleidung der Frauen; goldene Ketten und lange Schleppen waren nichts Seltenes. An vielen Orten veranlaßte dieser Aufwand strenge Gesetze. — Die Unterhaltung war vertraulich und ungezwungen. In allen Ständen begrüßte man sich mit dem natürlichen Du. Diese Sitte findet sich noch jetzt in einigen Theilen der Urschweiz.

Eine besondere Vorliebe zeigte der kräftige Schweizer für öffentliche Festspiele. So übte sich der Bergbewohner im Schwingen, Steinstoßen und Wettlaufen; im ebenern Theile der Schweiz gab es

Schützenfeste, an welchen man sich mit der Armbrust und später mit der Handbüchse übte. Sachkundige Zeitgenossen des Auslandes versichern, daß die Eidgenossen schon damals die noch unvollkommene Feuerwaffe gut handhabten. Ein großartiges Schützenfest wurde im Jahre 1504 in Zürich abgehalten, welches drei Wochen dauerte. — Bei solchen Anläßen zeigten auch die Schweizer ihr angebornes frohes Gemüth. Besonders in der jährlichen Fastnacht ließ man der Heiterkeit freien Lauf. Das war so recht die Zeit des brüderlichen Frohsinnes, wo man einander Nichts versagte. Benachbarte Städte und Länder wurden selbst von der Obrigkeit zur Mitfeier der Freudentage eingeladen und ihre oft zahlreichen Gesandtschaften mit aller Arten Wildpret, auserlesenen Weinen und tausenderlei Backwerk auf's Köstlichste bewirthet. Da gab es Witze und Schwänke, lustige Umzüge und drollige Possen, welche dann in der Fasten durch eben so große Enthaltsamkeit verdrängt wurden. Wie diese heilige Zeit kam, wurden statt der lustigen Umzüge Buß- und Bittgänge gehalten, die sich vieler Orten wegen Feuersnoth oder Krankheiten vermehrten und, wie der Musegger-Umgang zu Luzern, bis auf uns kamen. Selbst geistliche Schauspiele waren nichts Seltenes. Bald waren es das Leiden und die Auferstehung Christi, bald der verlorne Sohn, bald die Schicksale eines Heiligen, welche von geistlichen und weltlichen Herren mit großem Aufwande und unter mächtigem Zulaufe des Volkes aufgeführt wurden. Solchen Vorstellungen folgte gewöhnlich ein gemeinsames Essen auf dem Rathhause. —

In letzter Zeit aber hatte das immerwährende Kriegsleben der Eidgenossen auf die Sitten und den Glauben der Vorväter einen bösen Einfluß geübt. Das Soldatenleben machte sie roher und anmaßender; das fremde Geld weckte die Habsucht, und bei gar Vielen sank der Geist des Christenthums immer mehr. Reichthum und Wohlleben fiengen an, mehr zu gelten, als Tugend und Sittenreinheit; auch die Geistlichen vergaßen vielseitig ihre Pflicht als Oberhirten, und die überhandnehmende Sinnlichkeit drang selbst in die sonst stillen Klösterräume. Da trat ein Ereigniß ein, welches die Schweiz auf's Heftigste erschütterte und gewaltige Umgestaltungen zur Folge hatte. Dieses Ereigniß, mit welchem wir seiner Wichtigkeit wegen einen neuen Abschnitt beginnen wollen, ist die Kirchenreformation.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Glaubenszwiste.

1518 — 1798.

51. Ursachen der Reformation.

Vor 400 Jahren wußte man in Deutschland und der Schweiz noch Nichts von getrennten Glaubensbekenntnissen oder Konfessionen. Ob auch blutige Kriege die einzelnen Staaten entzweiten, so herrschte doch in Bezug auf die Religion eine allgemeine Uebereinstimmung; überall fand man den gleichen Glauben und den gleichen Kultus, d. h. die gleiche Art der öffentlichen Gottesverehrung, und Jedermann erkannte noch in dem Pabste zu Rom das sichtbare Oberhaupt der einzig wahren Kirche, den Stellvertreter Christi. Leider aber wichen die Hirten der Kirche oft von dem ihnen vorgeschriebenen Wege ab; Bischöfe und Prälaten benutzten nicht selten ihre geistliche Macht, um weltliche Interessen zu fördern; was die Waffen nicht erlangen konnten, mußten Bannflüche erzwingen, und die blutigen Kriege, mit welchen oft die geistlichen Herren einander verfolgten, waren keineswegs geeignet, das Volk zu erbauen. Dabei sah es, wie sie Schätze auf Schätze häuften, in ihrem Ringen nach irdischem Besitzthum vielfach die Verwaltung des Reiches Gottes vernachläßigten und sich in großer Zahl einem üppigen Wohlleben überließen. Es sah viele seiner Priester in Unwissenheit und Aberglauben versunken und nur den sinnlichen Genüssen nachgehen. Gab es ja Pfarrer, welche selbst bekannten, das neue Testament noch nie ganz durchlesen zu haben! — Wie mußte es erst unter dem Volke aussehen? — War es da ein Wunder, wenn der gemeine Mann nicht einmal über die wichtigsten Lehren seines Glaubens Rechenschaft geben konnte? — Da mußte wohl die Liebe zur Tugend erkalten; da schwand die alte Sittenzucht, und die stille Religion des Herzens wurde immer seltener. Denn die innere Frömmigkeit der Seele und die Andacht des Gewissens wurden vielfach durch äußerliche Uebungen und oft übertriebenes Schaugepränge erstickt. Selbst der früher so feierlich ernste Kirchengesang war durch eine hüpfende Musik und durch gehaltlose, üppige Lieder verdrängt worden. Es würde uns zu

weit führen, wollten wir all' diese Gebrechen in's Einzelne verfolgen; denn die Kirche bot damals ein zu trauriges Bild der Entartung.

Diese Entartung zeigte sich aber nirgends auffallender, als in den Klöstern. Aus vielen derselben war die vorgeschriebene Zucht und Ordnung gewichen; zügellose Sinnlichkeit trat an die Stelle der frühern Bußübungen; mit kirchlichen Dingen wurde vielfacher Betrug getrieben und die Religion zum Werkzeuge niedriger Leidenschaften mißbraucht. In Engelberg wurde von sechs Aebten nach einander Ordnung und Häuslichkeit vernachläßiget. Der Papst sah sich gezwungen, in Unwissenheit und Wohlleben versunkene Orden zu entsetzen. Auf seinen Antrag wurde auch der entartete Benediktinerstift
1455 in Luzern aufgehoben und in ein Chorherrenstift verwandelt. Ein schreckendes Beispiel der Versunkenheit vieler Klöster bietet uns das Treiben der Dominikanermönche in Bern, welche, um sich vor den Franziskanern die Gunst und das Zutrauen des Volkes zu erwerben, selbst zu Betrug, Kirchenraub und Frevelthaten ihre Zuflucht nahmen. So betäubten sie einen neu aufgenommenen, blödsinnigen Laienbruder durch nächtliche Erscheinungen und Schlaftrünke, ätzten ihm die fünf Wundmale ein und stellten ihn, als einen Beweis ihres hoch begnadigten Ordens, der Bewunderung des Volkes aus. Allein der gequälte Bruder entdeckte den schändlichen Betrug; die Verbrecher wurden vor ein geistliches Gericht gezogen und zum Feuertode verurtheilt.
30. Mai 1509 Sie wurden unter dem Zulaufe einer unermeßlichen Volksmenge auf der Schwellimatt an der Aare verbrannt.

Bald darauf gaben wieder zwei Dominikanermönche durch die Art ihres Ablaßspendens neues Aergerniß. Pabst Leo X. hatte nämlich Geld nöthig, um den von seinen Vorgängern begonnenen Bau der prächtigen St. Peterskirche zu vollenden. Da ertheilte er, wie dies in ähnlichen Fällen oft geschah, einen vollkommenen Ablaß, d. h. Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen, denjenigen, welche sich durch eine milde Gabe an diesem Bau betheiligten und sich nach den Vorschriften der Kirche eifrig der Buße und der Besserung beflissen. Die Verkündung dieses Ablasses übertrug er den beiden Mönchen Johannes Tetzel und Bernhardin Samson, von denen der Erstere Deutschland, der Letztere hingegen die Schweiz durchzog. Beide aber mißbrauchten ihre Sendung und verkündeten den Ablaß nicht blos von der Kanzel herab, sondern boten ihn auf Straßen und Märkten,

in Wirths- und Privathäusern wie eine gemeine Waare zum Verkaufe aus. Da es ihnen nur darum zu thun war, recht viele Beiträge zu erhaschen, so erwähnten sie nicht einmal der vorgeschriebenen Bußübungen, sondern unterstützten vielmehr den Glauben, als sei der Nachlaß der Sündenstrafen durch Geld zu erkaufen und als könne sich mit einem solchen Ablaßzettel Jeder unfehlbar die Pforten des Himmels öffnen. Nicht genug; Samson erklärte sogar in Bern, daß alle verstorbenen Berner, für welche der Ablaß gekauft werde, wann und wo sie auch hingeschieden seien, augenblicklich in die himmlischen Freuden eingehen könnten. — Solcher Unfug mußte alle Vernünftigen empören, und lauter als je ertönte der Ruf nach einer durchgreifenden Verbesserung oder Reform.

Dieses Bedürfniß war längst gefühlt worden. Auch die Konzilien von Konstanz und Basel hatten es unverhohlen ausgesprochen, daß eine Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern nothwendig sei. Sie verstanden darunter eine Reform der Mißbräuche, nicht aber der kirchlichen Glaubenslehre. Als jedoch die Verbesserung immer aufgeschoben wurde und das Unheil im Gegentheil eher zunahm, war es in jener Zeit der Entdeckungen nicht anders möglich, als daß sich da und dort Unzufriedene gegen diese Uebelstände erhoben. Und die Wirkung ihres Auftretens mußte um so größer sein, als bei der mangelhaften Bildung jener Zeit die Buchdruckerkunst der Ausbreitung ihrer Meinungen hülfreiche Hand bot. Erst trat man gegen die Mißbräuche auf; bald wurden auch einzelne Lehren angegriffen und bezweifelt, bis neben der römisch-katholischen Kirche andere protestantische Kirchen entstanden, die jede ihre besondern Ansichten hatten. In Deutschland war es besonders Martin Luther, welcher sich durch Rede und Schrift nach und nach von der römischen Kirche trennte; in der Schweiz geschah das Gleiche durch Ulrich Zwingli, Pfarrer zum Großmünster in Zürich.

52. Ulrich Zwingli und die Reformation in Zürich. (1519–1524)

Ulrich Zwingli war der dritte Sohn des Ammanns gleichen Namens von Wildhaus im Toggenburg und wurde den 1. Januar 1484 in einer freundlichen Hütte seines Heimathortes geboren. Seine geistigen Fähigkeiten und sein Fleiß bewogen den Dekan in Wesen,

seinen Oheim, ihm eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen. Dieser Verwandte ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht und schickte ihn dann zur fernern Ausbildung nach Basel und Wien. Schon in seinem achtzehnten Jahre bekleidete Zwingli eine Lehrerstelle in Basel, und im Jahre 1506 wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Als solcher stand er während eilf Jahren seiner Gemeinde vor und zeigte schon damals seinen Eifer gegen die kirchlichen und politischen Gebrechen der Zeit. Er erwarb sich die Freundschaft des Kardinals Schinner und zog zweimal als Feldgeistlicher mit dem Landesbanner nach Italien. Da er sich jedoch durch seine Verbesserungspläne in Glarus viele Feinde zugezogen hatte, so folgte er gerne einem Rufe
1517 nach Einsiedeln und übernahm daselbst das Leutpriesteramt. Hier schien sich seinen Bestrebungen ein günstiger Wirkungskreis zu eröffnen; denn sie wurden vom Abte und den ausgezeichnetsten Männern des Klosters unterstützt. Hier suchte er dem Pabste und den schweizerischen Bischöfen in lebhaften Farben darzuthun, wie nothwendig eine Verbesserung in Kirche und Staat sei. Als aber die Reform immer aufgeschoben wurde, entschloß er sich, das wichtige Werk von sich aus zu unternehmen. Da ward er zu Ende des Jahres 1518 als Pfarrer nach Zürich berufen, wo er sich bald bei Hohen und Niedern große Zuneigung erwarb. Gelang es ihm nun, Zürich für seine Ansichten zu gewinnen und diese Stadt dahin zu bringen, daß sie sein Beginnen kräftig unterstützte, so mußte das eine gewaltige Wirkung auf die übrige Eidgenossenschaft ausüben. Darauf setzte Zwingli seine Hoffnung.

Am Neujahrstage 1519 begann er sein Predigeramt in Zürich mit der Erklärung, daß er fortan die hl. Schrift in zusammenhängender Weise erläutern werde. Noch entschiedener, als früher, trat er jetzt gegen die herrschenden Mißbräuche, besonders aber gegen den Ablaßkrämer Samson auf. Dieser Mensch hatte bereits in mehreren Kantonen, besonders aber in Bern, gute Geschäfte gemacht und
1519 wollte sich nun nach Zürich begeben. Allein nicht nur Zwingli, sondern auch der Bischof von Konstanz widersetzten sich seinem Treiben und bewirkten, daß der Rath in Zürich und die Tagsatzung ihn fortwiesen. Er wurde dann vom Pabste selbst abberufen und mußte, von allen Seiten verhöhnt, die Schweiz verlassen.

Damals lebte Zwingli noch im besten Einverständniß sowohl mit

dem Bischofe von Konstanz, als auch mit dem Papste. Der Letztere hatte ihn sogar aus Erkenntlichkeit für seinen Eifer gegen das französische Bündniß zu seinem Ehrenkaplan ernannt und ihm einen Jahrgehalt von 100 Dukaten zugesprochen. Zwingli schien auch wirklich die Freundschaft des Pabstes sich erhalten zu wollen. Denn als er mit feuriger Beredsamkeit gegen die Fremdendienste auftrat, machte er anfänglich mit den päbstlichen Diensten eine Ausnahme. Allein später verzichtete er auf das Jahrgeld, das er von Rom bezog, und eiferte nun gegen alle Fremdendienste ohne Unterschied.

Auf ähnliche Weise schritt er auch in kirchlicher Beziehung vor. War er früher nur gegen die Mißbräuche aufgetreten, so begann er bald auch die Wahrheit der mündlichen Ueberlieferung zu bezweifeln und griff nach und nach selbst mehrere Uebungen und Einrichtungen der Kirche an, weil sie ihm nicht auf die hl. Schrift gegründet schienen. Seine kühnen Lehren, welche er, wie Luther, in kleinen, vielgelesenen Schriften zu verbreiten suchte, fanden nicht blos in Zürich, sondern auch in der übrigen Schweiz großen Anhang, aber auch eine Menge Gegner, besonders unter der Geistlichkeit und den vornehmen Geschlechtern. Denn während die Einen religiöse Interessen auf dem Spiele sahen, fürchteten die Andern, durch seinen Eifer gegen Fremdendienst und Jahrgelder eine ihrer reichsten Erwerbsquellen zu verlieren. Das rief in der Eidgenossenschaft eine heftige Erbitterung der Gemüther hervor, um so heftiger, als beide Parteien ihren Einfluß auf das Volk geltend zu machen suchten. Als die Tagsatzung dieses sah, verbot sie die neuen Lehren; das Gleiche geschah auch vom Bischofe in Konstanz. Zwingli jedoch, der dadurch seine Hoffnung scheitern sah, die Kirchenverbesserung werde sich, wenn einmal der Anstoß gegeben sei, allgemein und schnell verwirklichen, anderseits aber sich in seinem Streben besonders vom Rathe in Zürich mächtig unterstützt sah, wurde dadurch nur kühner und beharrte desto fester auf seiner Lehre. Die Tagsatzung drohte, der Pabst bat, — umsonst; Zwingli, innerlich schon längst vom alten Glauben getrennt, brach auch äußerlich mit der katho- 1523
lischen Kirche und sprach sich öffentlich gegen die Vollmacht des Pabstes, die Anrufung der Heiligen, die guten Werke, die Messe, die Kirchengüter, die Feiertage, die Wallfahrten, den priesterlichen Schmuck, die Bilder, die Ordensverbindungen, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die ewigen Gelübde, den Ablaß, das Fegfeuer und den göttlichen Charakter

des Priesterthums aus. Eine Konferenz, bestehend aus Priestern und Staatsbeamten von Stadt und Land trat den 29. Januar 1523 auf dem Rathhause in Zürich zusammen und bestätigte die Zwingli'sche Lehre. Es wurde nun den Geistlichen bei Strafe verboten, etwas Anderes zu predigen, als das „reine Evangelium"; Priester und Nonnen erhielten die Erlaubniß, sich zu verheirathen.

Der Bruch mit Rom war geschehen. Ihm folgte ein gewaltiger Riß durch die ganze Eidgenossenschaft; eine gähnende Kluft that sich auf, an deren Rande sich zwei Parteien mit unverträglichem Religionshasse einander gegenüberstanden, eine Kluft, über welcher die zerstörenden Waffen oft blutig zusammenschlagen sollten und in deren Tiefe der Gemeinsinn und das Glück des Vaterlandes auf Jahrhunderte begraben blieb. —

Schon im folgenden Jahre wurde von der Regierung in Zürich, welche nur aus Furcht vor den verbündeten Orten und den vornehmen Geschlechtern in ihrem ersten Erlasse etwas zurückgehalten hatte,
15. Mai 1524 die Trennung von der alten Kirche in allen von Zwingli bezeichneten Punkten ausgesprochen. Eine zweite Konferenz war gehalten worden, welche die Messe und die Bilder für Götzendienst erklärte. Jetzt, ohne nur den Entscheid der Behörde abzuwarten, stürmten eine Menge Rasender in die Kirchen, um „die Götzen" zu vernichten. Unter wildem Lärm zerstörten sie die Altäre, zerschlugen die Kruzifixe, zerfetzten die kirchlichen Gemälde. Ja, diese Bilderstürmer verschonten nicht einmal der Orgeln; alle religiösen Kunstwerke, welche die Stadt Zürich schmückten, wurden zertrümmert.

Als die Nachricht von solchem Treiben in die übrigen Orte kam, zeigte sich bei den Katholiken die größte Erbitterung. Die in Luzern versammelte Tagsatzung drohte, Zürich von den Sitzungen auszuschließen. Zugleich wurden strenge Verordnungen erlassen, bei dem alten Glauben zu bleiben, und die „ketzerischen" Lehren und Bücher der Reformatoren verboten. Noch entschiedener trat man in einer Tagsatzung zu Bern auf. Hier erklärte Kaspar von Müllinen Zwingli als Feind des Staates, und die Vögte im Aargau erhielten den Befehl, diesen Urheber aller drohenden Unruhen zu verhaften. Die Züricher aber ließen sich dadurch um so weniger einschüchtern, als die Katholiken ihrer Erbitterung selbst durch grausame Thaten Luft machten. So ergriffen sie einen fanatischen Schuhmacher, Ni-

kolaus Hottinger, welcher eigenmächtiger Bilderstürmerei wegen vom Rathe der Stadt Zürich auf ein Jahr verbannt worden war, und führten ihn nach Luzern. Dort wurde er als Heiligthumsschänder zum Flammentode verurtheilt. Zu Baden wurde unter andern der Untervogt Hans Wirth von Stammheim sammt seinem Sohne hingerichtet, weil sie angeschuldigt waren, eine Horde von 4000 Bauern bei der Verwüstung der Karthause Ittingen angeführt zu haben.

Solche Maßregeln waren eher geeignet, die Spannung zu erhöhen, als die Anhänger der Reformation zur Rückkehr zu bewegen. Die dadurch gereizten Züricher, an ihrer Spitze die beiden neugewählten Bürgermeister Heinrich Walder und Diethelm Röust, beharrten nun um so entschiedener auf der Durchführung der neuen Lehre und griffen selbst zu Gewaltsmaßregeln, um das angefangene Werk zu vollenden. Da wurden die zwanzig Klöster im Gebiete Zürich's aufgehoben und in Schulen und Armenhäuser verwandelt; die Messe durfte selbst in der Wasserkirche, wo sie bis jetzt noch gelesen wurde, nicht mehr gehalten werden; die noch übrig gebliebenen Altäre wurden vollends zerstört und die Ausübung des katholischen Kultus durchaus untersagt. Wer dem alten Glauben treu bleiben wollte, war gezwungen, Zürich zu verlassen und bei benachbarten Glaubensgenossen Schutz zu suchen. — Zwingli aber, als er durch solche Erlasse der Regierung sein Reformationswerk in Zürich befestiget sah, heirathete die Wittwe seines verstorbenen Freundes Gerold Meyer von Knonau, die durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmte Anna Reinhard.

53. Die Wiedertäufer.

Die römisch-katholische Kirche gründet sich auf das schriftliche Wort Gottes, auf die Bibel, und zugleich auf die mündliche Ueberlieferung oder Tradition, welche sagt, wie jene erklärt werden müsse. Die Reformatoren leugneten aber die Wahrheit der Tradition, stellten als einzige Grundlage der christlichen Religion die Bibel auf und verwiesen die Gläubigen nur auf dieses Buch, das allein das wahre Wort Gottes enthalte. Das führte bald zu einer Menge von Meinungsverschiedenheiten, indem sich Jeder die Bibelstellen nach seiner Ansicht erklärte, und es kamen oft die unsinnigsten Auslegungen zu

Tage. Unter den vielen Sekten, die hiedurch entstanden, waren die Wiedertäufer die wichtigste, aber auch die gefährlichste.

Diese Sekte entstand in Deutschland, besonders in Schwaben und Thüringen, wo Thomas Münzer, ein abtrünniger Schüler Luther's, sich als Oberpriester derselben erhob. Weil sie die Gültigkeit der Taufe läugneten, welche an dem unmündigen Kinde vollzogen werde, und weil Christus von einer Wiedergeburt des Geistes redete, so ließen sie die Erwachsenen in Bäche und Flüsse steigen, d. h. wieder taufen, wie ja auch der hl. Johannes der Täufer den Juden am Jordan befohlen habe. Sie predigten allgemeine Freiheit und Gleichheit, Gemeinschaft aller Güter und Abschaffung aller Zehnten und Auflagen. Schaarenweise rotteten sie sich zusammen und zogen sengend und brennend durch das Land, um die Ungläubigen, d. h. Alle, welche nicht ihre Lehre annahmen, auszurotten. Die deutschen Fürsten, Katholiken und Protestanten, vereinigten sich wider die Mordbrenner, und die Unglücklichen wurden bei Frankenhausen jämmerlich zusammengehauen und nach allen Seiten gehetzt und verfolgt. —

Nun suchten Viele einen Zufluchtsort in der Schweiz, wo man sie auch mitleidig aufnahm. Allein, anstatt zur Vernunft zurückzukehren, suchten sie ihre Lehre auch hier immer weiter zu verbreiten. Besonders in der Ostschweiz fanden sie viele Anhänger, und selbst in Zürich bildete sich ein nicht unbedeutender Wiedertäuferklub, der unter der Anführung des Konrad Grebel und Felix Manz bald eine drohende Stellung annahm. In wilder Schwärmerei nannten sie sich die allein Rechtgläubigen; Viele von ihnen gaben vor, von Gott selber geheime Offenbarungen erhalten zu haben. Solche galten als Propheten und predigten dann neue Lehren, wie sie ihnen eben einfielen, oder am besten behagten. Weil geschrieben steht: „Wer mit dem Schwerte richtet, kommt durch das Schwert um," kündeten die Sektirer der Obrigkeit allen Gehorsam auf und riefen sogar von der Kanzel herab, man müsse vor Allem die Priester und Vorgesetzten erwürgen und jede bürgerliche und kirchliche Gewalt zerstören. Sie blieben aber nicht allein bei den Drohungen, sondern fiengen an, Kirchen und Klöster zu erstürmen. Wer am unsinnigsten und überspanntesten auftrat, galt als ein Heiliger. So nannten sie den Würtemberger Georg Blaurock ihren zweiten hl. Paulus, weil er mit wüthender Schwärmerei in Schrift und Rede gegen den Pabst,

gegen Luther und Zwingli loszog. — Für die ärgsten Tollheiten, die sie begiengen, wußten sie immer eine Stelle aus der hl. Schrift anzuführen. So warfen Viele ihr mühsam erspartes Geld und ihre Habseligkeiten auf die Gasse, „weil der liebe Vater im Himmel schon für sie sorgen werde." Wenn sie krank wurden, so verschmähten sie die Arznei, weil geschrieben stehe, „daß kein Haar vom Haupte eines Menschen fällt, ohne den Willen des Vaters, der im Himmel ist." Noch Andere liefen nackt in den Straßen umher, spielten mit Puppen oder bauten Kartenhäuschen; denn Christus hatte ja selbst gesagt: „Wenn Ihr nicht werdet, wie die Kleinen, werdet Ihr in's Himmelreich nicht eingehen." Noch Andere verbrannten selbst die Bibel, weil „der Buchstabe tödte." Im Appenzellerlande rannten ganze Horden wie Wilde in den Wäldern umher, heulten und schrieen durcheinander und schliefen in den Höhlen der Berge. —

Umsonst suchten Zwingli und die übrigen Prädikanten diesem sinnlosen Treiben zu steuern und die Wiedertäufer zur Vernunft zurückzubringen; umsonst ließ die Obrigkeit in Zürich die Anführer der Sekte in den Ketzerthurm sperren. Freunde verhalfen ihnen zur Flucht; da behaupteten sie, von einem Engel befreit worden zu sein, und predigten noch eifriger, als vorher. Nun wurden sie zum zweiten Male verhaftet; man verbot ihre Lehre bei Todesstrafe; der neue Paulus und der Prophet Grebel wurde mit Ruthen gestrichen und verbannt, Manz aber zum Wellentod verurtheilt. Die Mutter dieses Letztern, noch überspannter, als er selbst, hörte nicht auf, ihren Sohn 5. Jan. 1527
bis zum letzten Augenblick zum Märtyrertod aufzumuntern.

Dieses entschiedene Auftreten der Regierung machte endlich den Gräueln der Wiedertäufer ein Ende. Jetzt bilden sie nur noch eine friedliche Sekte, welche in den Bergen des Jura zerstreut lebt.

54. Ausbreitung der Reformation. (1526—1529.)

Kaum hatte Zwingli seine neue Lehre in Zürich befestiget, so war er eifrig darauf bedacht, dieselbe auch auf andere eidgenössische Orte auszubreiten; ja er hatte nicht Geringeres im Plane, als die Reformation in der gesammten Schweiz einzuführen, weil das allein das Glück und die Wohlfahrt des Vaterlandes bedinge. Und wirklich fand seine Lehre in den umliegenden Orten viele Anhänger; jedoch hatte sich außer Zürich noch kein Ort offen gegen den katholi-

schen Glauben ausgesprochen. Die Waldstätten aber, sowie Zug und Freiburg, wollten in ihrer Mehrheit durchaus keine Neuerungen dulden. Die Ausschweifungen der Wiedertäufer waren ebenfalls nicht geeignet, die Zwingli'sche Lehre beliebter zu machen. Man trat daher entschieden gegen dieselbe auf, und wo sich einzelne Freisinnige der Reformation anschlossen, da verfuhren die Regierungen, wie die Züricher mit den Katholiken, und zwangen die Neugläubigen, entweder auszuwandern, oder still zu schweigen. Zugleich wurden strenge Verordnungen erlassen und beschlossen, bei dem alten Glauben mit allen seinen Vorschriften und Einrichtungen zu bleiben, keine Luther'sche oder Zwingli'sche Neuerung unter sich aufkommen zu lassen und ebensowenig zu dulden, daß ihre Religionsübungen verspottet oder Heiligenbilder und Kruzifixe, sei es in Kirchen oder an Straßen und Wegen, verletzt oder zerstört würden. Sie beschlossen aber auch, den argen Mißbräuchen entgegenzutreten und an den Rechten des Staates festzuhalten. Es wurde des Bestimmtesten ausgesprochen, daß die weltlichen Gerichte sich auch über die Priester auszudehnen haben, wenn sich dieselben in zeitlichen Sachen verfehlen, daß unter dem Vorwande der Religion mit dem Ablaß und der Verwaltung der Sakramente kein Handel getrieben, noch den Sterbenden testamentliche Schenkungen abgepreßt werden dürfen u. s. w.. Geistliche Gerichte sollten sich nur auf geistliche und Ehe-Angelegenheiten erstrecken und Alles in deutscher Sprache verhandelt werden. Dieser Mandats-Entwurf vom 25. Jänner 1525 sollte seine Geltung behalten, bis ein allgemeines Konzilium (Kirchenversammlung) diese Angelegenheiten entschieden hätte. — Als aber trotz alledem die Reformation immer mehr Anhänger fand, wurde von den Katholiken ein Kirchengespräch an-
1526 geordnet, um die neue Lehre genau zu prüfen. Der berühmte Doktor Johannes Eck aus Ingolstadt, welcher sich schon im Kampfe mit Luther hervorgethan hatte, führte den Vorsitz; Zwingli, obschon von den katholischen Orten ebenfalls eingeladen und mit einem Geleitsbrief versehen, fand es für besser, nicht zu erscheinen, und ließ sich durch den Prädikanten Johannes Oekolampadius vertreten. Am 21. Mai 1526 wurde die Disputation zu Baden eröffnet. Sie dauerte 10 Tage, jedoch ohne den Frieden herzustellen. Weitaus die Mehrzahl der Anwesenden entschieden sich für die alte, nur zehn für die neue Lehre.

Erfreut über diesen Sieg richtete der Franziskaner **Thomas Murner** von Luzern eine Menge Spott- und Schmähschriften gegen Zwingli und seine Anhänger, was die Neugläubigen noch mehr erbittern mußte. Zugleich verweigerten die katholischen Orte der Stadt Zürich die Erneuerung des eidgenössischen Bundes und sagten sie den übrigen Ständen nur unter der Bedingung zu, daß sie alle Neuerungen verbannen und dem alten Glauben Treue schwören. Das war Oel in's Feuer gegossen. Aufgebracht über so gewaltsame Maßregeln erhoben sich die Freisinnigen immer entschiedener und bewirkten eine neue **Disputation in Bern**, welche, von Zwingli Im Jan. 1528 selbst geleitet und von den Katholiken nur schwach besucht, der neuen Lehre den Sieg verschaffte. Sogleich traf die Regierung, welche durch einen Volksaufstand zu Gunsten der Reformation neu zusammengesetzt worden war, ähnliche Verordnungen, wie die in Zürich, um die Messe vorerst in der Stadt und deren Umgebung, sodann auch in den Unterthanenlanden und den verbündeten Städten abzuschaffen. Den Bischöfen wurde die Gerichtsbarkeit genommen, Stiftungen und Klöster aufgehoben und ihre Reichthümer als Staatsgut erklärt. Das Beispiel Bern's wirkte mächtig auf andere Orte. Basel, Schaffhausen, Appenzell, die gemeinen Herrschaften des Aar- und Thurgaues und theilweise auch Solothurn und Glarus verließen den alten Glauben und vertauschten die Messe mit der Predigt. Auch in den zugewandten Orten fand die Reformation raschen Eingang. — Freilich war es nicht immer die Ueberzeugung, welche das Volk zur Annahme der neuen Lehre bewog. Volksaufstände, Hinrichtungen und andere gewaltsame Mittel zwangen an vielen Orten die katholische Minderheit, entweder zu schweigen, oder sich eine andere Heimath zu suchen. — Viele sahen in dem Abfalle vom alten Glauben das beste Mittel, sich von der Herrschaft geistlicher Obern zu befreien und Zinsen und Abgaben, die sie den Klöstern schuldig waren, für sich behalten zu dürfen. Die meisten bedachten aber nicht, daß sie nur ihre Herren wechselten, und daß der Staat ihnen die Gebühren so wenig schenken werde, als die Aebte.

So ergieng es den **Berner-Oberländern**. Sie hatten gehofft, durch den Religionswechsel von Steuern und Abgaben, die sie besonders dem Kloster Interlachen zu entrichten hatten, befreit zu werden. Die Stadt Bern aber, an welche die Besitzungen und Rechte

der Klöster übergiengen, sandte ihnen Vögte und ließ die Zinsen und Zehnten einziehen, wie früher. Nun wollten die Oberländer wieder zum katholischen Glauben zurückkehren und fanden kräftige Unterstützung bei ihren Nachbarn in Obwalden. Das Bergvolk erhob sich gegen die Regierung in Bern; diese sah sich gezwungen, das
Im Okt. 1528 ganze Oberland mit Truppen zu besetzen; die Aufrührer wurden eingeschlossen und mußten kniefällig um Gnade flehen. Nachdem sie ihre Urkunden und Banner den Siegern übergeben, wurden die Anführer des Aufstandes grausam hingerichtet. Das schüchterte zwar die Bergleute ein; aber die Regierung von Bern war dadurch nicht beliebter geworden.

Dieser Aufstand hätte bald einen offenen Bruch in der Eidgenossenschaft veranlaßt. Die Berner hatten nämlich das abgeschlagene Haupt Im Sand's, des Hauptanführers der Oberländer, auf der Grenze zwischen Hasli und Unterwalden zum schreckenden Zeichen auf einen Spieß gesteckt. Während der Nacht aber nahmen einige Obwaldner den Kopf herunter und setzten dafür einen Katzenkopf hinauf, an dessen Ohren sie Bernerschillinge als Ohrengehänge befestigten. Durch diesen Schimpf wurden die Berner so gereizt, daß sie erklärten, nicht mehr neben den Obwaldnern auf der Tagsatzung erscheinen zu wollen. Diese Letztern aber erschienen dessenungeachtet auf dem Tage
Im Mrz. 1529 zu Baden mit Tannenzweigen auf den Hüten. Denn das war das Abzeichen der katholischen Partei. Mit spöttischen Worten entschuldigten sie sich vor den Gesandten Bern's und Zürich's, indem sie sagten: „Wir sind eben Berg- und Waldleute und wissen Nichts von Euren höflichen Manieren; wir stecken Tannenreis auf, so viel uns gut dünkt, und rathen Niemand, die Hand darnach auszustrecken." — Das erzürnte die Berner noch mehr, und die Gesandten der übrigen Orte hatten alle Mühe, eine Vermittlung zu Stande zu bringen.

Auch im Glarnerlande, wo die beiden Religionsparteien einander ziemlich gleich kamen, schien der Bürgerkrieg ausbrechen zu wollen; denn die Katholiken riefen die fünf Orte zu Hülfe, während Zürich den Reformirten Beistand versprach. Allein der hochherzige Landammann Hans Aebli und der friedliebende Pfarrer Valentin Tschudi, beide reformirt, wußten das drohende Ungewitter mit Kraft und Einsicht abzuwenden. Nicht selten geschah es, daß Tschudi am gleichen Tage den Katholiken die Messe las und den Reformirten predigte. Beide Theile waren ihm mit gleicher Liebe zugethan.

55. Erster Kappeler-Krieg. (1529)

Leider ließen sich die Religionsstreitigkeiten in den übrigen eidgenössischen Orten nicht so friedlich beilegen, als in Glarus. Das Vorgehen der Führer war vielmehr geeignet, das Vaterland noch mehr zu entzweien. Erinnert man sich der alten Eifersucht der Länder auf die Städte und auf Zürich insbesondere, so wird man es begreiflich finden, wenn die Glaubenstrennung Veranlassung zu Sonderbündnissen wurde, wodurch sich die beiden Parteien immer mehr von einander entfernten, um die Gräuel des alten Zürichkrieges zu wiederholen und das Vaterland von Neuem an den Rand des Verderbens zu führen.

Mit den Sonderbündnissen machte Zürich den Anfang. In dieser Stadt hatte nämlich Zwingli einen solchen Einfluß auf die Regierung und die Staatsgeschäfte gewonnen, daß beinahe Nichts mehr ohne seinen Willen oder seinen Rath unternommen wurde. Er aber arbeitete nach Kräften dahin, die Reformation in der gesammten Eidgenossenschaft zu verbreiten, und um dies Werk desto erfolgreicher fortführen zu können, gründete er zwischen den protestantischen Städten ein Schutz- und Trutzbündniß, unter dem Namen „christliches 1527
Bürgerrecht". — Dasselbe wurde zuerst zwischen Zürich und Konstanz unterzeichnet, und bald traten ihm Bern, Basel, Schaffhausen und andere Städte bei. — Sogleich standen auch die Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg zusammen und bildeten einen katholischen Sonderbund. Nicht genug. Da die 1528
Züricher sich zuerst mit einer fremden Stadt verbunden hatten, so glaubten die katholischen Orte darin einen Grund zu finden, auch mit Oestreich ein Bündniß abschließen zu dürfen. Ein solches 1529
kam auch wirklich mit Erzherzog Ferdinand, der damals zugleich König von Ungarn war, zu Stande und wurde zu Waldshut am 30. April 1529 unterzeichnet. Darin verpflichteten sich beide Theile zu wechselseitigem Beistande, um den alten Glauben in ihren Gebieten aufrecht zu erhalten. — Das hatte Zürich nicht erwartet, daß sich die Waldstätten, von denen die Freiheit ausgegangen war, mit dem Erbfeinde der Eidgenossenschaft verbünden würden. Alle protestantischen Orte erschracken über den Waldshuter Vertrag. Denn konnte Oestreich sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz mischen, so stand der voll-

ständige Bruch der Bundesorte zu befürchten, und die Städte des christlichen Bürgerrechts durften wenig Hoffnung tragen, der weit überlegenen Macht Ferdinand's wirksam entgegentreten zu können. Daher wurden Abgeordnete an die katholischen Orte gesandt, um sie Anfangs Mai 1529 zur Aufhebung jenes Bündnisses zu bewegen. Ihre Bemühungen blieben aber erfolglos. Die gegenseitige Erbitterung wurde immer größer; heftige Predigten in beiden Konfessionen erhöhten dieselbe; blinde Leidenschaft verübte Grausamkeiten; kurz, die feindselige Spannung wurde der Art, daß der Schritt zum offenen Bürgerkriege nur mehr ein kleiner war.

Ulrich Zwingli, welcher bei größerer Mäßigung die Waffen am ehesten hätte darniederhalten können, wünschte den Krieg herbei, weil er ihn als das beste Mittel ansah, die Reformation in der ganzen Schweiz einzuführen und seine Gegner vollständig zu vernichten. Umsonst mahnten die gemäßigtern Protestanten zum Frieden; die grau-
30. Mai same Hinrichtung, welche in Schwyz an Jakob Kaiser, dem protestantischen Pfarrer zu Schwarzenbach, vollzogen wurde, unterstützte das Begehren des Reformators, und ohne die übrigen Bundesgenossen um Rath zu fragen, rief die Regierung in Zürich die Bürger unter die Waffen. Zwingli selbst erschien zu Pferde, die Hellebarde auf der Schulter. Ein Haufe zieht gen Rapperswyl, ein zweiter nach dem Aargau und der dritte über den Albis. Aber viele Bürger zeigten sichtlichen Widerwillen, gegen Brüder kämpfen zu müssen. Vor
Anfangs Juni Kappel erschien auch das Heer der Katholiken, 8000 Mann stark, unter der Anführung des Hans Hug von Luzern und Andermatt von Zug. Beide Theile schlugen hier ihr Lager auf und rüsteten sich zum Kampfe. —

Wie die Kunde von diesen Vorfällen sich verbreitete, kamen eiligst von allen Seiten Gesandte herbei, um die Feindseligkeiten zu verhindern und einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Die Regierung von Bern, welche noch vor Kurzem so strenge gegen die Oberländer aufgetreten war, sprach jetzt kräftig für den Frieden. Hier war nämlich Sebastian von Diesbach zur Schultheißenwürde gelangt, dessen Familie bei der Einführung der Reformation ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben am längsten bewiesen hatte, und der auch fünf Jahre später wieder zu demselben zurückkehrte. „Nicht durch die Hellebarden verbreitet man den Glauben," so schrieben die

Berner, und um ihren Worten mehr Nachdruck zu verschaffen, führte Diesbach selbst ein Beobachtungsheer von 10,000 Mann an die Aargauer Grenzen mit der Drohung, auf diejenige Partei zu fallen, welche zuerst angreifen würde. —

Allein die Stimmung der Anführer in beiden Lagern war zu feindselig, als daß durch die Dazwischenkunft der Berner und die Friedensvorschläge der übrigen Gesandten eine Uebereinkunft hätte zu Stande kommen können, wenn nicht auch hier der edle Landammann Aebli von Glarus als Vermittler aufgetreten wäre. Mit unverdrossenem Eifer eilte der hochsinnige Beamte von dem einen Lager in das andere, brachte Versöhnungsanträge hin und wieder und beschwor die beiden Parteien mit Thränen in den Augen, doch kein Bürgerblut zu vergießen. Er wurde in seinen Bemühungen durch Johannes Escher, einen der Oberanführer des Züricherheeres, kräftig unterstützt. — Es gelang ihnen endlich, zu Steinhausen 25. Juni
folgenden Vertrag zu Stande zu bringen:

„Da der Glaube nicht durch Gewalt aufgedrungen wird, so können die fünf Orte in Religionssachen nicht gezwungen werden. Dagegen sollen sie ihr Bündniß mit Oestreich abthun und den diesfälligen Vertrag sofort zu Handen ihrer Bundesbrüder von Zürich ausliefern. Schwyz soll die Familie des Pastors Kaiser entschädigen und sich wegen der Summe an den Schiedsspruch der Vermittler halten. In den gemeinen Vogteien wird die Gewissensfreiheit gewährleistet; in jeder Ortschaft soll man nach Stimmenmehrheit sich für die Messe oder die Predigt entscheiden; die Minderheit ist gehalten, sich zu unterwerfen oder sich an einen andern Ort ihrer Konfession zurückzuziehen."

Obschon diese Bestimmungen für die Katholiken sehr demüthigend waren, so gelang es doch den aufopfernden Bemühungen des Glarner Landammanns, ihre Annahme zu bewirken. Am eifrigsten widersetzte sich Zwingli; aber Johannes Escher bemerkte ihm: „Seid doch nicht unbeugsam! Ist nicht ein ehrenvoller Friede dem glänzendsten Siege der Eidgenossen vorzuziehen?" — Unzufrieden zog sich der Reformator zurück und sagte zu Aebli: „Du wirst Dein Thun vor Gott verantworten. Heute geben die Feinde nach, weil sie in unserer Gewalt sind; aber ein Tag wird kommen, wo wir wie sie gefangen sind, und Niemand wird sich für uns verwenden." —

Nachdem der Landfriede zu Steinhausen unterzeichnet war, mußten die Katholiken noch den Waldshuter Vertrag aushändigen. Man zögerte mit der Herausgabe dieses Aktenstückes, weil es die religiöse Innigkeit des Bündnisses mit dem Könige von Ungarn bewies. Endlich aber brachte Aebli die Urkunde nach Kappel. Im Saale des Klosters wurde sie den Vermittlern übergeben und sollte auf Verlangen der Umstehenden vorgelesen werden. Der Schreiber begann; als aber Aebli den Unwillen bemerkte, welchen der Inhalt bei den Zuhörern hervorrief, sprach er: „Es ist genug!“ — „Keineswegs,“ rief zornig Einer der Anwesenden; „wir wollen den Verrath zu Ende hören!“ — „Eher raubt Ihr mir das Leben!“ rief der unerschrockene Landammann, riß dem Schreiber die verhängnißvolle Schrift aus den Händen, entfernte die Siegel und warf das Pergament in die Flammen des Kaminfeuers. — Ehre dem Andenken dieses biedern Eidgenossen! —

Wie wenig übrigens das gemeine Volk den Haß und die Erbitterung seiner Führer theilte, bewiesen die rührenden Auftritte, welche in beiden Lagern Statt fanden. Katholiken scherzten mit ihren protestantischen Gegnern; an feindliche Bewegung dachte man kaum; man aß aus einem und demselben Napfe Milch, worein die Züricher Brod geschnitten hatten; denn im Lager der Katholiken war der abgeschnittenen Zufuhr wegen großer Mangel. Und wenn Einer die Mitte der Mulde überschritt, um etwa nach einem Brocken zu fischen, da schlug ihn sein Gegner mit dem Löffel auf die Finger und mahnte ihn, auf seinem Boden zu essen. — Die fremden Gesandten wunderten sich ob solchem Anblick, und der Stadtmeister Jakob Sturm von Straßburg rief aus: „Ihr Schweizer seid doch sonderbare Leute; wenn Ihr schon mit einander Krieg führet, so vergesset Ihr doch der alten Freundschaft nicht!“ —

56. Zweiter Kappeler-Krieg und dessen Folgen. (1529–1533)

Indessen war der Landfriede von Steinhausen nur von kurzer Dauer. Denn einerseits war er den Katholiken nicht besonders angenehm, weil er ihnen zu schwere Verpflichtungen auferlegte und ihnen ihr Uebergewicht in den gemeinen Herrschaften benahm. Anderseits war er dem Haupte der Reformation verhaßt, und Zwingli hörte

nicht auf, von der Kanzel herab zum Kampfe gegen die Altgläubigen aufzufordern, indem er seinen Mitbürgern zurief: „Es ist kein Heil möglich für das Vaterland, als bis die Reformation in der Schweiz die Runde gemacht hat.“

Nachdem der Reformator das „christliche Bürgerrecht“ weiter ausgedehnt und sogar den Landgrafen von Hessen dafür gewonnen hatte, forderte er wiederholt die fünf katholischen Orte auf, in ihrem Gebiete die freie Verkündung des Evangeliums zu gestatten. Als aber dieser Forderung nicht entsprochen wurde, so ging er mit dem Gedanken um, eine Bundesrevision vorzunehmen, um die Gleichstellung der Orte aufzuheben und den Städten Zürich und Bern das Uebergewicht zu verschaffen. Und weil das auf gesetzlichen Wegen nicht zu erlangen war, forderte er die Bürger auf, es mit den Waffen zu erzwingen. Allein Bern weigerte sich, diesen Plan zu verfolgen; viele Freunde der Reformation ermahnten ihren Meister, mehr an der Wiederbelebung des göttlichen Hauches der Liebe zu arbeiten, als den Haß zu schüren, und selbst in Zürich bildete sich eine Partei gegen Zwingli und seine Politik. Allein die Mehrzahl war für ihn, und die Regierung half ihm, seine Plane durchzuführen. Ohne Rücksicht auf die Mitherrschaft der fünf Orte wurde die neue Lehre im Rheinthal und im Thurgau gewaltsam eingeführt. Das erbitterte die katholischen Orte, und sie drohten, mit den Waffen in der Hand solche Verletzungen des Landfriedens zu rächen. Zürich schlug den Weg eines Schiedsgerichtes, wie es durch die eidgenössischen Bünde vorgeschrieben war, aus und mahnte seine Mitverbündeten. Nun brachten die Städte des „christlichen Bürgerrechts“, welche sich zu einem offenen Kriege gegen die Katholiken nicht entschließen konnten, den unchristlichen Vorschlag, die fünf Orte durch eine Sperre der Lebens- 16. Mai 1531
mittel zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Und wirklich wurde die Einfuhr des Kornes, des Weines, des Salzes und der Metalle in die katholischen Orte strenge untersagt. Allein diese Maßregel hatte einen entgegengesetzten Erfolg. Das Volk der evangelischen Stände mißbilligte dieselbe offen und laut; die öffentliche Meinung fieng an, sich gegen Zwingli zu wenden, und die katholischen Orte begannen, sich zu rüsten. Vermittlungsversuche scheiterten an dem hartnäckigen Begehren Zürich's, die freie Verkündung des Evangeliums zu gestatten. Da erklärten die zu Brunnen versammelten katholischen Räthe

9. Okt. 1531 der Stadt Zürich den Krieg, weil es ihre Pflicht sei, ihren Kindern Brod zu verschaffen und ihre gefährdete Religion und Freiheit zu vertheidigen. Als dies kräftige Manifest nach Zürich kam, zeigte sich daselbst Bestürzung und Schrecken. Die Stadt hatte sich ganz der Ruhe und der Sicherheit hingegeben und war jetzt keineswegs zum Kriege gerüstet. Sogar Zwingli, so selbstvertrauend und kühn er früher gewesen, wurde niedergeschlagen und gab sich bangen Vorgefühlen hin.

Die Katholiken zögerten nicht mit der Ausführung ihres Entschlusses. Nur Freiburg, durch die mächtige Republik Bern von den Glaubensbrüdern getrennt, nahm vorsichtiglich an dem Kriege keinen Antheil. — Schon am 11. Weinmonat rückten 8000 Mann von Zug aus gegen Kappel. Da ertönte auch in Zürich die Sturmglocke, und 1500 Mann unter Anführung von Hans Lavater zogen dem Feinde entgegen, indem ihnen rasch Verstärkung nachrücken sollte. Allein gleich im Anfange wurde von ihnen die Besetzung einer Anhöhe versäumt; Katholiken bemächtigten sich derselben und stürzten auf die Feinde. Es entspann sich ein beinahe vierstündiges Gefecht, das sich bei der Ankunft des Züricher Hauptheeres in einen hitzigen Kampf verwandelte. Aber trotz des tapfern Widerstandes mußten die Reformirten der Uebermacht erliegen. Sie wurden vollständig geschlagen und konnten nur mit genauer Noth ihr Hauptbanner retten. Ueber fünfhundert Gefallene bedeckten das Schlachtfeld; darunter waren 26 Rathsherren und 18 Geistliche. — Hier verlor die Stadt Zürich
11. Okt. ihren Reformator. Mit verschiedenen Gefühlen umringten die Sieger seinen Leichnam. Leider gelang es den Billigdenkenden nicht, zu verhindern, daß die Leidenschaft den Todten noch mißhandelte. Gar Manche aber erinnern sich der frühern Jahre, wo Zwingli's Beredsamkeit und Vaterlandsliebe sie so oft erbaut hatte; sie weihen ihrem ehemaligen Freunde noch eine Thräne, und Einer ruft sogar aus: „Welcher auch dein Glaube gewesen sei, du warst ein guter Eidgenosse!“ — *)

Die Nachricht von der Niederlage zu Kappel traf Zürich wie ein Donnerschlag. Weinen und Wehklagen ertönte auf allen Straßen.

---

*) An der Stätte, wo Zwingli gefallen, steht jetzt ein Denkmal aus Granit, mit der Inschrift: „Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele.“ —

Erst nach langem, nutzlosem Jammern rüstete man sich auf's Neue; Bundestruppen langten an, und bald zählten die Reformirten ein weit größeres Heer, als die Katholiken. Allein es fehlte an Einigkeit und Mannszucht, und man unternahm unbedeutende Streifereien, während die fünf Orte ungehindert ein festes Lager am Zugerberge beziehen konnten. Endlich sollte dasselbe gemeinsam angegriffen werden. Eine Abtheilung von 4000 Mann unter der Anführung des Jakob Frey von Zürich wurde beauftragt, es zu umgehen. Allein sie zerstreuten sich ordnungslos, verloren ihre Zeit durch Raub und Plündern bis tief in die Nacht und lagerten sich endlich auf dem Gubel. Da wurden sie plötzlich um zwei Uhr Morgens von Christian Iten aus Egeri überfallen. An der Spitze von 700 Mann, Alle in weißen Hirtenhemden, stürzt er sich auf die sorglosen Feinde, welche bald in gänzlicher Verwirrung, vom Hauptheere verlassen, durch regellose Flucht sich vor den Streichen der Verfolger zu retten suchen und Geschütz und Fahnen den Siegern als Beute zurücklassen. Tausend Mann, worunter selbst der Hauptmann Frey, blieben auf dem Schlachtfelde. — 24. Okt.

Die erste Folge dieser zweiten Niederlage war die noch größere Uneinigkeit des evangelischen Heeres. Die Einen, des Krieges müde, zogen nach Hause; andere setzten Mißtrauen in ihre Führer und sprachen von Verrath, den man an ihnen begangen hätte. Die Berner, obwohl wiederholt dazu aufgefordert, thaten Nichts, um ihre Glaubensbrüder zu unterstützen. Und als sich Diesbach mit seinem Beobachtungsheere nach Bremgarten zurückzog, als die Katholiken verheerend in das Zürichergebiet eindrangen, als die Landbewohner der Regierung drohten, mit den fünf Orten einen Sonderfrieden einzugehen: — da mußte Zürich nachgeben und sich zu einem Vergleiche verständigen, welcher zwar der Stadt ihren Glauben gewährleistete, ihr 16. Nov. aber verbot, sich in die Angelegenheiten der fünf Orte zu mischen und sie nöthigte, das „christliche Bürgerrecht" aufzuheben und die Kriegskosten zu bezahlen. In den gemeinen Vogteien sollte die Stimmenmehrheit entscheiden, ob das Volk die Predigt behalten oder zur Messe zurückkehren wolle. — Dieser Friede, von welchem jedoch diejenigen Ortschaften, über die Zürich kein Recht hatte, ausgeschlossen waren, wurde von den Häuptern der Parteien zu Deinikon bei Baar am 16. Wintermonat 1531 unterzeichnet. Bald trat ihm auch die Stadt Bern bei.

Nun sparten die fünf Orte keine Mühe, den alten Glauben, wo es immer möglich war, besonders aber in den von ihnen abhängigen Ortschaften wieder herzustellen. Wo das nicht gutwillig gieng, wurde oft zu Gewaltmaßregeln geschritten. Besonders Wesen und Gaster hatten viel durch Verbannung und schwere Steuern zu leiden. So wurde vieler Orten die Reformation wieder verdrängt und ihrem Fortschreiten eine Grenze gesetzt, die sich seither nicht mehr erweiterte. — Eine andere Folge des Krieges waren die Kappeler-Briefe oder die freiere Stellung des Landvolkes gegenüber den Städten. Als nämlich Zürich und Bern von den Landleuten die Steuer an die Kriegskosten verlangten, zeigten diese die lebhafteste Unzufriedenheit. Die Regierungen der beiden Städte mußten ihnen mehrere Rechte einräumen und sich verpflichten, ohne Berathung der Gemeinden keinen Krieg mehr zu führen.

57. Nikolaus Wengi.

Wir können um so weniger unterlassen, nachfolgende Begebenheit hier etwas ausführlicher zu erzählen, als es gewiß wohlthuend ist, in dieser Zeit des Hasses und gegenseitiger Verfolgung ein Beispiel aufopfernder Menschenliebe zu finden.

In Solothurn, wo Nikolaus Wengi, ein eifriger Katholik, aber ein wegen seiner Billigkeit und rechtlichen Gesinnung allgemein beliebter Mann, die Würde eines Schultheißen bekleidete, hatte die Reformation ebenfalls, vorzüglich auf dem Lande, viele Anhänger gewonnen. Sie hielten einen gesonderten Gottesdienst in der Franziskanerkirche. Obwohl nun in der Stadt die Katholiken die Mehrheit besaßen, so war die evangelische Partei doch einflußreich genug gewesen, um zu bewirken, daß das Solothurner Hauptbanner ebenfalls gegen die fünf Orte auszog. Zufolge des Vertrages von Deinikon mußte also auch Solothurn die Kriegskosten zahlen helfen und hatte eine Steuer von 800 Thalern zu entrichten. Den fünf Orten lag es aber weniger an dem Gelde, als an der Wiedereinführung des alten Glaubens, weshalb sie den Solothurnern die Bezahlung jener Summe erlassen wollten, wenn sie die neue Lehre verwerfen würden. Die Regierung, welche in der Mehrzahl aus Katholiken bestand, zeigte sich bereit, dieses Anerbieten anzunehmen. Um

die Erbitterung, welche ein so strenges Verfahren unter den Reformirten nothwendig hervorrufen mußte, zu verhüten, und wo möglich eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln, machte Wengi den Vorschlag, den Evangelischen die freie Ausübung ihres Kultus zu gestatten, wenn sie die außerordentliche Kriegssteuer bezahlen würden. Allein die Bemühungen des Schultheißen waren umsonst; die Franziskanerkirche wurde den Reformirten verboten und dieselben mit ihrem Gottesdienste außerhalb die Stadt, nach Zuchwyl gewiesen.

Wie überall, war damals die Spannung zwischen beiden Konfessionen schon an und für sich eine feindselige; dieser Beschluß erbitterte die Protestanten noch mehr. Ihre Häupter traten zusammen und leiteten eine Verschwörung ein, um ihre Gegner zu ermorden und durch einen Aufstand zu erzwingen, was ihnen auf gesetzlichem Wege nicht gewährt wurde. Auf den 30. Weinmonat sollten die reformirten 1533
Bauern sich bereit halten, um in der Nacht mit dem zwölften Glockenschlage in die Stadt einzudringen und die Thore zu besetzen. Zu gleicher Zeit wollten die evangelischen Bürger das Zeughaus überfallen und sich der Waffen bemächtigen.

Die verhängnißvolle Nacht brach an. Niemand ahnte die Gräuel, die sich in ihrem Dunkel vorbereiteten. Immer näher rückte die zwölfte Stunde. Da erbarmte sich einer der Verschwornen der unglücklichen Stadt; ihm graute ob dem Verderben, das über die vielen Mitbürger kommen sollte, und er warnte den Schultheißen vor der drohenden Gefahr. Sogleich ließ dieser die Thurmuhr zurückstellen, sammelte in aller Eile die treuen Bürger und besetzte die Thore und das Rathhaus. Schon hatten die Reformirten der Stadt das Zeughaus genommen. Eiligst ließ Wengi die Häuser der Nachbarschaft besetzen; die Verschwornen wurden heftig in die Enge getrieben und sahen sich gezwungen, das schon eroberte Gebäude wieder zu verlassen und sich in die Kleinstadt zurückzuziehen. Als sie daselbst ankamen, warfen sie die Brücke über der Aare ab und bereiteten sich zu einer ernsten Vertheidigung vor. —

Jetzt brachten die Katholiken, welche nun im Besitze der ganzen obern Stadt waren, zwei Feldstücke herbei und richteten deren Mündung gegen die Kleinstadt, um auf die Reformirten zu feuern. Da trat Nikolaus Wengi hervor und warnte vor solchem Beginnen. „Bürger!“ rief er aus, „seid Christen und mäßigt Euch! Bedenket wohl, die da

drüben sind Eure Mitbürger; Ihr seid ihnen an Zahl weit überlegen; der Sieg ist Euer; befleckt ihn nicht durch unnöthiges Blutvergießen!" — Aber die Leidenschaft schien diese Worte zu überhören; grauenhaft blitzte es schon aus einem der Schlünde hervor, und mit furchtbarem Donner flog die Kugel hinüber nach dem neuen Spital, wo die Reformirten zur Berathung versammelt waren. Jetzt nähert sich die Lunte dem andern Geschütze; da wirft sich Wengi vor die Mündung der Kanone und ruft mit Entschlossenheit: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe das meinige zuerst!" — Das wirkte; durch die edle Selbstaufopferung ihres Schultheißen besiegt, wurden die Bürger ruhiger und schossen nicht mehr. Die Protestanten, welche bald einsahen, daß sie ihren Gegnern nicht gewachsen seien, zogen ab und begaben sich nach Wiettlisbach, im Gebiete von Bern.

Kurz nachher kam auch durch Vermittlung der Berner und der übrigen Orte der Friede wieder zu Stande. Die Reformirten wurden beinahe Alle begnadiget, die katholische Religion wieder eingeführt und nur der Amtsbezirk Buchegg in seinem neuen Glauben belassen. — Nikolaus Wengi stand noch dreizehn Jahre seiner Vaterstadt vor und gewann durch wiederholte Beweise seiner menschenfreundlichen Gesinnung immer mehr die Achtung und Liebe seiner Mitbürger. Ein Denkmal aus Granit verewigt die edle That des Schultheißen; ein schöneres hat er sich selbst gesetzt in dem Spitale seiner Stadt, welchem er einen Theil seines Vermögens vermachte.

58. Die Berner erobern das Waadtland. (1536.)

Während die katholischen Orte bemüht waren, in allen von ihnen abhängigen Gebieten und Ortschaften den alten Glauben wieder einzuführen und zu befestigen, suchte Bern im Westen der Schweiz überall die neue Lehre zu verbreiten, wo immer diese Stadt ihren Einfluß geltend machen konnte. Der eifrigste Beförderer der Reformation in jenen Gegenden war Wilhelm Farel, welcher unermüdlich, oft mit Lebensgefahr in den durch die Burgunderkriege erworbenen gemeinen Vogteien und bald in allen Städten des Waadtlandes und der Umgebung predigte, und dessen Bemühungen von den Bernern selbst durch gewaltsame Maßregeln unterstützt wurden. Seine Lehren drangen bis nach Genf, einem alten Bischofssitze und höchst wichtigen Passe

am Ausflusse der Rhone aus dem Lemanersee. Genf aber hatte sich zum Schutze gegen den Herzog von Savoyen mit den Städten Bern und Freiburg verbündet*).

Als die Bevölkerung Genf's, gleich der Eidgenossenschaft, durch die Reformation in zwei hitzige Religionsparteien auseinander gerissen wurde, suchte der savoysche Adel diesen Umstand zu benutzen, um die schöne Hafenstadt wieder in die Gewalt des Herzogs Karl III. zurückzubringen. Besonders die waadtländischen Herren nahmen eine drohende Miene an und eröffneten die Feindseligkeiten. Nun aber war im Jahre 1530 zwischen Karl und den Städten Bern und Freiburg eine Uebereinkunft geschlossen worden, welche die Bestimmung enthielt, „daß, wenn der Herzog oder die Seinen die Ruhe Genf's stören, die Waadt den Ständen Bern und Freiburg anheimfalle; störe aber Genf den Frieden, so werde die Stadt von ihren Bundesgenossen verlassen und dem Herzog unterthan." — Gestützt auf diesen Vertrag drohten die Berner dem Herzoge Karl mit Krieg, wenn er nicht dafür sorge, daß der waadtländische Adel zur Ruhe zurückkehre. Allein Karl zeigte wenig Lust, dieser Forderung Folge zu leisten; er unterstützte vielmehr das Unternehmen seiner Leute in der Waadt und ermüdete die Berner mit leeren Versprechungen. Da entschloß sich diese Stadt, zu handeln, um so mehr, als sie eine Dazwischenkunft Frankreich's fürchtete; denn in ihrer Noth hatten sich die Genfer auch an letztere Nachbarmacht gewendet.

So wurde denn ein Heer von 7000 Mann zusammengebracht, der Junker Hans Franz Nägeli zu dessen Anführer ernannt und demselben für den bevorstehenden Feldzug unumschränkte Gewalt übertragen. 22. Jan. 1536
Nägeli hatte schon in italienischen Kriegen seine Tapferkeit und sein Feldherrntalent bewiesen. Rasch brach er auf, noch ehe der Herzog die Städte und Ortschaften besetzen konnte, durchzog, ohne einen Mann zu verlieren, das Waadtland und hielt schon nach neun Tagen seinen feierlichen Einzug in Genf. 1. Horn.
Alle diese so leicht errungenen Ortschaften, sogar das jenseits des Genfersees gelegene Chablais vereinigte der kühne Eroberer mit der mächtigen Republik Bern. Selbst an Genf stellte er die Zumuthung, sich unter die bernische Herrschaft zu begeben. Allein dieser Vorschlag wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Sein

*) Siehe Anhang, Geschichte der Stadt Genf!

eigenes Heer hinderte ihn, in seinen Eroberungen weiter vorzudringen; er sah sich gezwungen, mit dem bereits Errungenen zufrieden zu sein, und mit schwerer Beute beladen kehrte er nach Bern zurück. — Aber nochmal zog Nägeli an der Spitze von tausend Mann aus. Denn der Bischof von Lausanne, dessen Gebiete bis jetzt verschont worden waren, hatte sich des Einverständnisses mit Savoyen verdächtig gemacht. Wiflisburg, Lucens und das feste Schloß Chillon wurden eingenommen, und das Bernerheer rückte selbst gegen Lausanne vor. Diese Stadt hatte einige Jahre früher ein Bündniß mit Bern und Freiburg geschlossen und es seither wieder erneuert. Zugleich legte sie nicht wenig Gewicht auf ihre Würde als Bischofssitz und hoffte daher, man werde ihre Freiheit nicht gefährden. Eitle Hoffnung! Kaum ist Nägeli in ihre Mauern eingezogen, so nimmt er im Namen seiner Regierung von der Stadt und ihren Gebieten Besitz. Da sieht die erstaunte Bürgerschaft, trotz ihrer Einwendungen, das bischöfliche Wappen durch den Bären ersetzt und vom Schloßthurme herab die schwarzrothe Bernerflagge wehen.

Damit war das gesammte Waadtland unterworfen und blieb bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der Stadt Bern, während das Chablais später wieder an Savoyen zurückgegeben wurde. Die Regierung von Bern hatte nunmehr nichts Eiligeres zu thun, als Vögte in die neuen Gebiete zu senden. Uebrigens herrschte sie weise und suchte das Volk durch milde Behandlung für sich zu gewinnen. Das gelang ihr auch bald; nur der Adel wollte sich lange nicht fügen. — Auch Freiburg hatte einige Eroberungen gemacht. Obschon dieser Stand nur mit Widerwillen gegen einen katholischen Fürsten Krieg führte, so hatte ihn doch die Furcht vor der allzugroßen Erweiterung des Bernergebietes dazu vermocht. Anderseits waren auch religiöse Interessen mit im Spiele, indem die Freiburger so viele Ortschaften als möglich für den alten Glauben zu erhalten suchten. Denn die Berner, so milde sie sonst regierten, verbannten die katholische Religion mit der größten Unduldsamkeit auch aus den neuerworbenen Städten und Landestheilen und drangen dem Volke überall die Reformation auf, obschon die Waadtländer im Allgemeinen der neuen Lehre abgeneigt waren. Um den Schein der Gesetzlichkeit zu haben, wurde in der Kathedrale zu Lausanne ein Kirchengespräch angeordnet, welches Wilhelm Farel leitete. Sein

Ausgang läßt sich leicht errathen. Ihm folgten die gleichen Maßnahmen, die gleichen Gewaltthätigkeiten, wie einst in Zürich und Bern. Die meisten Priester blieben ihrem Glauben treu und wanderten aus; denn für sie war kein Bleiben mehr; die Messe wurde strenge untersagt, jeder Schein des katholischen Kultus verboten, Kirchenschätze und Klösterbesitzungen als Staatsgut erklärt. Ein willkommener Fund waren besonders die unermeßlichen Schätze der Kathedrale in Lausanne. Diese Kirche, „unserer lieben Frau" geweiht, war damals ein berühmter Wallfahrtsort und äußerst reich an kostbarem Kirchenschmuck. Da wurden die Domherren gezwungen, Schlüssel und Urkunden den Berner Abgeordneten zu übergeben. Umsonst behauptete der Rath von Lausanne, diese Schätze gehören der Stadt; Monstranzen, goldene Gefässe, Kruzifixe, Leuchter, Halsketten, Alles wurde in Fässer verpackt und nach Bern geführt. Damals ahnte freilich Niemand, daß nach etwas mehr als zwei und einem halben Jahrhundert das gleiche Schicksal über Bern hereinstürzen und diesen Raub rächen werde. — Indessen hatte man doch die Vorsicht, einen Theil der Kirchengüter den Gemeinden zu schenken, um sie an die Reformation zu fesseln. Sie wurden meist zu Schulen und wohlthätigen Zwecken verwendet.

Hatte Bern sein Gebiet im Westen der Eidgenossenschaft bedeutend erweitert, so gieng bald nachher im Osten ein für die Schweiz sehr wichtiger Punkt verloren. Schon oft hatte nämlich die Stadt Konstanz um Aufnahme in den eidgenössischen Bund nachgesucht. Allein die kleinliche Eifersucht vieler Städte hatte diese Aufnahme stets verhindert. Als die Stadt reformirt wurde, wuchs dies böse Verhältniß noch mehr. Das wußte Kaiser Karl V. und belagerte 1548
sie. Von den Katholiken in der Schweiz verlassen und selbst von ihren Glaubensbrüdern nur flau unterstützt, mußte sie sich ihrem Feinde ergeben und zur katholischen Religion zurückkehren. — Umsonst suchte man in neuerer Zeit diesen Schlüssel zur nordöstlichen Schweiz wieder zu gewinnen; Konstanz, obschon innert der natürlichen Gränzen der Eidgenossenschaft, blieb von derselben getrennt.

59. Die Zeit der tridentinischen Kirchenversammlung.

Wir haben früher vernommen, daß nach der Schlacht am Gubel Katholiken und Protestanten als Eidgenossen sich wieder die Hand

reichten und zu Deinikon einen gegenseitigen Vertrag unterzeichneten. Es war also Friede; so sagte es wenigstens jene Urkunde. In Wirklichkeit sah es aber nicht sehr friedlich aus. Wenn auch die Waffen ruhten und kein Bürgerblut dieselben befleckte, so fehlte doch jene brüderliche Einigkeit, welche das Glück eines freien Landes bedingt, und Mißtrauen, Unduldsamkeit und Glaubenshaß riefen eine Menge innerer Streitigkeiten hervor, die oft nicht weit vom offenen Kriege entfernt waren. Da feiert man kränkende Siegesfeste oder zeigt die brüderliche Gesinnung durch leidenschaftliche Urtheile und Hinrichtungen; dann zankt man sich um die Rechte in den gemeinsamen Vogteien; bisweilen auch läßt man drohend die Grenzen besetzen; dann durchziehen wieder Abgeordnete das Land mit allerlei Klagen und Beschwerden, Entschuldigungen und Rechtfertigungen, und dazwischen erschallt die Werbetrommel Frankreich's, deren Rufe man eilig folgt, um in auswärtigen Religionskriegen die Waffen gegen einander zu führen. Wer weiß, hätte nicht ein lüsternes Auge bisweilen an der Grenze gespäht, um bei günstiger Gelegenheit das durch innere Zerwürfniß gelähmte Hochland zu erobern: — die Schweiz hätte sich vollständig getrennt. Allein die Unterwerfung der Nachbarstadt Konstanz öffnete den Eidgenossen die Augen über das Schicksal, das ihnen selber drohte, wenn sie nicht nach Außen fest zusammenhielten, und die Furcht vor dem allgemeinen Untergange bewirkte wenigstens soviel, daß die Bundesorte anfiengen, in der europäischen Politik eine etwas neutralere Stellung einzunehmen. An einem gemeinsamen Bundesschwure jedoch arbeiteten die Tagsatzungen vergeblich; denn die Katholiken verlangten, daß man „bei allen Heiligen" schwöre; und das lief dem Glauben der Reformirten entgegen. —

Während sich die Eidgenossenschaft auf solche Weise mühsam fortschleppte, war endlich in Trient ein allgemeines Konzilium zu-
1545 sammengetreten, welches mit geringer Unterbrechung achtzehn Jahre
bis
1563 dauerte. Die Lehre der katholischen Kirche wurde auf's Neue festgesetzt; die Mißbräuche wurden beseitiget, die Zucht und Ordnung wieder hergestellt und die Geistlichen zur Sittlichkeit zurückgeführt. Um aber der Ausbreitung der neuen Lehre wirksamer entgegentreten zu können und fernern Irrthümern vorzubeugen, erhielten die Bischöfe den Befehl, für eine bessere Jugendbildung zu sorgen und zu diesem Zwecke überall Seminarien und gute Schulen zu gründen. Ihr Haupt-

augenmerk aber warf die römische Kirche auf eine möglichst enge Verbindung der katholischen Völker und Staaten. Mehrere Fürsten, besonders der König von Spanien und der Herzog von Savoyen, vereinigten ihre Kräfte mit dem Pabste. Der Umstand, daß die Anhänger der Reformation selbst anfiengen, sich in Parteien zu zerspalten, begünstigte ihre Bemühungen.

In Lokarno, einer Stadt in den gemeinen Herrschaften des Tessin's, befanden sich damals viele protestantische Familien und eine Menge reformirter Flüchtlinge, welche sich aus allen Theilen Italien's hier zusammengeschaart hatten und nun daselbst aus allen Kräften für die neue Lehre arbeiteten. Um dieser gefährlichen Nachbarschaft los zu werden, beklagte sich der Pabst bei der Tagsatzung. Da in den italienischen Vogteien in der Mehrheit die katholischen Orte zu entscheiden hatten, so wurde vorerst, trotz der Gegenbemühungen der protestantischen Orte, die Ausweisung jener Flüchtlinge beschlossen und sodann den reformirten Familien in Lokarno der Befehl zugesandt, entweder dem neuen Glauben abzuschwören, oder das Land zu räumen. Allein nicht weniger als zweihundert und eilf Familien zogen, obgleich ein strenger Winter herrschte, die Auswanderung vor. Die 1555
meisten fanden eine Zufluchtsstätte in Zürich, wo zwei derselben, die Muralte und Orelli, noch jetzt in Wissenschaften und Behörden glänzen.

Bald darauf erneuerten sich die Streitigkeiten zwischen Bern und dem Herzoge von Savoyen, welcher die ihm im Jahre 1536 entrissenen Besitzungen unter Androhung des Krieges wieder zurückverlangte. Seine Forderung wurde von den katholischen Orten, von dem französischen und spanischen Gesandten, selbst von Zürich unterstützt. Denn die eidgenössischen Stände sahen die allzugroße Gebietserweiterung Bern's nicht gerne. Da jedoch die Waadtländer, welche sich unterdessen mit der reformirten Religion befreundet hatten, mit Ausnahme des Adels bereit waren, die Berner selbst gegen ihren frühern Oberherrn zu unterstützen, so wurde von einem eidgenössischen Schiedsgerichte eine nur theilweise Rückerstattung beschlossen. Es erhoben sich zwar in Bern eine Menge stürmischer Gegner; dennoch siegte die Friedenspartei, und das jenseits des Genfersee's gelegene Chablais, sowie das Ländchen Gex wurden an Savoyen zurückgegeben. 1564

60. Karl Borromeo und der goldene Bund. (1570—1586)

Der Pabst und die mit ihm für den alten Glauben verbündeten Fürsten suchten auch die katholischen Orte der Eidgenossenschaft für ihre gegenseitige Verbindung zu gewinnen; denn diese Vormauer Italien's war besonders für Rom sehr wichtig. Es wurde daher Allem aufgeboten, nicht blos den alten Glauben in der katholischen Schweiz zu sichern, sondern auch dieselbe so viel als möglich an Rom zu knüpfen. Der Kardinal Karl Borromeo, welcher mit unermüdlichem Eifer seine ganze Lebensthätigkeit der Erweiterung und Befestigung der römischen Kirche opferte, erschien zu diesem Zwecke sogar persön-
1570 lich in den katholischen Orten der Eidgenossenschaft.

Dieser berühmte Prälat war ein Neffe des Pabstes Paul IV. und Erzbischof von Mailand. Seine überzeugende Beredsamkeit, und mehr noch seine aufrichtige Frömmigkeit, seine Demuth und menschenfreundliche Gesinnung gewannen ihm die Liebe des Volkes und bekehrten oft ganze Gemeinden zur Rückkehr zum alten Glauben. So brachte er einige Vogteien des Tessin's wieder unter seine erzbischöfliche Gerichtsbarkeit. Er trat besonders gegen die schlechten Sitten der Geistlichen auf, und das um so wirksamer, da er ihnen selbst das schönste Beispiel der Sittenreinheit gab. Anstößige Bücher und Gemälde ließ er in Menge verbrennen. Wo aber die Mittel der Ueberzeugung fruchtlos blieben, da wandte er auch solche der Strenge an. So suchte er in den italienischen Vogteien die damals überall einheimische Inquisition einzuführen.

Neben diesem Manne waren es aber noch zwei andere aus der Eidgenossenschaft selbst, welche die Bestrebungen der katholischen Kirche kräftig unterstützten. Der erste war Melchior Lussi, Landammann von Unterwalden, welcher als Vertreter der katholischen Orte auf dem Konzilium von Trient und als Gesandter bei den auswärtigen Höfen einen solchen Glaubenseifer und solche diplomatische Gewandtheit bewies, daß er bei den Fürsten sehr beliebt wurde und bald eine ähnliche Stelle zu ihnen einnahm, wie einst Waldmann in Zürich. Der zweite, nicht weniger einflußreiche Staatsmann war der Schultheiß von Luzern, Ludwig Pfyffer, welcher sich durch seine Tapferkeit und Treue für den französischen König nicht nur das Vertrauen und die Freundschaft dieses Fürsten, sondern auch ein gewaltiges An-

sehen bei den übrigen Monarchen erwarb. Von allen Seiten bezog dieser „Schweizerkönig“, wie ihn fremde Schriftsteller nannten, beträchtliche Jahrgehalte, die ihn bald zum reichsten Eidgenossen im 16. Jahrhundert machten. — Diese beiden Männer suchte Karl zu gewinnen, und beide kamen seinen Bestrebungen auch eifrig entgegen.

So wurde es den Bemühungen des Kardinals nicht sehr schwer, bei den Katholiken der Eidgenossenschaft die Annahme der tridentinischen Konzilien-Beschlüsse zu bewirken. Bald gelang es ihm auch, in die katholischen Orte der Schweiz zwei neue Orden zu verpflanzen, 1574
nämlich die Jesuiten und die Kapuziner. Die Letztern, bei dem und 1581
gemeinen Manne noch jetzt beliebt, erhielten eine ausgedehnte Wirksamkeit als Volksprediger; den Jesuiten hingegen wurde die Unterweisung der höhern Stände, besonders aber die Jugenderziehung übertragen. — Diese Einrichtungen blieben nicht erfolglos. Die katholische Lehre wurde im Volke befestiget, und wo allfällige Neuerungen hatten auftauchen wollen, wurden sie vollständig unterdrückt.

Und um dem Protestantismus noch wirksamer entgegenzutreten, stiftete Karl in Mailand ein Freikollegium für zweiundvierzig Jünglinge aus der Schweiz, das Collegium helveticum, welches dazu bestimmt war, tüchtige Geistliche heranzubilden.

Damit war aber der Kardinal noch nicht zufrieden. Die päbstlichen Gesandten (Nuntien) sollten in der Schweiz einen festen Sitz erhalten, um die Sittlichkeit und das Ansehen der Kirche und des Pabstes besser wahren zu können. Allein in diesen Bestrebungen stieß Karl auf unerwarteten Widerstand. Die Geistlichen fühlten sich durch die Obergerichtsbarkeit eines solchen Gesandten gekränkt, und die Regierungen waren trotz ihrer Anhänglichkeit an den Katholizismus zu sehr Schweizer, als daß sie sich ihrer alten Rechte, die sie dem Klerus gegenüber immer streng gehandhabt hatten, so leicht begeben hätten. Dennoch setzte der einflußreiche Prälat sein Vorhaben endlich durch und konnte Luzern zur Aufnahme einer beständigen 1579
Nuntiatur bewegen, zur größten Erbitterung ihrer Gegner, welche in ihr die Quelle vielfachen Haders und die Erhöhung der Zwietracht zwischen beiden Glaubensparteien voraussahen. Und leider hat das Benehmen der päbstlichen Gesandten diese Befürchtungen nicht immer widerlegt.

Die Bande, welche nun die Schweiz mit Rom verknüpften, sollten

noch enger gezogen werden. Zwei Jahre nach dem Tode des Karl Borromeo kam nämlich unter dem Nuntius Santorio zu Luzern ein
1586 Bündniß zu Stande, in welchem sich die Waldstätten, Zug, Freiburg und Solothurn verpflichteten, beim wahren Glauben zu leben und zu sterben, Abfallende zur Rückkehr zu nöthigen, einander gegen die Angriffe Andersgläubiger wechselseitig zu unterstützen und sich durch kein älteres oder jüngeres Bündniß in der Erfüllung dieser Bestimmungen hindern zu lassen. Am 5. Weinmonat 1586 wurde dieser goldene Bund unterzeichnet, so genannt, weil man sich davon für die Wiederherstellung des alten Glaubens goldene Früchte versprach. Zum Andenken an den großen Kardinal heißt er auch wohl borromäischer. Umsonst erhoben sich dagegen die reformirten Stände und verlangten die Aufhebung dieses Sonderbündnisses, weil es die Heiligkeit der alten eidgenössischen Bünde zerstöre. Schon ein Jahr nachher kam sogar ein
12. Mai 1587 zweiter Vertrag mit Spanien zu Stande. Die Eidgenossenschaft blieb in zwei feindliche Theile zerspalten, von denen der eine an die päbstliche Oberhoheit gebunden war. Und wie sehr Rom mit den religiösen Interessen auch politische verband, beweist ein Breve, in welchem der Pabst Gregor XIII. die Eidgenossen warnt, protestantische Orte in ihren Bund aufzunehmen, mit den Worten: „Fern sei von Eurem Bunde der gottlose Genfer, der gottlose Rhätier!" —

61. Appenzell in zwei Rhoden getrennt. (1597)

Auch im Lande Appenzell hatte die Reformation schnellen Eingang gefunden. Einzelne Gemeinden hatten sich sofort, andere nur langsam vom alten Glauben getrennt. Um den allgemeinen Frieden
1524 nicht zu stören, hatte die Landsgemeinde den Beschluß gefaßt, daß jegliche Kirchhöre durch Stimmenmehrheit entscheiden solle, ob sie katholisch bleiben oder reformirt werden wolle. Auf diese Art hatten sich sodann alle Gemeinden vom alten Glauben getrennt; nur der Hauptort Appenzell selbst war katholisch geblieben. Ein späterer Beschluß hatte sogar noch festgesetzt, daß Niemand zur Messe gezwungen, Niemand davon abgehalten werden solle. So lebten denn seit fünfzig Jahren mehrere protestantische Familien ungestört im katholischen Flecken Appenzell.

Da beschloß der Rath der Kirchhöre Appenzell die Aufnahme

der Kapuziner. Diese bekämpften in ihren Predigten die abweichenden Grundsätze der Protestanten. Bald ereiferte sich auch das Volk; man stritt sich öffentlich über die Glaubenslehren, und es gab oft heftige Wortwechsel. Da bestand die katholische Mehrheit des Fleckens darauf, die reformirte Minderheit habe sich laut dem frühern Beschlusse der Landsgemeinde zu unterwerfen. Und als sich die Protestanten dessen weigerten, beschlossen eine Anzahl Katholiken ihre Ermordung. Sogar der Landammann Meggelin wurde für dieses Vorhaben gewonnen. Am 15. März mußten siebenundzwanzig junge Männer der evangelischen Konfession vor dem versammelten Landrathe erscheinen, um entweder der Predigt zu entsagen oder die Gemeinde zu verlassen. Sollten sie sich weigern, so gab der Landammann dem vor dem Rathhause versammelten Volke ein Zeichen, und Alle wurden ermordet. — Allein die Reformirten entdeckten diese Verschwörung früh genug, und als Meggelin sich eben dem Fenster näherte, um das verabredete Zeichen zu geben, fielen mehrere derselben mit dem Dolche über ihn her. Er sah sich genöthiget, das Volk heimzuschicken, und so den Reformirten ungehinderten Rückzug zu verschaffen. Seit diesem Augenblicke war aller Friede aus dem Ländchen gewichen; die beiden Parteien verfolgten einander auf's Heftigste. Wiederholt wurde zu den Waffen gegriffen; alle Augenblicke ertönte die Sturmglocke, und blutige Auftritte durchzogen den früher so ruhigen Ort. 1587

Die Tagsatzung sollte entscheiden. Allein dadurch wurde der Streit noch drohender und dehnte sich auch auf die eidgenössischen Stände aus, indem je nach ihrer Konfession die Einen die Partei der Katholiken, die Andern diejenige der Reformirten unterstützten. Dazu kam noch das Bündniß mit Spanien, welchem auch die katholischen Appenzeller beitreten wollten, während die Reformirten diesen Schritt zu verhindern suchten. Da die Letztern weitaus in der Mehrheit waren, so gelang es ihnen auch, an der Landsgemeinde Männern nach ihrer Meinung die höchsten Aemter zu übertragen. Einigung war unmöglich. Zehn Jahre lang stritt man sich mit höchster Erbitterung; da wurde endlich durch ein eidgenössisches Schiedsgericht die **Trennung des Volkes und des Landes in zwei Theile** beschlossen. Alle Reformirten zogen nach **Außerrhoden**, alle Katholiken nach **Innerrhoden**. Zeughaus, Banner und Siegel wurden ebenfalls getheilt. Von jetzt an war Appenzell gleich Unterwalden 8 Sept. 1597

in zwei Halbkantone zerschnitten, von denen jeder für sich unabhängig dastand, die aber in der Tagsatzung nur Eine Stimme hatten. Waren die beiden Rhoden nicht einig, so fiel ihre Stimme dahin. —

62. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossen im 16. Jahrhundert.

Mit der Trennung Appenzell's ist die Reihe der wichtigsten Ereignisse im Innern der Eidgenossenschaft während des 16. Jahrhunderts zu Ende, und wir haben nur noch kurz nachzuholen, welchen Antheil die Schweiz diese Zeit hindurch an den ausländischen Angelegenheiten nahm.

Vorerst sind es wieder die Reisläufer, welche selbst gegen die Verbote der Obrigkeiten schaarenweise unter fremde Fahnen eilten. So 1519–1525 liefen eidgenössische Söldner wiederholt nach Würtemberg, um den vertriebenen Herzog Ulrich wieder in sein Land einzusetzen. Sie erreichten jedoch ihren Zweck nicht, und Viele derselben wurden von ihren Regierungen ernstlich gestraft.

Im Anfange der Reformation standen alle Eidgenossen noch in freundschaftlichem Verhältnisse mit dem Pabste. So zogen im Jahre 1521 sechstausend Mann gegen den Herzog von Ferrara in päbstliche Dienste. Sie sahen aber keinen Feind, sondern lebten guter Dinge und schliefen in Betten. Daher nannten sie diesen Feldzug Im Mrz. 1521 scherzweise den Leinlachenkrieg. Mit ihm hörte die freundschaftliche Verbindung mit Rom auf.

Der König von Frankreich, Franz I., wollte sich mit dem von den Eidgenossen erlangten ewigen Frieden vom Jahre 1516 nicht begnügen und suchte eine noch nähere Vereinigung mit ihnen zu erlangen. Auf's Neue flossen Geld und Versprechungen in die Schweiz. Bald waren zwölf Stände gewonnen und ein Schutzbündniß mit 5. Mai 1521 dem französischen Könige unterzeichnet, welches bis drei Jahre nach dem Tode desselben dauern und gegen jeden Angreifer sich erstrecken sollte. Darin verpflichteten sich die Eidgenossen, dem Könige Truppen zu stellen, die wenigstens 6000 Mann stark sein mußten, jedoch die Zahl 16,000 nicht übersteigen durften. — Zürich war der einzige Ort, welcher von diesem Bündnisse ferne blieb.

Es schien jedoch, als sollte diese Vereinigung dem Könige wenig Vortheil bringen. Sie diente vielmehr nur dazu, auf Unkosten der Eidgenossen die Leichenhaufen in Italien zu vermehren. Denn meistens

vergossen die Schweizer ihr Blut unnütz in den Kriegen, welche Franz I. mit dem Kaiser Karl V. daselbst führte. So fielen 3000 Eidgenossen in dem tollkühnen Sturme auf Bicocca, wo die Kaiserlichen hinter gewaltigen Schanzen und mächtigem Geschütze der wüthenden Angriffe der Schweizer spotteten. — Nicht glücklicher waren sie in einem zweiten Feldzuge, wo sie bei einem Uebergange über die Sesia eine empfindliche Niederlage erlitten. 27. Apr. 1522 13. u. 14 Apr. 1524

Nichtsdestoweniger zogen neue Truppen unter die französischen Fahnen. Aber die unglückliche Schlacht bei Pavia raubte den Eidgenossen über 5000 Mann und brachte ihnen dafür die Schande, daß viertausend die Waffen streckten und sammt dem Könige Franz gefangen wurden. Diese Schande nicht überleben zu müssen, suchte Hans von Diesbach mitten in den Feinden den Tod. 24. Febr. 1525

Doch die Eidgenossen sollten noch mehr gedemüthiget werden. Sie erlitten neue Verluste bei Carano und ein Jahr später in Neapel, wo Hunger und Pest mit dem Schwerte wetteiferten, die Reihen der Söldner zu lichten. Von 4000 Eidgenossen kamen noch ungefähr 400 nach Hause. — All' diese Opfer vermochten nicht, dem Könige von Frankreich das streitige Italien zu erobern, und er sah sich zu einem harten Frieden mit dem Kaiser gezwungen. 1527 und 1528

Erfolgreicher war der Zug, welchen bald darauf die reformirten Orte gegen einen kühnen Abenteurer, Jakob von Medicis, nach Graubünden unternahmen, um ihren dortigen Bundesgenossen das Veltlin wieder erobern zu helfen. Jakob, ein Mailänder, welcher sich durch Raub und Ueberfall eine eigene Herrschaft gründen wollte, war unter dem Namen „Kastellan von Müß" berüchtiget, weshalb man diesen Feldzug den Müsser-Krieg nannte. 1531

Nochmal eröffnete Franz I. mit eidgenössischen Söldnern den Krieg gegen Karl V.. Diesmal schien ihm das Glück günstiger zu sein. In der heißen Schlacht von Cerisola, in welcher ein glücklicher Lanzenstich einen Bündner Hauptmann von seinem ungeheuren Kropfe befreite, wurde die Schmach von Pavia wieder getilgt. Unter der Anführung des tapfern Schreiners Wilhelm Fröhlich*) aus 14. Apr. 1544

*) Von ihm soll das Geschlecht der Fröhlicher in Solothurn abstammen. Denn er war, vielleicht aus Anhänglichkeit an den alten Glauben, von Zürich weggezogen und hatte sich in Solothurn niedergelassen.

Zürich, welcher sich hier den Ritterorden verdiente, thaten die Eidgenossen Wunder der Tapferkeit. Allein spätere Schlachten fielen unglücklich aus, und Franz mußte auf Italien von Neuem verzichten.

Der leidenschaftliche Hang zum Kriegsleben und die fremden Bündnisse, welche einzelnen Hauptleuten Geld und Ruhm einbrachten, den gemeinen Söldner aber meist in Armuth und Elend versetzten, den einheimischen Gewerben, dem Ackerbau und der Sittlichkeit des Volkes nachtheilig waren und somit das Glück und den Wohlstand vielfach untergruben, wurden nicht allein von den Reformatoren, sondern auch von geachteten Katholiken ernstlich gerügt. Konrad Scheuber, ein würdiger Enkel des Nikolaus von der Flüe, nannte solches Geld der Könige ein Blut- und Unfriedgeld. Einige Orte erließen wirklich strenge Verordnungen gegen die Fremdendienste und die Gnadengehalte. Allein als in Frankreich die blutigen und langwierigen Religionskriege ausbrachen, da konnte man dem Klange des fremden
1562 Goldes nicht mehr widerstehen; da folgten wieder Tausende der Werbetrommel, um nicht etwa gegen einen gemeinsamen Feind, sondern sogar gegen einander zu kämpfen. Denn während die Einen die Partei der Guisen oder Katholiken unterstützten, liefen die Andern zu den Hugenotten, wie man dort die Protestanten nannte. Es kam sogar vor, daß Söldner aus einem und demselben Orte einander gegenüber standen.

In diesen Kriegen ernteten die Schweizer abermals hohen Ruhm. Ihnen verdankte der König Karl IX. die Rettung seines Heeres in
19. Dez. 1562 der blutigen Schlacht bei Dreux. Denn der gewaltige Angriff der Hugenotten erschütterte dermaßen die königlichen Truppen, daß sie von allen Seiten zu fliehen begannen. Schon jubeln die Feinde über den errungenen Sieg. Aber Hans Tammann von Luzern und seine Schweizer halten Stand und schlagen die wüthendsten Angriffe der Gegner zurück. Umsonst sucht das protestantische Heer diesen Fels zu sprengen; sie weichen nicht, sie sterben eher. Sechsundzwanzig Hauptleute, worunter Tammann selbst, und 500 Soldaten opferten hier ihr Leben für die Rettung der Ehre. Dieser heldenmüthige Widerstand gab dem Herzog von Guise Zeit, mit dem Kerne seiner Reiterei herbeizueilen und den Hugenotten den schon errungenen Sieg wieder zu entreißen.

Diese Tapferkeit hatte zur Folge, daß der französische Hof die

frühern Bündnisse mit den Eidgenossen erneuerte und sich verpflichtete, den Schweizertruppen für jede gewonnene Schlacht einen Monatsold zu bezahlen. Das hieß man den Schlachtsold. Wieder zogen eidgenössische Krieger unter dem Obersten Ludwig Pfyffer von Luzern unter die Fahnen des Königs von Frankreich. Pfyffer lag in Chateauthierry, als ein Geheimbote ihm die Nachricht brachte, die königliche Familie schwebe in der größten Gefahr. Denn während Karl IX. mit der Königin-Mutter, von nur einigen hundert, blos mit Degen bewaffneten Soldaten bewacht, in Meaux lag, hatten ihn die protestantischen Heere umringt. Sogleich eilt der kühne Oberst mit seinen 6000 Schweizern nach Meaux, nimmt den König und die Seinen in die Mitte, rückt dann muthvoll vorwärts durch die Heere der Feinde, schlägt ihre wiederholten Angriffe nach rechts und links, von vorne und hinten unerschrocken ab und bringt noch am gleichen Abende die königliche Familie gesund und wohlbehalten nach Paris. — Diese Waffenthat erfüllte ganz Europa mit Erstaunen und Bewunderung. Ende Sept. 1567

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, all' die Heldenzüge aufzuzählen, welche die Schweizer in Frankreich's Heeren fort und fort an den Tag legten. Leider befleckte ein Theil derselben ihren Ruhm in der gräßlichen Bartholomäusnacht, in welcher die Hugenotten wenige Tage nach einem feierlichen Versöhnungsfeste erbarmungslos hingewürgt wurden. — Jeder neue französische König suchte um ein Bündniß mit den Eidgenossen nach. Er mußte es aber stets theuer erkaufen; denn erst wenn die Schweizer Geld sahen, waren sie dazu geneigt. Das Bündniß, welches Heinrich IV. im Jahre 1602 von den Eidgenossen erlangte, kostete den König nicht weniger als eine Million zweimal-hundert-tausend Thaler. — 1572

Diese französischen Bündnisse, welchen Zürich allein standhaft seinen Beitritt verweigerte, übten einen großen Einfluß auf die Stellung der Eidgenossen zum deutschen Reiche, indem sie die Schweiz immer mehr von demselben trennten. Zwar nahm man noch immer Rücksicht auf die jeweiligen Kaiser und suchte um Bestätigung der Landesfreiheiten nach. Anderseits trachteten die deutschen Reichshäupter darnach, besonders die Stadt Basel durch glänzende Geschenke wieder enger an sich zu knüpfen. Allein bald verließen die Eidgenossen, durch ihr Verhältniß zu Frankreich begünstigt, auch den Schein der alten Abhängigkeit und kümmerten sich nichts mehr um das deutsche

Reich. — Nicht weniger fühlbar machte sich der immer wachsende Einfluß Frankreich's auf die innern Angelegenheiten der Schweiz und sogar auf diejenigen einzelner Kantone. Oft gelang den französischen Gesandten ohne Schwierigkeit, was die Tagsatzungen nicht zu Stande brachten. Dieser Einfluß wurde im folgenden Jahrhundert noch bedeutender.

Werfen wir noch einen Blick auf die Verhältnisse der Eidgenossen zu den übrigen europäischen Staaten, so finden wir, daß sich die Fremdendienste nicht blos auf Frankreich beschränkten. So wissen
1587 wir, daß die katholischen Orte ein enges Bündniß mit Spanien schlossen. Im Jahre 1557 führte Melchior Lussi dem Pabste ein Heer von 6000 Mann gegen Neapel zu Hülfe. Im Jahre 1571 eilte sogar ein glänzender Reiterzug aus Bern nach Ungarn, um sich mit den Türken zu messen. Es fanden sich Schweizersöldner in aller Herren Länder. Viele Monarchen nahmen sich eine Leibwache von diesen berühmten Kriegern, welche überall und für jede Sache, war sie gut oder schlecht, die gewohnte Tapferkeit bewiesen.

63. Noch einige Züge aus dem 16. Jahrhundert.

Bevor wir unsere Betrachtung über das 16. Jahrhundert schließen, können wir nicht umhin, noch einiger Begebenheiten zu erwähnen, welche zwar auf die allgemeine Entwickelung der Eidgenossenschaft keinen bedeutenden Einfluß ausübten, die aber nichtsdestoweniger für jeden Schweizer wissenswerth sind. Denn einerseits gewähren sie uns einen tiefern Einblick in die Sitten und Gebräuche damaliger Zeit; anderseits finden wir in ihnen seltene Beispiele moralischer Größe.

Welchen Einfluß zur Zeit der Reformation trotz aller Sittenroheit der religiöse Glaube noch auszuüben im Stande war, beweist uns ein Auflauf in Zug im Jahre 1523. In einem Fastnachtsumzuge begegneten sich nämlich auf dem Marktplatze zwei Werbeoffiziere mit ihren gesammelten Mannschaften, von denen die eine für Frankreich, die andere für den Pabst bestimmt war. Nun wollte keine Partei der andern ausweichen. Alles Zureden blieb fruchtlos. Die gegenseitige Erbitterung wuchs der Art, daß man aufeinander losrückte und handgemein wurde. Auf Einmal erscheint der Priester

mit dem Hochwürdigen mitten unter den Streitenden. Da sanken Alle voll heiliger Scheu auf ihre Knie, und der Aufruhr war gestillt.

Ein Beispiel seltener Seelengröße finden wir in Schwyz, wo im Jahre 1532 Joseph Amberg zum Landammann gewählt worden war. Als solcher hatte er nicht nur die Staatsgeschäfte zu führen, sondern auch die gerichtlichen Untersuchungen zu leiten und über die Beklagten das Urtheil auszusprechen. Er hatte einen Sohn, dessen zügelloses Leben ihm vielen Kummer verursachte. Dieser vergaß sich einst so weit, daß er sich mit einem Vergehen befleckte, für welches vom Gesetze die Todesstrafe bestimmt war. Man denke sich die schreckliche Lage des unglücklichen Vaters! Aber Landammann Amberg zögert keinen Augenblick, auch dem Sohne gegenüber seine Richterpflichten zu erfüllen. Mit blutendem Herzen leitet er die Verhandlungen, und mit schmerzerfüllter Seele spricht er das schreckliche Urtheil. Und am Tage der Hinrichtung wankt der gebeugte Vater nach dem Kerker und nimmt Abschied von seinem unglücklichen Sohne. Dann legt er alle Würden ab und zieht sich auf seinen Sitz im Iberg zurück, wo er wenige Jahre nachher, vom Gram verzehrt, in Einsamkeit und Buße sein Leben beschloß. — Wo zeigt uns die Geschichte solche Männer, welche, gleich Amberg, die Zärtlichkeit eines Vaters mit der Strenge des Richters zu vereinigen wußten? —

Auf einen schönen Zug von Gewissenhaftigkeit und uneigennütziger Denkungsart treffen wir auch in Zürich im Jahre 1564. Diese Stadt besaß damals zwei ausgezeichnete Bürgermeister. Der Eine derselben, Georg Müller, war anfänglich ein Sattler; allein sein gesunder Menschenverstand und seine rechtliche Gesinnung erwarben ihm bald das Zutrauen seiner Mitbürger und stellten ihn an die Spitze des Staates. Aber Müller, weit entfernt, sein Ansehen zu mißbrauchen oder seine Kräfte zu überschätzen, fürchtete vielmehr, seiner Stellung nicht gewachsen zu sein, und erhob wiederholt seine Bedenklichkeiten, das ihm anvertraute Amt gebührend verwalten zu können. Und als man ihn dessenungeachtet nicht daraus entlassen wollte, da floh der gewissenhafte Mann heimlich aus der Stadt, indem er durch ein zurückgelassenes Schreiben erklärte, nicht eher zurückkehren zu wollen, als bis seine Stelle durch einen Andern ersetzt sei. Aber unter den Beamten Zürich's fand sich keiner, der, durch falschen Ehrgeiz geleitet, diese Gelegenheit benutzt hätte. Alle waren einig und bestätigten den abwesenden Bürgermeister in seiner

Würde. Solches Zutrauen rührte den wackern Müller, er kehrte zurück und verwaltete sein Amt noch mehrere Jahre. — Eidgenossen! nehmt euch ein Beispiel an diesem gewissenhaften Staatsmanne und und an seinen uneigennützigen Mitbürgern!

Auch Bern besaß zwei tüchtige Staatshäupter in dem Schultheißen Franz Nägeli, dem gefeierten Eroberer des Waadtlandes, und in seinem Amtsgenossen Johann Steiger. Allein diese Männer hatten sich, man weiß nicht warum, so sehr entzweit, daß sie mehr als einmal im Rathe die Faust gegen einander erhoben. Man mußte sogar Jedem eine Begleitung mitgeben, um zu verhindern, daß sie nicht die Waffen gegen einander zogen. Nun hatte Steiger seine Gattin durch den Tod verloren und wünschte, seinem Hauswesen wieder eine tüchtige Frau vorzusetzen. Unter allen Töchtern der Umgebung gefiel ihm aber keine so wohl, wie die sittsame Tochter seines Feindes. Aber wie konnte er hoffen, sie je zu erhalten! Doch edle Menschen verzagen nicht. Vertrauend auf das sonst gute Herz seines Gegners geht Steiger allein nach dem kaum eine Stunde von der Stadt enfernten Schlosse Bremgarten, wo Nägeli den Sommer über wohnte. Magdalena, die Tochter des Letztern war gerade mit Füttern des Federviehes beschäftiget, als Steiger in den Schloßhof trat. Erschrocken wollte sie entfliehen; er aber warf ihr behende eine goldene Kette um den Hals. Aber im nämlichen Augenblicke rennt sein Todfeind mit dem Schwerte in der Hand die Stiege hinunter und ruft mit schrecklicher Stimme: „Was suchst Du hier, Unglücklicher?" — Da erwiedert Steiger unerschrocken: „Den Tod, wenn Du unversöhnlich, Freundschaft und Deine Tochter, wenn Du großmüthig bist!" — Dies edelherzige Zutrauen entwaffnete den Zorn des Schultheißen; er warf das Schwert weg, umarmte seinen vorigen Feind und rief besiegt: „Meine Freundschaft sollst Du haben auf ewig, und meine Tochter zur Braut, wenn sie, wie ich hoffe, einwilliget." — Hocherfreut über die Versöhnung der beiden Männer, zögerte Magdalena nicht, durch ihr Jawort die Freundschaft noch fester zu knüpfen. Die Hochzeit, welche bald darauf Statt fand, war ein wahres Volksfest. Vier Tage lang dauerte die Feier; am ersten Tage waren die Adeligen und die Geistlichen, am zweiten, die Verwandten der beiden Familien, am dritten die fremden und eidgenössischen Gesandten und am vierten die Bürger eingeladen. Alles freute sich über die plötzliche Ver-

änderung und wünschte den beiden Schultheißen Glück zu ihrer Versöhnung. Das geschah im Jahre 1567, also im gleichen Jahre, als Ludwig Pfyffer sich durch seine Treue für den französischen König so hohen Ruhm erwarb.

In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt auch jenes seltsame Abenteuer, welches den Straßburgern beweisen sollte, wie schnelle Hülfe sie in Kriegsgefahren von ihren Bundesbrüdern in Zürich zu erwarten hätten. Bei Anlaß eines Volksfestes traten nämlich fünfundzwanzig Züricher voll Begeisterung zusammen, bestiegen ein großes mit den Schweizerfarben bewimpeltes Schiff, nahmen in die Mitte einen mächtigen Kessel mit kochendem Hirsebrei, fuhren lustig von Zürich weg die Limmat, die Aare und den Rhein hinunter und langten noch am gleichen Tage in Straßburg an. Unter fröhlichem Scherzen wurde sodann der noch ganz heiße Brei mit den erstaunten Freunden und Bundesgenossen getheilt und verspeist.

Gegen das Ende dieses Jahrhunderts gab es in der Schweiz vielfache Streitigkeiten, weil Pabst Gregor XIII. einen neuen Kalender einführen wollte. Nach der alten Julianischen Zeitrechnung zählte nämlich das Sonnenjahr volle 365¼ Tage. Da dies nicht der Fall ist, indem das richtige Jahr nach genauern Beobachtungen ungefähr 12 Minuten weniger enthält, so war dasselbe im Laufe der Jahrhunderte um 10 Tage zu lang geworden. Der Gregorianische Kalender ließ nun, um die Rechnung zu berichtigen, im Jahre 1582 die überflüssigen Tage wegfallen. Allein die Einführung desselben stieß auf mannigfache Schwierigkeiten. Wenn er auch von den Katholiken angenommen wurde, so verwarfen ihn die Reformirten schon deswegen, weil er vom Pabste kam; Andere wollten von einer solchen Neuerung durchaus nichts wissen. So entstanden eine Menge Unordnungen und Zänkereien, besonders in den gemeinen Herrschaften, wo bald der alte, bald der neue Kalender galt. Erst im Jahre 1701 nahmen auch die reformirten Orte die neue Zeitrechnung an, indem sie nach dem 18. Hornung sogleich deu 1. März zu zählen anfiengen. Aber noch lange jammerten die Glarner mit Thränen in den Augen, das noch erleben zu müssen, daß die Sonne nicht mehr um St. Martinstag, sondern viel früher durch das Martinsloch den Kirchthurm von Ems bescheinen sollte, und in Bern beobachtete man sogar, daß seit der Neuerung die Uhren nirgends mehr den rechten Gang hatten. —

64. Rückblick auf das 16. Jahrhundert.

Als wir das fünfzehnte Jahrhundert verließen, fanden wir in der Eidgenossenschaft eine Menge Mißbräuche nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staate, und wir erkannten die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform. Diese Reform wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts versucht. Sie führte jedoch zur unseligen Glaubenstrennung vorerst in Zürich, sodann auch in andern Gegenden. Durch die Ausschweifungen der Wiedertäufer wenig empfohlen und durch die Art ihres Auftretens beleidigend, findet die neue Lehre besonders bei den Waldstätten festen Widerstand, gewinnt aber nichts destoweniger in mehreren eidgenössischen Orten das Uebergewicht. Spott und Schmähschriften, drohende Bündnisse, leidenschaftliche Hinrichtungen und Unduldsamkeit aller Art führen endlich die entzweiten Bürger kampfgerüstet nach Kappel, wo ein edler Eidgenosse den blutigen Zusammenstoß verhindert. Allein der Friede scheitert an Zwingli's weitgreifendem Plane einer politisch-religiösen Umgestaltung der gesammten Schweiz; das Auftreten der Protestanten verschlimmert die Lage, bis die Katholiken nothgedrungen abermals zu den Waffen greifen und in den Schlachten bei Kappel und am Gubel so entscheidende Siege erringen, daß die Reformirten einen für sie nachtheiligen Frieden einzugehen gezwungen werden. Und nachdem Bern sein Gebiet durch Eroberung der Waadt vergrößert, sucht Rom die Katholiken enger mit einander und mit sich selbst zu verknüpfen und ruht nicht, bis sie ihm eine beständige Nuntiatur gewähren, aus welcher nach wenigen Jahren der goldene Bund hervorgeht. Und während Tausende von Söldnern über die Grenze eilen und in fremden Lohnkriegen sich theilweise hohen Ruhm erwerben, durchziehen das Innere der Eidgenossenschaft verderbliche Stürme, in welchen die Schifflein der dreizehn Orte auf einem Meere von Mißtrauen und Unordnung umhertreiben und Appenzell sogar an der Klippe des Glaubenshasses in zwei Rhoden zerschellt. So sehen wir uns abermals am Ende eines Jahrhunderts, welches an wichtigen Ereignissen nicht ärmer ist, als die frühern, das aber nicht mehr einen rein politischen, sondern mehr kirchlichen Charakter trägt, und wo nicht mehr das Schwert allein in Freiheitsschlachten blitzt, sondern auch die Feder ihre wohlberechneten Hiebe auf die Gegner führt.

Das 16. Jahrhundert ist eine Zeit der religiösen Umgestaltung. Die Kirche hatte vielfache Veränderungen erlitten. Selbst die Altgläubigen hatten durch die Annahme der tridentinischen Konzilienbeschlüsse ihre Glaubensvorschriften genauer ausgesprochen, und neben einer strengern Sittenlehre war es besonders eine größere Einheit, mit welcher sie sich insgesammt den Neugläubigen gegenüberstellten. Bei diesen aber, welche auch die Glaubenssätze umgeformt hatten, herrschte große Meinungsverschiedenheit, und wenn es auch dem Antistes Bullinger, Zwingli's Nachfolger, nach vieler Mühe gelang, bei den Reformirten die Annahme eines Glaubensbekenntnisses unter dem Namen „helvetische Konfession", zu bewirken, so vermochte er doch nicht jene Einheit herzustellen, welche nöthig war, um dem neuen Glauben überall festen Bestand und weitere Verbreitung zu sichern. Da zur Durchführung und Aufrechthaltung der einen wie der andern Lehre die staatliche Gewalt mithelfen mußte, und weil die Reformation bisherige Rechte und Besitzungen der Kirche für den Staat beanspruchte, so wurden die religiösen Fragen mit den politischen vermengt; man fieng an, in den Rathsäälen bei jedem Anlaß zu theologisiren; die beiden Parteien der Städte und Länder verschwanden, und an ihre Stelle traten zwei andere noch hitzigere, die der Katholiken und der Reformirten.

Der politische Gegensatz der konfessionell getrennten Orte zeigte sich viel offener, als es bei frühern Parteien der Fall war. Die Protestanten tagten gesondert in Aarau, die Katholiken in Luzern, und wenn auch noch jährlich zweimal eine allgemeine Tagsatzung in Baden zusammentrat, so geschah es fast nur, um sich über die Verwaltung der gemeinen Herrschaften zu berathen. Die Lage dieser Unterthanenländer war eine traurige. Nicht nur geschah zum Besten dieser unglücklichen Gegenden beinahe Nichts; es schien sogar, als seien die Beamten der Herrscherkantone nur dazu da, das Volk regelmäßig auszusaugen und auf die ungerechteste Weise zu unterdrücken. Wie tief mußte da der sittliche Zustand der Unglücklichen herabsinken! — In den Bundesorten selbst ahmte man immer mehr die Gewohnheiten ausländischer Höfe nach, und es entwickelte sich allmälig aus der frühern Verfassung eine gewisse Oligarchie, das heißt, die Regierung kam fast ausschließlich in die Hände nur weniger bevorzugter Familien, zu Luzern sogar in die Hände einer einzigen, der Familie

Pfyffer. Die herrschenden Geschlechter regierten oft nach Willkühr, ohne die Bürger oder das Landvolk zu Rathe zu ziehen. Die Vergünstigungen, welche Zürich und Bern nach den Kappelerkriegen den Bauern hatten gewähren müssen, wurden nur im Anfange ein wenig beachtet und bald gar nicht mehr berücksichtiget. Fast allenthalben erhoben sich die Landbewohner gegen die Willkühr der Regierungen, besonders wenn sie außerordentliche Steuern entrichten mußten; aber diese Aufstände wurden entweder gleich im Entstehen niedergedrückt oder hatten nur zur Folge, daß sich die Oligarchie noch mehr befestigte. Außer diesen Herrschergeschlechtern bildeten sich nach ihrem Beispiel selbst unter den Bürgern eine Menge von Klassen aus, von denen jede stufenmäßig unterschiedene Vorrechte (Privilegien) und Freiheiten besaß. Da gab es Voll- und Theilbürger, Halbbürger, Gemeinde- und Nichtgemeindebürger, Eingeborne, Hintersäßen und Tolerirte oder Geduldete. Wer durch die Geburt einer dieser Kasten angehörte, der mußte zum Voraus auf die besondern Rechte der andern verzichten. Natürlicherweise wurde dadurch die Aufnahme in die Bürgerschaft immer mehr erschwert, an vielen Orten sogar fast unzugänglich gemacht. Immer mehr erwachte jener kleinliche Oertligeist, welcher, nur auf eigene Interessen bedacht, dem Gemeinwohle bis auf die neueste Zeit so hemmend entgegentrat, und die zunehmende Armuth rief eine Menge Verordnungen hervor, welche ihn außerordentlich begünstigten.

Diese Verarmung war eine nothwendige Folge des Söldnerdienstes, welcher den Herren ihre Knechte, den Vätern ihre Söhne entführte und in manchen Gegenden Haus- und Feldarbeiten in trauriger Weise verkümmern ließ. Und oft erhielt der gemeine Soldat kaum die nothwendigsten Kleider, mußte Monate lang auf den Sold warten, den ihm gewissenlose Hauptleute vorenthielten, und hatte am Ende das bittere Loos, bettelarm und von eckelhaften Krankheiten behaftet in sein Vaterland zurückzukehren, um in irgend einem Siechenhause sein Leben zu beschließen. Aber auch eine Menge fremder Landstreicher durchzogen nach allen Seiten die Schweiz. Um diesem zunehmenden Uebel, das durch häufige Theuerungen noch vergrößert wurde, abzuhelfen, erhoben sich die Regierungen. Allein sie riefen nur noch größeres Elend hervor; denn anstatt mit aller Strenge gegen das unselige Reislaufen einzuschreiten, verboten sie den Armen

die Ehe, schränkten Jeden in seine Gemeinde ein und zwangen diese, ihre Dürftigen zu ernähren. So erschienen eine Reihe Gesetze und Erlasse und thürmten bald eine mächtige Schranke auf, hinter welcher der Oertligeist ungestört emporwuchern konnte, über welche aber die freie Industrie umsonst zu dringen versuchte. Das war eine schlimme Zeit, wo in verschiedenen Gegenden auf die schaarenweise umherirrenden Bettlerbanden oft unmenschliche Verfolgungen angestellt wurden, und wo sich jene bedauernswerthe Klasse der Heimathlosen bildete, welche das allertraurigste Loos hatten, unter freiem Himmel zu verwildern und erbarmungslos aus einem Ort in den andern gehetzt zu werden, und welche oft durch die gräßlichste Noth zu Raub und Verbrechen gezwungen wurden, bis nach drei Jahrhunderten sich endlich die Regierungen ihrer erbarmten. — Was übrigens die Strafgesetze anbelangt, so waren sie bedeutend gemildert worden. Die Einführung der Karolina*), welche zwar für gewisse Verbrechen immer noch grausame Strafen vorschrieb, wie z. B. die Viertheilung und sogar das Lebendigbegraben, brachte doch mehr Ordnung und Mäßigkeit in das Gerichtsverfahren.

Wenden wir uns nach einer andern Seite und werfen wir einen Blick auf das wichtige Feld der Erziehung. Auch da bemerken wir bedeutende Umgestaltungen. Die Trennung des Glaubens und die Hitze, mit welcher beide Konfessionen einander bekämpften, zogen nothwendig auch eine Trennung der Schule nach sich. Zwar blieben die Katholiken lange hinter den Reformirten zurück; war es ja eben ihre Unwissenheit, die nach dem Urtheile katholischer Zeitgenossen den gebildetern Protestanten den Sieg verschaffte. Es fehlte ihnen eine gute wissenschaftliche Anstalt, und daher kam es nicht selten vor, daß Katholiken gezwungen waren, ihre Söhne an die Schulen und Akademien reformirter Orte zu senden. Als aber die tridentinischen Beschlüsse überall Kollegien und Seminarien verlangten, änderte sich die Sache. Die Jesuiten, in deren Hände sich bald die Erziehung befand, errichteten in den katholischen Orten ihre Lehrstühle. Jetzt wurden die Schulen der Andersgläubigen verboten. Und wie es hauptsächlich auf eine erfolgreiche Bekämpfung der neuen Lehre abgesehen war, wurden die verschiedenen Wissenschaften als Hülfsmittel der

*) Kaiser Karl's V. hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung.

Theologie benutzt und in festen Lehrsätzen vorgetragen. Besonders häufig wurden die Redner der Griechen und Römer übersetzt, überhaupt Nichts unterlassen, was die Zöglinge zu guten Polemikern heranbilden konnte, d. h. zu Männern, die es verstanden, einen wissenschaftlichen Streit zu führen. — Im Gegensatze zu dieser dogmatischen Erziehungsweise der Katholiken erblühte bei den Protestanten das freie Denken und die freie Forschung. Ihre vortrefflichen Anstalten wurden erweitert; jedes größere Städtchen schuf seine Gymnasien, und mehrere gute Landschulen verbreiteten bessere Bildung auch unter das Volk. All' diese Anstalten wurden von den Regierungen kräftig unterstützt; ausgezeichnete Gelehrte fanden daselbst in jener bewegten Zeit freundliche Aufnahme und einen mächtigen Wirkungskreis, und so entfaltete unser Vaterland bald eine solche wissenschaftliche Thätigkeit, daß sich die Schweiz vom Falle bei Marignano wieder erhob und in geistiger Hinsicht eine Bedeutung in Europa erlangte, wie dies früher in militärischer Beziehung kaum der Fall war.

Daher finden wir auch in dieser Zeit vortreffliche literarische Arbeiten. Unter diesen, die sich auf fast alle Gebiete der geistigen Thätigkeit vertheilen, ist für uns Schweizer das schöne Werk des gelehrten Aegidius Tschudi besonders merkwürdig, in welchem er die Geschichte der Eidgenossenschaft in klaren, kräftigen Worten, in faßlicher deutscher Sprache vollständig erzählt. Tschudi ist der Erste, welcher sein Werk auf Urkunden gründete, und darum verdient er den Namen eines Begründers unserer Nationalgeschichte. Wie vielen Werth man überhaupt anfieng auf die Aufzeichnung der Thatsachen zu legen, beweist der Umstand, daß damals schon beinahe jedes Städtchen seinen eigenen Geschichtschreiber und seine Chronik besaß.

Noch weit mehr und auch mit weit größerem Erfolge wurden die Naturwissenschaften gepflegt. An der Spitze der vielen berühmten schweizerischen Naturforscher dieser Zeit steht Konrad Geßner von Zürich. Durch seine unermüdlichen Forschungen legte dieser deutsche Plinius den Grund zur neuen Thier- und Pflanzenkunde (Zoologie und Botanik), und wurde gleichsam ein Reformator der Wissenschaft. Nach dem Tode dieses ebenso tugendhaften, als gelehrten Mannes wurde Basel der Hauptsitz der Naturforscher. Hier gründete Theophrastus Paracelsus den ersten Lehrstuhl der Chemie, welcher in Europa existirte. —

Wo die Wissenschaften einen so erfreulichen Fortgang nahmen, konnten auch die **Künste** nicht zurückbleiben. Die Dichtkunst brachte heroische Kriegslieder und satyrische Dramen zu Tage; die Malerei fand besonders an der Malerschule in Basel ihre Verpfleger; die Baukunst wurde vervollkommnet, und die Musik war damals in der ganzen Schweiz sehr beliebt und geschätzt. Die Buchdruckerkunst fand immer mehr Verbreitung und entwickelte die größte Thätigkeit. Die **Landwirthschaft** wurde in vielen Gegenden bedeutend verbessert; man trocknete See'n und Sümpfe, rottete Wälder aus, erzog das Vieh mit mehr Sorgfalt, führte neue Arten des Feldbaues ein und vervollkommnete die Pflege der Weinreben. Bergwerke wurden gegraben, Bergstraßen gebaut; so die Hauensteinstraße zwischen Basel und Solothurn. Noch bedeutender sind der **Handel** und die **Fabrikation**. Uhrmacherei, Goldarbeit und das Kürschnerhandwerk schwangen sich neben den übrigen Gewerben rasch empor. Auch hierin stand Zürich obenan. Protestantische Flüchtlinge, besonders aus dem Tessin, welche hier einen Zufluchtsort gefunden, hatten einen neuen Zweig der Industrie nach dieser Stadt verpflanzt, nämlich die Seidenweberei. Der so theilweis zunehmende Wohlstand wurde aber leider durch die Pest gestört, welche viermal die Gauen unseres Vaterlandes verheerend durchzog.

Werfen wir noch einen Blick auf die **Sitten und Gebräuche** der Eidgenossen im 16. Jahrhundert, so finden wir, daß sie durch die Religionsstürme bedeutend geläutert, oft sogar zu sehr eingeschränkt wurden. Im Allgemeinen zeigt sich sogar bei hochgestellten Personen eine gewisse Einfachheit, welche indessen gelegenheitlichen Aufwand nicht ausschloß. So wurde ja die Hochzeit des Schultheißen Steiger und der Anna Nägeli mit dem größten Pomp gefeiert, und das 16. Jahrhundert hat noch mehrere solche Beispiele aufzuweisen. Die Schützenfeste waren noch immer beliebt. Solche Festlichkeiten blieben indeß gewöhnlich auf den Ort beschränkt, wo sie gehalten wurden; ebenfalls eine Folge der Reformation. Denn in beiden Konfessionen zog man mit aller Strenge gegen öffentliche Ergötzlichkeiten, Tänze, Schauspiele u. s. w. zu Felde, „weil sie den Sitten gefährlich seien."

Auch die Art und Weise der **Kriegsführung** der Schweizer hatte einen veränderten Charakter angenommen, indem man nach dem Beispiele fremder Völker fast allgemein die Luntenbüchsen und

Musketen einführte. Doch behielt man noch immer auf ungefähr sechzig Büchsenschützen fünfzehn lange Spieße, fünfzehn Harnische und zehn Hellebarden; denn man konnte sich nicht so leicht von den alten Waffen trennen, welche die Vorväter so berühmt gemacht hatten.

Trotz der vielseitigen Aufklärung, welche sich im 16. Jahrhundert Bahn zu brechen begann, finden wir bei dem Volke, sogar noch bei den Gelehrten den lächerlichsten Aberglauben. So war z. B. die Ersteigung des Pilatus *) verboten; denn es gieng die Sage, als sei der berüchtigte Landpfleger der Juden zur Strafe in die Schluchten dieses Berges gebannt worden, und man glaubte, daß gefährliche Gewitter entstehen, wenn man Steine in den kleinen Pilatussee werfe, der seither längst verschwunden ist. Diese eitle Furcht vor dem Berge wurde durch den muthigen Kämpfer für die Naturwahrheiten, Konrad Geßner, verscheucht, indem er in Begleitung des Pfarrers von Luzern denselben furchtlos erstieg. Indessen glaubte auch Geßner noch an die Sterndeuterei.

Schließen wir hiemit unsere Betrachtung über das 16. Jahrhundert, um die Geschichte unserer Vorfahren in den fernern Ereignissen zu verfolgen.

65. Die Eidgenossenschaft zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die religiösen und politischen Zerwürfnisse, welche unser Vaterland schon mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hatten, pflanzten sich auch auf das 17. Jahrhundert hinüber. Die ganze erste Hälfte ist voll von allerlei Zänkereien und Streitigkeiten, in welchen Frankreich fast überall das große Wort führte. Die furchtbaren Religions- und Freiheitskriege jener Zeit blieben ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Eidgenossenschaft, und mehr als einmal wäre der Bürgerkrieg ausgebrochen, wenn nicht die Furcht vor den auswärtigen Mächten die Parteien im Zaume gehalten hätte.

Erst waren es schreckliche Unruhen im benachbarten Bündner-
1603–1639 lande **), welche der Schweiz selbst verderblich zu werden drohten,

*) Diese Benennung stammt vom lateinischen mons pilatus, d. h. der mit Spitzen versehene Berg.

**) Siehe Anhang, Geschichte des Kantons Graubünden!

indem beide Glaubensparteien ihre Gesinnungsgenossen unterstützten und so unter sich das Feuer der Zwietracht erhöhten. — Noch ehe diese Streitigkeiten beendigt waren, kam ein noch drohenderes Ungewitter an die Grenzen unseres Vaterlandes, jener furchtbare Religionskrieg, der während dreißig Jahren Deutschland verheerend durchzog.*) Sein erster bedenkliche Einfluß auf die Schweiz zeigte sich, als im Jahre 1629 Kaiser Ferdinand II. das Restitutionsedikt erließ, welches von den Protestanten die Rückgabe aller seit dem Jahre 1552 eingezogenen geistlichen Güter verlangte. Nun war die Schweiz seit dem Siege bei Dorneck zwar faktisch vom Reiche getrennt; allein ihre Unabhängigkeit war noch nicht förmlich anerkannt und gewährleistet. Daher erhoben sich auch in der Eidgenossenschaft die Bischöfe, Aebte und Prälaten und forderten die ihnen entrissenen Rechte und Besitzungen zurück. Das gab Anlaß zu vielfachen Mißhelligkeiten, indem die Katholiken dies Begehren unterstützten. Erst das Herannahen des schwedischen Heeres zwang die Letztern zum Nachgeben. 1629—1648

Sowohl die Kaiserlichen, als auch die Protestanten suchten wiederholt die Eidgenossen mit in ihren Krieg hineinzuziehen. Allein die katholischen wie die reformirten Stände sahen ein, daß die Theilnahme an diesem Kriege ihren Untergang herbeiziehen würde und daß das Wohl des gesammten Vaterlandes es erfordere, sich von diesen ausländischen Streitigkeiten fern zu halten. Alle Regierungen waren in diesem Punkte einig. — Indessen wurde die ausgesprochene Neutralität in der That nicht immer strenge aufrecht gehalten und deshalb auch in der Folge von den kriegführenden Mächten nicht

*) Dieser Krieg entstand im Jahre 1618 in Böhmen zwischen den Kaiserlichen und den Protestanten. Er verbreitete sich aber bald über ganz Deutschland; fast alle europäischen Staaten wurden in denselben verwickelt; besonders waren es die Schweden, welche unter ihrem König Gustav Adolf mit furchtbarer Macht dem deutschen Kaiser gegenüberstanden. Dreißigtausend Städte und Dörfer fanden in den Reichsprovinzen ihren Untergang. Landbau, Handel und Gewerbe wurden zerstört, Bildung und Sitten durch Rohheit und Verwilderung vernichtet. Tausende von Familien aller Parteien mußten sich in die Nachbarländer flüchten, und wie gewöhnlich kam auch ein gutes Theil davon in die Schweiz. Erst im Jahre 1648 endigte dieser unglücklichste aller Kriege, welchen Deutschland je geführt hat, und Katholiken und Protestanten erhielten gleiche Rechte.

sehr geachtet. Die Eidgenossenschaft besaß zu wenig Entschiedenheit, ihr Gebiet gehörig zu schützen. Katholiken und Protestanten folgten mit eifersüchtigen Blicken den Ereignissen im Auslande, warben heimlich für ihre Meinungsgenossen und ließen es geschehen, daß mehrere Oberhauptleute den streitenden Heeren nicht unbedeutende Hülfe zuführten. Dadurch wurde das gegenseitige Mißtrauen und der Glaubenshaß neu angefacht. Da gab es denn oft bedenkliche Zwistigkeiten. So zogen eine Schaar Berner Soldaten aus, um der Stadt Mühlhausen, welche von den Kaiserlichen bedroht wurde, Hülfe zu bringen.
1632 Plötzlich werden sie am Kluspasse bei Ballstall von einem Haufen Solothurner Bauern überfallen, welche, von dem Vogte Philipp von Roll angeführt, sie rein ausplündern. Fünfzehn Mann wurden erschlagen, viele verwundet. Um Bern's Zorn zu besänftigen und den Ausbruch des Krieges zu verhüten, mußte sogar die Tagsatzung mehrere Male einschreiten; Von Roll wurde verbannt und Mehrere seiner Mitschuldigen enthauptet.

Als bald darauf der auswärtige Krieg sich dicht an die Schweizergrenzen hinzog, als es galt, den Kaiserlichen die Stadt Konstanz zu entreißen, da wurde die Lage der Eidgenossenschaft noch gefährlicher. Der schwedische Feldherr, Gustav von Horn, suchte diese Stadt von der Schweizerseite her zu erobern, überfiel das zürcherische Städt-
1633 chen Stein, als eben die schweizerische Besatzung weggezogen war, überschritt die Rheinbrücke und eilte durch den Thurgau gegen Konstanz. Der zürcherische Vogt des Thurgaues, Kilian Kesselring, versäumte es, sogleich ernste Maßregeln zu ergreifen, indem er eben einem Dorffeste beiwohnte. Das hielten die katholischen Orte für Verrath, und voll Zorn eilten sie mit 3000 Mann nach Wyl, schlugen dort ein Lager auf und drohten, sich sofort den Oestreichern anzuschließen. Zugleich rüsteten sich Luzern, Solothurn und Freiburg zum Angriffe gegen Bern, weil diese Stadt gleich Zürich mit den Schweden im Einverständnisse stehe. Auch die Reformirten griffen zu Waffen. Glücklicherweise wurde die Belagerung von Konstanz aufgehoben und so die Schweiz vor dem Unglücke bewahrt, an dessen Rande sie geschwebt hatte. Allein Kesselring sollte nun für den vermeintlichen Verrath büßen; trotz den Bitten der Thurgauer und den Drohungen Zürich's wurde er gefangen genommen, nach Schwyz geführt, grausam gefoltert und im Gefängniß zurückbehalten. Im

Uebermaß der Schmerzen bekannte er, was man von ihm wissen wollte, widerrief aber gleich darauf das Gesagte wieder. Endlich nach mehr als siebenzig Wochen kehrte dieser Unglückliche, der sich jedenfalls einer großen Nachlässigkeit schuldig gemacht hatte, wieder nach Zürich zurück. Diese Stadt gab ihrem Bürger, den der katholische Kriegsrath zu einer Buße von 16,000 Gulden und zum Verluste seiner Ehre verurtheilt hatte, ein Amt, das ihn fortan genügend ernährte. — Bald nachher wurde das schweizerische Gebiet zum zweiten Male verletzt, und diesmal von dem östreichischen Heere. Dabei zeigten sich nun die katholischen Stände gerade ebenso thatenlos, als vorher die reformirten. Ueberhaupt wurde wenig gegen die fremden Schaaren gethan, die zum Glücke sich bald wieder entfernten, jedoch nicht ohne aller Orten Brand, Mord und Raub verübt zu haben.

Als sich der dreißigjährige Krieg wieder mehr und mehr von den Grenzen der Eidgenossenschaft entfernte, wurde der innere Friede sofort durch allerlei andere Zwistigkeiten gestört. Bald waren es drohende Aufstände des wegen Steuern und zunehmender Aristokratie erbitterten Volkes, wie in Bern und Zürich, die nur durch eidgenössische Versprechungen oder durch Waffengewalt mühsam beschwichtigt werden konnten; bald waren es religiöse Zänkereien, welche besonders durch das Benehmen der Landvögte in den gemeinen Herrschaften, durch ihre Erpressungen und Verfolgungen der Andersgläubigen hervorgerufen wurden. Erst als sich der im Ausland wüthende Krieg wieder den Grenzen der Eidgenossenschaft näherte und ihr mehr als je Gefahr drohte, da einigten sich alle Parteien, um jeden An- 1646
greifer entschieden zurückzuschlagen, und es wurden diesmal ernstliche Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Das war aber nur eine Wirkung der augenblicklichen Gefahr; das Mißtrauen im Innern dauerte fort die Unzufriedenheit des Volkes war keineswegs erloschen, der so mühsam unterdrückte Bürgerkrieg war nur aufgeschoben, und es sammelten sich immer düsterer jene dunkeln Gewitterwolken, welche um so furchtbarer sich entladen, je langsamer sie heranziehen.

66. Die Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche gewährleistet. (1648)

Seit dem Schwabenkriege war die Eidgenossenschaft von Frankreich, Spanien und andern Mächten stets als selbstständiger und freier

Staat angesehen und behandelt worden. Allein es fehlte dieser Unabhängigkeit, für welche sie so oft und siegreich gekämpft, noch immer der gesetzliche Stempel. Obwohl sich die Schweizer wenig mehr um das deutsche Reich bekümmerten, so nannten sie sich doch noch immer Glieder desselben und führten auf ihren Münzen und öffentlichen Gebäuden den deutschen Reichsadler. Der Kaiser selbst betrachtete sie als seine Unterthanen, und seine Beamten waren am wenigsten geneigt, ihre Selbstständigkeit anzuerkennen. Daraus entstanden denn noch oft Mißhelligkeiten, wie wir dies noch kürzlich bei dem Restitutionsedikte gesehen haben.

Der Baseler Friede vom Jahre 1499, welcher die Eidgenossenschaft vom Reichskammergerichte freisprach, wurde so verstanden, als ob Basel nicht darin begriffen wäre. Darüber beklagten sich die Eidgenossen wiederholt, und als sich eben ein europäischer Kongreß in Westphalen befand, um die langwierigen Kriegsunruhen endlich beizulegen, sandten auch die Eidgenossen den Bürgermeister von Basel,
1646 Johann Rudolf Wettstein, dahin ab, damit er sich für seine Stadt verwende. Dieser in der Unterhandlungskunst höchst erfahrene Mann erwarb sich bald die Achtung und das Vertrauen der Reichsboten. Nicht allein seine Klugheit und seltene Umsicht verschafften ihm dieses Glück; es war jenes prunklose, bescheidene Auftreten, verbunden mit einer überzeugenden Festigkeit und Würde, wodurch allein ein kleiner Staat bei den Mächtigen und Großen sich Gehör und Achtung erwerben kann. Unermüdet verfocht er die Rechte seiner Stadt, und als man ihm den Vorschlag machte, man wolle sie gegen eine Geldsumme freilassen, erwiederte er: „Die Stadt Basel verlangt keine Freilassung, sondern die Anerkennung ihrer Freiheit." Der französische Gesandte unterstützte Wettstein's Begehren, und endlich gab
19 Okt. 1648 auch der Kaiser seine Zustimmung zu denjenigen Artikeln des westphälischen Friedens, wodurch nicht allein Basel, sondern die ganze Eidgenossenschaft als ein völlig selbstherrlicher und vom deutschen Reiche durchaus unabhängiger Staat anerkannt wurde. — Mitten unter ihren innern Zerwürfnissen kam den erstaunten Eidgenossen die Nachricht von dieser Befreiung, welche um so wichtiger war, als sie nicht allein vom deutschen Reiche anerkannt, sondern auch von sämmtlichen europäischen Mächten gewährleistet wurde. — Der edle Wettstein, welcher einen großen Theil der Un-

kosten aus seinem eigenen Vermögen gedeckt hatte, genoß bis an sein Ende das vollste Zutrauen des Volkes. „Er war," so sagt einer seiner Biographen, „der geachtetste und einflußreichste Mann der Eidgenossenschaft." —

67. Ursachen des Bauernkrieges.

Bevor wir mit der Aufzählung der traurigen Vorfälle beginnen, welche gleich nach dem dreißigjährigen Kriege die Eidgenossenschaft in höchst bedrohlicher Weise durchzogen, müssen wir unsere Leser nochmals daran erinnern, daß in unserm Vaterlande damals noch immer zwei Hauptregierungsweisen vorkamen, die sich beide wesentlich von einander unterschieden, nämlich die aristokratische und die demokratische. Demokratisch waren z. B. die drei Länder, Uri, Schwyz und Unterwalden; da versammelten sich jährlich alle „freien Männer", reich und arm, und wählten aus freiem Willen ihre Regierungen und ordneten ihre Gesetze und Angelegenheiten. Aristokratisch hingegen waren die Städte, wie Luzern, Zürich, Bern; hier lag die Regierungsgewalt in den Händen bevorzugter Familien und der Bürger, welche jedoch von jenen gar oft unterdrückt und in ihren Ansprüchen vielfach beeinträchtigt wurden. Jene Landstriche, welche um die Städte herum lagen und welche sie theils käuflich, theils durch Eroberungen an sich gebracht hatten, waren ihr Eigenthum, und sie betrachteten daher ihre Bewohner als Unterthanen. Diese hatten nur sehr wenig in den Staatsangelegenheiten mitzureden und wurden meistens dabei gar nicht beachtet. Um so strenger dagegen bestanden ihre Beherrscher auf dem Einzuge der Steuern und Abgaben und sandten zu diesem Zwecke, so wie zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung, Landvögte mitten in ihre Gegenden. — Diese aber mißbrauchten gewöhnlich ihre Gewalt, quälten das Land mit Erpressungen und harten Strafen, legten sogar vermöglichern Landleuten Schlingen, um sich an ihrem Eigenthume vergreifen zu können, und bereicherten sich auf Unkosten ihrer Untergebenen auf schamlose Weise. Die wiederholten Klagen der Bedrückten wurden von den Regierungen nicht angehört oder auf später hinausgeschoben. War es somit ein Wunder, wenn das Landvolk immer mißmuthiger wurde, wenn es die Liebe und das Zutrauen zu seinen Oberherren verlor, wenn es mit eifersüchtigen

Blicken auf die freien Männer in den drei Ländern hinsah und immer lebhafter sich darnach sehnte, frei zu werden, wie sie? — „Warum," so klagte das unzufriedene Volk, „warum sollten wir weniger frei sein, als die Männer in den Waldstätten? — Haben nicht unsere Väter gleich ihnen für die Freiheit gestritten? — Haben nicht auch sie bei Sempach, St. Jakob und Granson gekämpft? — Warum sollen wir es dulden, daß man uns ein Recht nach dem andern entreißt, daß man unsere Freiheitsbriefe und Urkunden entstellt und beseitigt, daß man uns gleich Sklaven behandelt, als wären wir nur für die Regierung da?" — In seinem Mißmuthe betrachtete das Volk selbst die nothwendigsten Steuern und Abgaben als eine Ungerechtigkeit. —

Diese Unbehaglichkeit war in hohem Grade auch eine Folge des dreißigjährigen Krieges. Eine Menge Bewohner Deutschland's hatten sich auf den Schweizerboden geflüchtet. Dadurch war der Werth der Lebensbedürfnisse, der Ländereien und der Häuser um das Doppelte, oft um's Dreifache gestiegen. Durch diese leichtere Erwerbsquelle geblendet, vernachlässigten die Landleute ihre Arbeit, brachten ihre Zeit im Wirthshause zu und liehen von den Städtern große Summen gegen Unterpfand. Da kam der westphälische Friede. Die deutschen Flüchtlinge zogen fort, die hohen Preise sanken eben so schnell wieder herab, und während sich rings um die Schweiz der Wohlstand wieder erhob, sah sich der an Müßiggang und Wohlleben gewöhnte Schweizerbauer mit seinem verschuldeten Eigenthum in einer mißlichen Lage. Um das Uebel voll zu machen, kehrten auch eine Menge Soldaten zurück, welche in Deutschland und Frankreich gedient hatten, lauter Männer, die an Unordnung und Nichtsthun gewohnt waren. — Selbst die Anerkennung der schweizerischen Freiheit machte die Sache noch schlimmer, indem sich die Regierungen nun fürstliche Rechtsame zuschrieben und so zu handeln anfiengen, als ob sie weder Volk noch Bürgern Rechenschaft schuldig wären. — So wurde die Unzufriedenheit immer größer, immer allgemeiner, und sie wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um in einen offenen Aufstand auszubrechen. —

68. Ausbruch und Verlauf des Bauernkrieges. (1653—1655)

Wenn ein Volk sich in seinen Rechten bedrückt fühlt, so bieten sich ihm leicht Gelegenheiten, seinen Unwillen zu zeigen. So auch hier.

Die Regierungen sahen sich nämlich genöthiget, um Ordnung in ihr Münzwesen zu bringen, ihre Scheidemünze zurückzuziehen und 1652
den Werth eines Batzens um die Hälfte oder um ein Dritttheil herabzusetzen. Das rief neuen Unwillen hervor. Die reizbaren Entlebucher erhoben bei der Regierung von Luzern Einsprache dagegen, wurden aber mit Schimpf und Drohung abgewiesen. „Die Bauern thun gut," hieß es, „sich ruhig zu verhalten, wollen sie sich nicht welsches Kriegsvolk auf den Hals laden, das sie wohl zur Vernunft bringen wird." — Nun glaubte das Volk, die Regierung wolle sich zur Unterdrückung der Angehörigen mit italienischen Truppen umgeben, und alle Gemeinden des Entlebuch's traten bei der Kirche zum hl. Kreuz feierlich zusammen und schwuren, die Geistlichen an der Spitze, 26. Jan. 1653
ihre Freiheiten aufrecht zu halten und den Eingang des Landes gegen jeden Fremdling mit Leib und Leben zu vertheidigen. — Als nun die Regierung verlangte, sie sollen eine Abordnung zur Besprechung der Sache nach der Stadt senden, erwiederten die Bauern trotzig: „Die Herren von Luzern sind eben so nahe bei uns, als wir bei ihnen, und wenn sie uns etwas mitzutheilen haben, so können sie hieher kommen." —

Die Regierung, welche auch die Auflehnung der übrigen Vogteien befürchtete und sich selbst auf die Stadtbürger nicht verlassen konnte, wurde dadurch so zahm, daß sie der Bürgerschaft mehrere Vortheile gewährte und eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach dem Entlebuch abgehen ließ. In Schüpfheim wurde nun eine Volksversammlung veranstaltet; vierzehnhundert mit sogenannten 14. Febr.
Trüsseln oder Morgensternen, mit Büchsen und Hellebarden bewaffnete Männer marschirten unter dem Klange der Alphörner in die Kirche. Voran zogen drei starkgliedrige Aelpler, die „drei Tellen", in alter Schweizertracht, welche die drei Befreier im Grütli darstellen und so auf das Ziel des Aufstandes hindeuten sollten. Die Gesandten versprachen nun dem Volke mehrere Vergünstigungen; dieses aber forderte selbst Dinge, welche die Regierung nie zugeben konnte, und als der Schultheiß Dulliker, welcher das Ungereimte ihres Begehrens

darzulegen suchte, mit den Worten des neuen Testamentes schloß: „Wer der eingesetzten Obrigkeit widersteht, widersteht Gott selbst," da stellte sich ein riesiger Aelpler vor ihn und rief: „Ja, ja, Ihr sit von Gott, wenn Ihr gerecht; aber vom Tüfel, wenn Ihr ungerecht sit!" —

Keine Verständigung war möglich. Noch ehe die bestürzten Gesandten wieder in Luzern ankamen, erhob sich auch das übrige Luzernergebiet mit geringer Ausnahme. Zu Wohlhusen am Eingange
26. Febr. in's Emmenthal fand eine allgemeine Volksversammlung Statt und wurde unter religiöser Feierlichkeit von den Aufrührern ein neuer Bund beschworen.

Nun erhob sich auch das Berner Landvolk und hielt zu Lang-
14. u. 24. März nau und Trachselwald ähnliche Versammlungen. Die Luzernerbauern aber wurden immer kühner, ergriffen die Waffen, zogen drohend gegen die Hauptstadt und belagerten sie.

Luzern wandte sich in seiner Noth an die Waldstätten. Obwohl diese eher dem Volke, als der Regierung geneigt waren, sandten sie dennoch Hülfe, weil sie auch den Aufstand der gemeinsamen Vogteien, und dadurch Schmälerung ihrer Macht befürchten mußten. Zugleich erließ die in Baden versammelte Tagsatzung ein drohendes Manifest, in welchem sie die Parteiführer als Volksverführer erklärte. Dieses feste Auftreten dämpfte die Empörung, und die Luzernerbauern nahmen, obschon ungern, die Friedensvorschläge der eidgenössischen
6. Apr. Konferenz an, welche in Stanz zusammengetreten war und ihnen einige Vergünstigungen gewährte. Auch die Berner Landleute versprachen Gehorsam, nachdem man ihnen einige Zugeständnisse gemacht hatte, und ließen sich sogar herbei, vor der Regierung einen Fußfall zu thun. Nur die Entlebucher unterwarfen sich nicht.

Von diesem Bergthale aus wurde auch das übrige Gebiet der Stadt Luzern wieder aufgestachelt; Boten eilten in die Nachbarlande, und mit reißender Schnelligkeit griff das Feuer des Aufruhres auf's Neue um sich. Auch die Gebiete von Bern, Solothurn und Basel erhoben sich. Tausend Abgeordnete aus allen diesen Gegenden ström-
23. Apr. ten nach Sumiswald, wo man wiederum einen gemeinsamen Volksbund beschwor. Selbst der französische Gesandte La Barde ließ sich dabei durch seinen Schreiber vertreten. Denn Frankreich mußte damals eigener politischer Zustände wegen, die Freundschaft der Schweiz

wünschen, und La Barde konnte ja nicht wissen, auf welcher Seite der Sieg bleiben werde. Er soll den Aufrührern sogar Hoffnung auf Hülfe gemacht haben. —

Diese und andere zahlreich besuchte Volksversammlungen machten die Aufständischen immer übermüthiger; sie fiengen an, ihre Macht höher zu schätzen, als sie wirklich war, und verübten an den Anhängern der Regierung allerlei Mißhandlungen. Gar Manchem wurden Bart und Ohren boshaft abgeschnitten. Sie nannten sich daher nicht mit Unrecht die „Harten", ihre Gegner aber schimpfweise die „Linden". An der Spitze dieses Bauernbundes standen energische Männer, unter welchen Nikolaus Leuenberger von Schönholz und Christian Schibi, ein verwegener, ungestümer alter Soldat, die größte Thätigkeit entwickelten. Leuenberger war besonders der Liebling der Menge; durch sein ernstes, Ehrfurcht gebietendes Aeußeres, durch sein volksthümliches Wesen hatte er das volle Zutrauen seiner Mitverbündeten erlangt; Alles begrüßte ihn als den „Obmann"; ein Geleite von Freiwilligen beschützte ihn Tag und Nacht, und überall wohl empfangen durchritt dieser Diktator des Aufstandes in seinem rothen Mantel die empörten Ortschaften. In seinen Schaaren hielt er strenge auf Zucht und Ordnung. Weniger kriegerisch gesinnt, als sein Genosse Schibi, verlor er indessen die kostbare Zeit mit leeren Paraden, während die Regierungen eiligst Vorkehrungen trafen, sich mit Erfolg vertheidigen zu können. Bern rief die Waadtländer und seine welschen Bundesgenossen zu den Waffen. Zürich, das seinem Volke verheißen hatte, nur dann gewaltsame Maßregeln zu ergreifen, wenn die Güte fruchtlos bleibe, konnte nun auf dasselbe zählen und rüstete 5000 Mann. In Basel schaarten sich die Zünfte um den verehrten Bürgermeister Wettstein. Auch Freiburg brachte, zwar nicht ohne Mühe, seine Truppen zusammen. Die Waldstätten sahen sich ebenfalls zur Hülfe gezwungen, weil der Aufstand im Aargau ihre Oberhoheit gefährdete. Die zugewandten Orte wurden zum Zuzuge gemahnt.

Sofort bestimmte die Tagsatzung drei Feldherren; Sebastian Zweyer aus Uri sollte mit den Truppen aus den Waldstätten und der St. Gallischen Hülfsmannschaft das Luzernergebiet bezwingen; in den untern Aargau wurde mit den Truppen der östlichen Stände Konrad Werdmüller von Zürich beordert, der obere Aargau und

das Emmenthal dem Berner Feldherrn Sigismund von Erlach zur Unterwerfung angewiesen.

Als die Aufständischen diesen Plan vernahmen, beschlossen Leuenberger und Schibi, mit vereinten Kräften das Züricherheer von drei Seiten anzugreifen und es in die Reuß zu sprengen. Dieses Vorhaben wurde noch früh genug entdeckt, und Werdmüller ließ sogleich die gefährlichsten Stellen besetzen. — Nun wandte sich Leuenberger
21. Mai 1653 an der Spitze von 20,000 Mann sofort gegen Bern und bedrängte diese Stadt so, daß sie sich gezwungen sah, unter theilweise erniedrigenden Bedingungen den Frieden zu erkaufen. Denn außer Amnestie, d. h. der Straferlassung, 50,000 Thaler Almosen und Vergütung der unrecht erhobenen Geldbußen, mußte sie dem Landvolke gestatten, sich frei zu versammeln, so oft es Ursache hätte, sich über die Regierung zu beklagen. — Dafür verpflichteten sich die Bauern, die Waffen niederzulegen und nach Hause zurückzukehren. Dieser Vertrag, von beiden
28 Mai Theilen auf dem Murifelde bei Bern unterzeichnet, wurde jedoch von Leuenberger selbst gleich darauf verletzt, indem er, seinem Versprechen entgegen, mit seinen Schaaren unverzüglich nach dem Aargau zog.

31. Mai Daselbst hatten die Bauern Mellingen genommen, waren aber von Werdmüller wieder verdrängt worden und hatten sodann einen Waffenstillstand geschlossen. Als aber Leuenberger und Schibi mit
3. Juni den 20,000 Mann herbeieilten, begann der Kampf von Neuem. Vereint und voll Muth warfen sich die Verbündeten bei Wohlenschwyl auf das Züricherheer. Werdmüller, der ihnen nur 9000 Mann entgegenzustellen hatte, nahm dennoch den Kampf mit ihnen auf. Von zwei bis sieben Uhr stritten die Bauern wie Rasende; furchtbar wurden sie vom eidgenössischen Geschütze zusammengedonnert, und als sie rings die Häuser in Flammen aufgehen sahen, da zogen sie sich zurück und erhielten einen Waffenstillstand bis zum folgenden Tage. In seiner Verzweiflung über den unglücklichen Erfolg wollte Schibi während der Nacht das Züricherheer unversehens überfallen; allein Leuenberger und die übrigen Führer verwarfen diesen unredlichen Plan. Man fieng wieder an, mit Werdmüller zu unterhandeln, und als den ohnehin schon entmuthigten Aufrührern dargestellt wurde, daß gerade das Stanzerverkommniß, auf welches sie sich beriefen, ihnen durchaus entgegen sei, indem es jede Volksversammlung mißbillige und die eidgenössischen Stände verpflichte, mit aller Kraft gegen Em-

pörer aufzutreten: — da legten Die von Solothurn, Basel und Aargau die Waffen nieder und zerstreuten sich. Die von Luzern und Bern kehrten in guter Ordnung in ihre Heimath zurück, wo sie den Kampf fortsetzten. So griff Schibi die Brücke bei Gislikon an; 4. u. 5. Juni es entspann sich ein langer Kampf, der unentschieden blieb. Viele Luzerner Bürger sollen blind geschossen haben, und die Männer aus den Ländern riefen aus: „Wir sind nicht da, um die Bauern todt zu schießen, sondern Luzern zu schützen." Indessen war die Macht der Aufständischen gebrochen; denn wenige Tage darauf erfocht auch Erlach mit seinen Welschen bei Herzogenbuchsee einen vollständi- 8. Juni gen Sieg über Leuenberger.

Nunmehr konnten sich die drei Feldherrn ungehindert vereinigen. Sie bildeten zwei Kriegsgerichte und begannen mit der Bestrafung der Anführer. Die Regierungen zeigten sich jetzt ebenso grausam, als sie früher feige gewesen waren. Wie gehetztes Wild wurden die Häupter des Auflaufes verfolgt, dann grausam gefoltert, hingerichtet, geviertheilt, Andere gehängt oder ausgepeitscht und an ihren Gütern bestraft. Nur Solothurn, das sich während des ganzen Aufruhres mild gegen sein Volk gezeigt hatte, fällte kein Urtheil und lieferte seine Beklagten nur ungern den Kriegsgerichten aus. Schibi wurde, nachdem er die ausgesuchtesten Folterqualen mit staunenswerthem Muthe ertragen hatte, zu Sursee enthauptet. Zwei Monate später fiel in Bern auch Leuenberger's Haupt. —

Ueberall hatte sich das Landvolk wieder unterworfen, nur das Entlebuch nicht. Es mußte mit Waffengewalt dazu gezwungen werden. Jene drei Tellen, welche geächtet im Lande herumirrten, machten sogar einen Mordversuch auf den Schultheißen Dulliker, der jedoch mißlang. Als man die Verbrecher endlich entdeckte — ein Kind zeigte den Soldaten die Scheune, wo sie verborgen saßen, — kletterten sie auf das Dach der Scheune und rollten die großen Steine, womit dasselbe nach Landessitte belastet war, auf die Verfolger hinunter. Sie mußten heruntergeschossen werden, bis an Einen, der lebendig gefangen und enthauptet wurde.

Plötzlich verschwand unter dem unzufriedenen Volke aller Groll, als nämlich die Regierung von Luzern anfieng, Milde zu üben, und zufolge des Stanzerspruches den Gemeinden ihre Freiheitsbriefe zurückgab. Nun leistete auch das Entlebuch von Neuem den Treueid.

Als die Feindseligkeiten zu Ende waren, stritt man sich, wer die Kriegskosten zahlen sollte. Endlich bürdete man das Meiste dem
1654 Stande Solothurn auf, weil er mit den Bauern im Einverständnisse gewesen sei. Solothurn, das nicht hatte verhindern können, daß sein Volk nach dem Aargau zu Hülfe zog, unterwarf sich diesem harten Spruche, schloß aber, um die Eidgenossenschaft seinen Schmerz fühlen
Im Juli zu lassen, ein besonderes Bündniß mit Frankreich. — Auch die Bauern hatten Savoyen anrufen wollen. So verband sich der unterliegende Theil immer eher mit fremden Mächten, als sich mit der Gegenpartei zu einigen, — eine Thatsache, die leider in unserm Vaterlande nur zu oft vorgekommen ist, aber einem republikanischen Staate niemals zur Ehre gereichen kann.

69. Der Vilmerger Religionskrieg. (1656)

Hatte auch der Bauernkrieg der Eidgenossenschaft schwere Wunden geschlagen, so vermochte er doch nicht, die Regierungen zu einigen und die alte Unduldsamkeit und den Glaubenshaß, der in der Stunde der Gefahr eine Zeit lang zurückgetreten war, zu vertilgen. Kaum waren die Aufrührer bezwungen, so fiengen die Neckereien und gegenseitigen Beleidigungen wieder an, und beide Konfessionen betrachteten einander wieder mit Mißtrauen und Argwohn. Der Landfriede, welcher sich bisher nur mühsam aufrecht erhalten hatte, verlor immer mehr seinen Stand, und kam auch nur ein schwacher Stoß, so mußte er zusammenstürzen. —

Dieser Stoß kam von Schwyz aus. Im Flecken Art hatte sich nämlich seit längerer Zeit im Geheimen eine reformirte Gemeinde gebildet, welche sich Nikodemiten nannte. Mehrere, selbst angesehene Familien gehörten dazu und versammelten sich zum Gebete in dem sogenannten Hummelhof, einem abgelegenen Hause, wohin auch zürcherische Prediger in Verkleidung sich begaben. Diese geheimen Zusammenkünfte wurden von den Nachbarn bemerkt und gelangten bald zu den Ohren der geistlichen Obern. Eine Synode in Schwyz verlangte, daß die Regierung gegen die „Sektirer" einschreite. Er-
23. Sept. 1655 schreckt flohen 36 Personen, worunter Weiber und Kinder, während der Nacht über den Zugersee in das Gebiet von Zürich. Die Zurückgebliebenen wurden sogleich ergriffen und gebunden nach Schwyz

geführt. Unter ihnen befand sich auch eine bejahrte, reiche Wittwe, Barbara von Ospental, welche wegen ihrer Güte und Wohlthätigkeit in der ganzen Gegend sehr beliebt war. Eine Schaar Kinder, welche am Wege standen, als man sie in's Gefängniß führte, brachen in Thränen aus. „Beklaget mich nicht," sagte die Unglückliche liebevoll zu ihnen; „der Weg, den ich gehe, führt zum Himmel."

Nun berief man sich auf ein altes Gesetz, das schon bei dem ersten Auftreten der Reformation aufgestellt worden war, und welches im Lande Schwyz Jeden mit dem Tode bestrafte, welcher in den Waldstätten eine neue Religion einzuführen versuchte. Barbara von Ospenthal mit noch drei Beklagten wurde in Schwyz enthauptet, 17. Okt. 1655
Andere wurden gefoltert und Einige sogar nach Mailand an die Inquisition ausgeliefert. Die Güter Aller wurden eingezogen. Zürich, welches die Flüchtigen willfährig unter seinen Schutz genommen hatte, richtete ein Bittschreiben an die Regierung von Schwyz und verlangte für die Ausgewanderten die Auslieferung ihres Vermögens. Schwyz aber weigerte sich dessen und forderte die Auslieferung der Entflohenen. So entspann sich ein hartnäckiger Streit; umsonst waren die Ermahnungen und Vorstellungen der Gesandten verschiedener Stände, und als die reformirten Orte das eidgenössische Recht anriefen, widersetzte sich Schwyz auch da mit den Worten: „Der Stand Zürich verfolgt die Wiedertäufer und schaltet auf seinem Gebiete nach Gutdünken. Wir sind über uns're Handlungen auf dem uns'rigen nur Gott und unserm Gewissen Rechenschaft schuldig."— Eine allgemeine Tagsatzung in Baden sollte diesen Streit beizulegen versuchen. Im Nov. u. Dez.
Vielleicht wäre es dem Bürgermeister Waser gelungen, die Schwyzer zu milderer Gesinnung zu bringen, wenn nicht plötzlich die Nachricht gekommen wäre, Zürich besetze die Grenzen bei Kappel mit Truppen.

Entrüstet über dies zweideutige Benehmen, rief der Schultheiß von Luzern vor der ganzen Tagsatzung: „Der Landesfriede ist durch das Schwert geboten worden; das Schwert soll ihn aufrecht erhalten." — „Darauf hat man schon lange gewartet," war die Antwort, welche er erhielt. Die Tagsatzung gieng in höchster Erbitterung auseinander.

Nun erklärte Zürich im Namen der sechs evangelischen Orte eigenmächtig den Krieg und sandte den Landeshauptmann Werdmüller, den Bruder desjenigen, der im Bauernkriege befehligt hatte,

mit 10,000 Mann und 50 Feldstücken gegen den Thurgau. Werdmüller unterwarf diesen leicht und lagerte sich vor Rapperswyl welche Stadt eine Besatzung aus den Waldstätten erhalten hatte. —,

Bern zögerte Anfangs, besetzte seine Grenzen und sandte dann den Feldherrn Sigmund von Erlach mit 12,000 Mann in den Aargau. Im Gefühle ihrer überlegenen Macht überließen sie sich im Dorfe Vilmergen und der Umgegend dem Trunke und dem Wohlleben. Denn die Katholiken, welche zu Muri lagerten, waren nur 4000 Mann stark. Plötzlich aber wurden die Sorglosen von den Letztern, welche heimlich im Buschholze vorwärts gerückt waren, mit
23. Jan. 1656 Büchsen, Spießen und Hellebarden überfallen, verloren in einem hitzigen Kampfe, der von zwei Uhr bis in die Nacht dauerte, über 800 Mann, wurden vollständig geschlagen und mußten den Siegern neun Fahnen und zehn Feldstücke als Beute zurücklassen.

Am gleichen Tage erlitten auch die Züricher bei Rapperswyl einen Verlust von 1800 Mann. Umsonst hatte Werdmüller dieses Städtchen seit fünf Wochen belagert; Rudolph Reding von Schwyz schlug mit den tapfern Bürgern und mit seinen Soldaten alle Stürme der Züricher zurück. Unter schallendem Hohngelächter
Im Febr. der Belagerten zogen sie wieder ab.

Weder die Berner, noch die Luzerner glaubten, ihrem Landvolke trauen zu dürfen; daher gelang es dem französischen Gesandten La Barde und den unbetheiligten Ständen, die Annahme eines Friedens
7. März zu bewirken, der für den Augenblick die Feindseligkeiten einstellte, die bisherige Erbitterung aber nicht aufhob. Jede Regierung erhielt das Recht, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen; den entflohenen Artnern wurden etwa 10,000 Gulden gesteuert.

Dieser Krieg, welcher den bedenklichen Verfall des eidgenössischen Kriegswesens offenbarte, hatte während zwei Monaten die Züricher allein schon mehr als 414,000 Gulden gekostet. Und wie vieler Menschen Glück und Leben hatte er nutzlos verschlungen! Einundsechszigtausend Mann waren im Felde gestanden, eine Mannschaft, die sonst zum Schutze der Freiheit und Ehre schwer zusammengebracht wurde. Was doch Parteiwuth und Glaubenshaß vermögen!

70. Fernere Unruhen bis zum Jahre 1700.

Hatten vor dem Vilmerger Kriege Mißtrauen, Eifersucht und religiöser Haß das Glück der Eidgenossen immerfort gestört, so geschah dies nach dem Badener Frieden von 1656 wo möglich in noch größerem Maße. Man war so unverträglich, selbstsüchtig und verwildert geworden, daß oft geringfügige Umstände die hitzigsten Waffenerhebungen veranlassen konnten. Ein Beispiel hievon liefert uns der sogenannte Froschenkrieg.

Als nämlich am Pfingstfeste 1664 ein luzernerischer Werbeoffizier durch den Thurgau zog, erlaubten sich seine Söldlinge, welche betrunken waren, allerlei Unfug. Einige derselben drangen sogar mit gezückten Degen in die reformirte Kirche zu Lippersweyl, wo die Bauern eben zum Gottesdienst versammelt waren. Da eilt ein altes Weib in das nahe Dorf Wigoldingen und ruft in die angefüllte 1464 Kirche hinein: „Zu Hülfe, zu Hülfe! In Lippersweyl ist Mord und Tod!" — Sogleich bricht Alles auf; die Sturmglocken ertönen; Jeder bewaffnet sich, womit er kann, und eilt nach der bedrohten Gegend. Ohne weiter nachzufragen, werfen sich die Wigoldinger auf den Rekrutenhaufen, der ihnen unterwegs begegnet, tödten fünf Mann, verwunden Viele, zersprengen die andern und nehmen mehrere gefangen. — Die Anführer der Voreiligen wurden von dem dortigen Landvogte, einem Urner, vor ein Blutgericht gestellt. Als sich Zürich ihrer annahm, und als die Sitzung zwei Male durch einen Haufen Züricher und Thurgauer gestört wurde, glaubten die katholischen Stände, die ganze Bewegung sei von Zürich ausgegangen. Dabei spielte der Zufall noch seine Tücke. Auf dem Schnabelberg gerieth nämlich durch Unvorsichtigkeit des Hochwächters die Wachthütte während der Nacht in Brand. Das nahm man für ein Kriegssignal; sofort loderte auch das Lärmzeichen auf dem Uetliberg, auf der Menzinger Höhe, auf dem Rigi und ringsum vom Thurgau bis hinein in die Waldstätten; Nothschüsse donnerten in die Thäler hinunter, und die Sturmglocken heulten das Volk aus der Ruhe. Das ganze Land kam in Bewegung; Alles eilte unter die Waffen, und beiderseits wurden drohend die Grenzen besetzt. Man rief sogar ausländische Hülfe an. — Indessen gelang es den unbetheiligten Ständen, den abermaligen Bürgerkrieg zu verhindern. Zürich mußte es aber

geschehen lassen, daß einige Wigoldinger hingerichtet und die Gemeinde um 20,000 Gulden Kostenentschädigung gestraft wurde.

Im Jahre 1675 entstanden Streitigkeiten im Lande Glarus, als
1675 die katholische Bevölkerung in Näfels ein Kapuzinerkloster anlegte. Es kam so weit, daß die Katholiken Trennung des Landes wie in Appenzell verlangten. Die Reformirten dagegen, welche weitaus in der Mehrheit waren, widersetzten sich dieser Forderung hartnäckig. Beide Theile fanden Unterstützung bei ihren Glaubensbrüdern der benachbarten Kantone. Tagsatzungen suchten zu vermitteln; umsonst: — auf beiden Seiten rüstete man sich schon zum Kriege. Da kam endlich im Herbstmonat 1683 ein Landvertrag zu Stande, nach welchem jeder Religionstheil gesonderte Landsgemeinden, Räthe, Gerichte und Vorsteher erhielt, das gesammte Volk aber für gemeinschaftliche, nicht konfessionelle Angelegenheiten gemeinsame Behörden wählte. Diesem Schiedsspruche traten nach einiger Zögerung und auf ernstliches Mahnen der östreichischen und französischen Gesandten
1683 beide Theile bei, und die Ruhe kehrte allmälig wieder in das Thal zurück. —

Wir würden unsere Leser zu sehr ermüden, wenn wir alle derartigen Unruhen und betrübenden Vorfälle, denen fast immer ein religiöser Streit zu Grunde lag, aufzählen wollten. Eine Bewegung folgte der andern; wenn es da ruhig schien, so brach das Uebel dort wieder aus. Glücklicher Weise blieben aber die meisten dieser Händel ohne bedeutende Folgen. Wichtiger war der Streit zu Basel, im Jahre 1691. In dieser Stadt erhob sich nämlich die unterdrückte Bürgerschaft gegen die übermüthigen Anmaßungen der Aristokratie, welche den Staat und sein Gut verwaltete, als wäre das Alles ihr Eigenthum, und welche nicht allein die Bürger in ihren Rechten verletzte, sondern sie sogar als ihre Unterthanen betrachtete. Außerordentliche Mißgriffe, welche sich die Staatsverwaltung hatte zu Schulden kom-
1691 men lassen, begünstigten die Bewegung; die Regierung wurde gestürzt, und Basel hätte eine glückliche Verfassung erlangen können, wenn nicht die Bürger sich selbst entzweit hätten. So gelang es der gestürzten Regierung, mit Hülfe der Eidgenossen wieder auf die Herrscherstühle zu gelangen, nachdem sie vorher eidlich eine allgemeine Verzeihung versprochen hatte. Aber kaum fühlten die Herren sich wieder sicher, so scheuten sie sich nicht, ihr gegebenes Wort zu brechen und

mehrere Hinrichtungen vorzunehmen, „weil harte Bestrafung noth thue.“ Andere wurden an der Freiheit oder an Geld gebüßt. — Das Baseler Landvolk hatte von dieser Bewegung für sich keine Verbesserung oder Erleichterung erwarten können, weil die Bürger nur um ihren eigenen Vortheil stritten; daher hatte es sich auch nicht daran betheiligt. —

Der blinde Religionseifer trat nirgends trauriger zu Tage, als in den gemeinen Vogteien. Abwechselnd traten da bald katholische, bald reformirte Vögte für ihren Glauben auf. Der Landvogt von Sargans, Anton Reding, verlangte, daß die reformirte Gemeinde Wartau den katholischen Gottesdienst annehme, weil sich in der- 1695
selben vier katholische Haushaltungen befanden. Dieser Forderung widersetzten sich Zürich und Glarus; die katholischen Orte dagegen bestanden auf der Beibehaltung der Messe. Umsonst beriefen sich jene auf den Badener Vergleich von 1632, laut welchem religiöse Streitigkeiten nach dem Grundsatze konfessioneller Gleichheit gelöst werden sollten; umsonst verlangten sie das eidgenössische Recht; die fünf Orte blieben bei ihrer Behauptung. Die Sache ward immer ernster, immer drohender. Bedeutende Mannschaft wurde beiderseits zur Bewachung an die Grenzen verlegt; man rüstete sich zum Kriege; da und dort begannen Feindseligkeiten. Der französische Gesandte und die unbetheiligten Stände suchten zu vermitteln. Als am 22. August eine Menge Volkes zu Utznach versammelt war, um der Hinrichtung eines unglücklichen Weibes beizuwohnen, welche als Hexe verbrannt werden sollte, hieß es plötzlich: „Vom Zürichsee her rücken Truppen an!“ Dabei zeigte man auf eine dicke Staubwolke, welche sich langsam daher wälzte. Sogleich ertönen die Sturmglocken; alle Mannschaft von Utznach ergreift die Waffen. Einige Züricher, welche der Hinrichtung beiwohnen wollten, werden gefangen genommen und eingekerkert, und ungesäumt bricht man auf gegen den heranziehenden Feind. Dieser kam in der Gestalt eines Hirten an der Spitze einer friedlichen Schaafherde. — Sogleich befahl der Landvogt Stadler, die mißhandelten Züricher in Freiheit zu setzen. Er leistete Abbitte und entschuldigte sich, das alte Weib habe ihn und Alle mit ihren Künsten behext. Diese Entschuldigung wurde auch von dem abergläubischen Volke ganz natürlich befunden. Indessen mußte Stadler doch den verwundeten Zürichern eine Entschädigung geben. Die Wartauer aber
erhielten wieder den reformirten Gottesdienst, da zwei der katholischen 1696

Familien zur Predigt zurückkehrten, und die andern den Ort verließen. So endigte der Herenkrieg.

Zwei Jahre nachher wurde die Schweiz stark beunruhiget, als der Abt von St. Gallen bei einer Prozession auf vertragswidrige Weise Kreuz und Fahnen in der Stadt herumtragen ließ. Denn obwohl St. Gallen nur zugewandter Ort war, so nahmen doch alle Stände der Eidgenossenschaft je nach ihrer Religionsmeinung starken Antheil an den dortigen Vorfällen, und man war bereit, dieses Interesse selbst mit den Waffen zu bewähren. Das nannte man den
1697 u. 1698 Kreuzkrieg, der jedoch ohne Feldzüge ablief.

Das so unruhige Jahrhundert schloß endlich mit der allgemeinen Annahme der neuen Zeitrechnung. Nur einige zugewandte Orte blieben noch bei dem alten Kalender.

71. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossenschaft während des 17. Jahrhunderts.

Wie wir schon früher erwähnt haben, wurde zu Anfang des
1602 17. Jahrhunderts ein neues Bündniß mit Frankreich geschlossen, ein Bündniß, das Heinrich IV. mit gewaltigen Summen erkaufen mußte. Bald darauf schlossen Bern und Zürich ein Schutzbündniß
1613 mit dem Markgrafen von Baden, worauf es dem französischen Gesandten gelang, Zürich von seiner bisherigen Haltung abzubringen und zur Mitunterzeichnung des französischen Bundes zu bewegen.

Ein anderes Schutzbündniß schlossen Bern und Zürich mit
1617 Venedig, um dieser Republik gegen Spanien behülflich zu sein. Wichtiger jedoch war die Verbindung der Berner mit dem Her-
1617 zoge von Savoyen, ebenfalls gegen Spanien. Viertausend Berner fochten tapfer für Karl Emanuel.

Seit dem westphälischen Frieden stand die Schweiz in keinerlei Beziehung mehr zum deutschen Reiche; nichts destoweniger aber war Schwyz im Vilmergerkriege auf dem Punkte gewesen, den deutschen Kaiser herbeizurufen, indem es als Grund vorgab, auch der Kaiser habe ihm einst das Recht des Blutbannes verliehen. Ueberhaupt drohten die katholischen Orte bei jedem Streite, Oestreich's Hülfe herbeizurufen, sowie auch diejenige Spanien's, mit welcher Macht sie ihr früheres Bündniß erneuerten. —

Wichtiger, als solche vorübergehende Verhältnisse, waren die Beziehungen, in welchen die Eidgenossenschaft zu Frankreich

stand. Nach dem Tode Heinich's IV. hatte diese Macht um Erneuerung des Freundschaftsbündnisses nachgesucht, und wir haben früher gesehen, unter welchen Umständen es ihr gelang, zuerst Solothurn an 1654
sich zu knüpfen. Dafür sandte der französische König dieser Stadt eine Million Thaler. Dem Beispiele Solothurn's folgten Freiburg, Luzern, die Waldstätte und bald der ganze Schweizerbund nach. 1663
Umsonst warnten hellsehende Männer, wie ein Erlach und Wettstein, vor dieser Bundeserneuerung; selbst Zürich, das so lange die fremden Kriegsdienste gemieden hatte, war nicht davon abzuhalten. Zu Paris wurde das Bündniß unter großer Festlichkeit erneuert, und mit schweren goldenen Ketten beladen kehrten die Gesandten in die Schweiz zurück. Und wieder zogen Tausende und Tausende unter die Fahnen Frankreich's und ließen sich für den Tyrannen Ludwig XIV. in allen Gegenden Europa's tödten und halfen ihm die schnödeste Gewaltherrschaft begründen. Und ob auch dieser stolze Herrscher die Schweiz wenig achtete, ob er sie auch auf das Demüthigendste behandelte, ob er ihr verbündete Städte und Ortschaften wegnahm und vor den Thoren Basel's die drohende Festung Hüningen errich- 1697
tete: — die Schweiz hatte weder den Muth noch die Kraft, mit dem mächtigen Nachbar zu brechen, und durfte es kaum wagen, gegen sein willkührliches Verfahren Einsprache zu erheben. Sogar in die Rathssääle der Eidgenossen sandte Ludwig seine geheimen Agenten und beanspruchte selbst in der Ordnung ihrer innern Angelegenheiten eine Art Oberhoheit. Nicht nur versammelten die französischen Gesandten die Tagsatzungen nach ihrem Gutdünken; sie maßten sich sogar das Recht an, den Abgeordneten derjenigen Mächte, welche mit Frankreich nicht auf freundlichem Fuße lebten, die Theilnahme an denselben zu verweigern. Nichts gleicht der Kriecherei der Regierungen vor dem französischen Hofe; Nichts der Willfährigkeit, mit welcher die Schweizerbeamten dem Willen des Königs nachkamen. Aber auch Nichts gleicht der Anmaßung, welche sich die französischen Gesandten gegenüber den Schweizerregierungen erlaubten. Caumartin forderte sogar, daß der Schultheiß und die Zollbeamten von Mellingen ihn fußfällig um Verzeihung bitten sollten, weil sie von den Leuten seines Gefolges den Brückenzoll gefordert hätten. Und Roger Brullard, der Geschäftsträger Ludwig's XIV., meinte, die Tagsatzung sollte die wöchentlichen Waffenübungen als unnütz abschaffen, welche allein noch den

Kriegsgeist des Volkes unterhielten und die sicherste Schutzwehr seiner Unabhängigkeit bildeten. Solcher Despotismus Frankreich's entrüstete einen großen Theil der Schweiz; aber Ludwig brauchte nur die Jahrgehalte zurückzuziehen, um die Erzürnten wieder hübsch ordentlich zum Schweigen zu bringen.

So weit hatte sich die Schweiz erniedriget; war es da ein Wunder, wenn auch der Einzelne vor dem Verrathe nicht mehr zurückscheute, wenn es viele Miethlinge sogar als einen Ehrenpunkt betrachteten, die Befehle ihrer Regierungen zu verachten? — Nichts destoweniger finden wir unter den Schweizertruppen dieser Zeit die größte Tapferkeit; viele Namen, wie Erlach, Stuppa, Zurlauben, von Affry, Reinold, Salis, Curten, Pfyffer, Poliez, Surbeck, machten sich unter Ludwig XIV. berühmt. — Darum machten sich noch immer mehrere Herrscher Europa's eine Ehre daraus, eine Leibwache von 100 Schweizern zu halten. —

72. Rückblick auf das 17. Jahrhundert.

Obschon die Eidgenossenschaft im 17. Jahrhundert wenig Erfreuliches bietet, so wollen wir doch nach unserm bisherigen Verfahren und um eine Uebersicht über die ganze schweizerische Geschichte zu erleichtern, auch diesmal die politischen Ereignisse in Kürze zusammenfassen und einen Blick auf das materielle und geistige Leben der Eidgenossen werfen. Das von den Stürmen der Religionsstreitigkeiten aufgeregte Vaterland ist noch immer nicht ruhiger geworden; kaum sieht es ein, daß nur strenge Neutralität seine Freiheit vor den drohenden Flammen des dreißigjährigen Krieges retten kann; aber uneinig im Innern, kann die Schweiz wiederholte Gebietsverletzungen nicht verhüten und das gegenseitige Mißtrauen hätte sie beinahe mit in die verheerenden Kämpfe verwickelt. Mitten in ihrem Elende vernimmt sie die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Die schon harten Regierungen werden noch übermüthiger und reizen die Bauern zum Aufstande. Und kaum sind diese mühsam zur Ruhe gebracht, so beginnen die Religionszänkereien von Neuem und führen bei Vilmergen und Rapperswyl zu blutigen Kämpfen. Jeden Augenblick wird drohend das Schwert gezogen, und um das Elend voll zu machen, müssen sich die „freien Schweizer“ vor Frankreich's

Stolze beugen und zum Danke für die mächtige Hülfe, die sie den Königen senden, die bittersten Demüthigungen hinnehmen. Mit Einem Worte: Das 17. Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Unordnung und des Zwistes, der Anmaßung und der Selbstsucht, des Kantons- und des Ortsgeistes, der politischen und religiösen Eifersucht und der traurigsten Volksverwilderung.

Wenn Etwas die Sitten eines entarteten Volkes mildern kann, so ist es die Religion, wenn sie durch die Liebe Gottes und des Nächsten und durch Erkenntniß der Wahrheit den Verirrten auf bessere Wege zu bringen sucht. Aber die Religionslehre jener Zeit wollte nicht durch die Liebe, sondern durch Furcht und Zittern die Gläubigen zum Guten leiten und half dadurch die Rohheit noch vermehren.

Die staatlichen Verhältnisse der Eidgenossen sind im Allgemeinen die gleichen, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die stolze Oligarchie, welche den Bauernaufstand hervorgerufen hatte, war durch ihn nicht gestürzt worden, und wenn sich auch von da an einzelne Regierungen etwas klüger gegen ihre Unterthanen zu benehmen anfiengen, so geschah doch zum Wohle des Volkes beinahe Nichts, und besonders die gemeinsamen Vogteien hatten die größte Willkühr zu erdulden, da sich die Herrscherkantone aus kleinlichen Ortsinteressen den wohlwollenden Beschlüssen der Tagsatzung nicht unterziehen wollten. An den regierenden Orten selbst wurden die Herrschergeschlechter immer hochfähriger; man fieng sogar an, in vielen Gegenden gehässige Unterscheidungen festzusetzen. Damen durften sich nur noch die Frauen der Rathsherren nennen; auch wurden umständliche Verordnungen erlassen, welche den verschiedenen Volksklassen bestimmte Kleider vorschrieben. Den Frauen der Handwerker wurde verboten, ihre Gürtel mit mehr als zehn Loth Silber zu zieren, und Frauen von niederem Stande durften gar keinen Gürtel mehr tragen. Selbst die Justiz unterschied den Patrizier von dem Plebejer: da gab es ein Gericht für den Reichen, ein anderes für den Armen, als ob die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit nicht für alle Menschen die gleichen wären. Dabei gefielen sich die Schweizer Oligarchen, in Allem den französischen Hof nachzuäffen; sie hüllten sich gleich Ludwig XIV. in ungeheure Perücken, damit sie in den Augen des Volkes ehrwürdiger erscheinen sollten. — Jene Zeit des Druckes und der Härte der Regierungen kennzeichnet sich besonders durch eine Menge Auswan-

derungen, welche indessen vielseitig auch eine Folge häufiger Theuerungen waren. Viele arme Familien sahen sich genöthigt, auf fremder Erde ein Unterkommen zu suchen! Tausende zogen nach den Niederlanden, in die Pfalz und nach Brandenburg, wo ihr Schweiß und ihre Arbeit besser belohnt wurde. Denn „die Schweiz war für ihre Kinder nicht mehr, was sie gewesen war."

Unter solchen Umständen konnten begreiflicher Weise Handel und Gewerbe kleinen glänzenden Fortschritt machen. Denn der innere Verkehr war gehemmt, da die kleinlichen Ortsinteressen, die selbst Nachbargemeinden streng auseinander hielten, wenig oder nichts Gemeinsames aufkommen ließen.

In einer so finstern Zeit war es kaum möglich, daß sich die Wissenschaften in erfreulicher Weise entfalten konnten. Eine schulsteife Gelehrsamkeit hemmte die freie, geistige Thätigkeit und brachte nur mittelmäßige Erscheinungen zu Tage. Einige Volksgesänge, vaterländische und religiöse Schauspiele, welche auf den Gassen der Städte und Dorfschaften aufgeführt wurden, sind die literarischen Produkte dieses Jahrhunderts. Selbst die Geschichte, die früher so eifrig gepflegt wurde, hat keine Vertreter mehr und beschränkt sich blos auf einige Orts- und Hauschroniken. Die Bildung der damaligen Zeit war so mangelhaft, daß hochgestellte und selbst im Auslande berühmte Männer oft beschränkte Kenntnisse an den Tag legten. So mußte Wettstein einst den französischen Gesandten fragen, ob französische Truppen nicht zu Lande nach Portugal gehen könnten, ohne Spanien zu betreten.

Was hingegen dieses Jahrhundert so reichlich hervorbrachte, das sind die traurigen Hexenprozesse, die beinahe den ganzen Zeitraum füllen. Häufige Theurungen, Feuersbrünste, Mißwachs, ansteckende Seuchen und Unglücksfälle aller Art durchzogen damals die Schweiz. Da schrieben denn das abergläubische Volk und selbst die Regierungen die Schuld davon armen, herumziehenden Bettlern zu, welche, mit dem Teufel im Bunde, Menschen und Vieh, selbst Felder und Früchte behext haben mußten. Schreckliche Folterqualen erpreßten den Bejammernswerthen das Geständniß von Thaten, die sie nie begangen, und der Scheiterhaufen mußte die vermeinten Verbrecher verzehren. Aber die Unglücksfälle hörten deshalb eben nicht auf. Bei solcher Verblendung ist es nicht zu verwundern, wenn der Glaube an Stern-

deuterei und andere übernatürliche Vorzeichen allgemein war. Man entdeckte am Himmel Schwerter und Ruthen, welche Krieg und Unglück bedeuteten. Im Thurgau vernahm man im Jahre 1647 ein großes Geschrei in der Luft, und zu Kaiserstuhl sah man sogar ein Zusammenschlagen von Waffen. — Oft auch schrieb man das Mißgeschick den lächerlichsten Gründen zu. Als man im Jahre 1650 in Basel noch Nachzuckungen des großen Erdbebens verspürte, da mußten die weiten Hosen daran Schuld sein. Daher wurde denn beschlossen, „es sei bei den engen, alten, vaterländischen Hosen zu bleiben.“ —

Die Sitten und Gebräuche wurden von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten oft so sehr beschränkt, daß selbst altherkömmliche, schuldlose Vergnügen gänzlich untersagt wurden. Aber der frohe Sinn des Volkes ließ sich nicht unterdrücken. Der Hang zum Tanze war da und dort so groß, daß das Volk im Gebiete Zürich's Nachts in den Wäldern tanzte. Solch' öffentliche Lustbarkeiten, rauschende Feste, besonders bei Hochzeiten, die Lust zum Kartenspiel und der Hang zum Rauchen und Branntweintrinken riefen wiederholte amtliche Verordnungen hervor. Besonders Zürich that sich durch seine Strenge gegen übertriebenen Aufwand und Luxus in Bewirthung und Anzug hervor. Dabei treffen wir aber auch in diesem Jahrhundert noch bisweilen auf alte, urväterliche, ungezwungene Nüchternheit, besonders auf dem Lande, in abgesonderten Thalgründen.

Was dem frohen Sinn des Schweizes gar oft störend entgegentrat, das war die schreckenvoll verheerende Pest. Eine solche Seuche raffte im Jahre 1610 in Basel 4000, in Zürich 5000 Menschen hinweg; im Thurgau wurden durch ihren furchtbaren Arm ganze Dorfschaften entvölkert. Achtzehn Jahre später starben in Bern wieder 3000 Menschen. Dabei wüthete eine solche Theurung im Lande, daß Tausende nach Ungarn auswanderten. Das Uebel wurde noch ärger, als man im Jahre 1666 fast gar keinen Winter verspürte; immerfort laue Winde trockneten den Boden und zerspalteten ihn; aus der klaffenden Erde stiegen verderbliche Dünste, schädliche Würmer und Raupen; es erschienen Wasser- und Feldmäuse von ungewöhnlicher Art. Dadurch wurden die Früchte verunreiniget, und bösartige Fieber verbreiteten sich; am Unterleibe brachen Pestbeulen hervor, und ungeachtet der strengsten Vorkehrungen wurden abermals Tausende eine Beute der wüthenden Krankheit.

So bot die Eidgenossenschaft zu Ende des 17. Jahrhunderts ein in keiner Weise erfreuliches Bild dar. Erwartungsvoll gieng sie der dunklen Zukunft entgegen, in welcher sich ein schweres Gewitter vorbereitete.

73. Der Toggenburger- oder Zwölferkrieg. (1712)

Die Eidgenossenschaft hatte zur Zeit der Reformation die Religionskriege in Europa begonnen; sie sollte beinahe zwei Jahrhunderte später auch den letzten führen. Stoff dazu war längst vorhanden; die Veranlassung fand sich im benachbarten Toggenburg.

Dieses Land war bald nach dem ersten Zürichkriege käuflich an das Kloster St. Gallen gekommen, jedoch mit so viel Freiheiten und Rechten, daß es beinahe selbstherrlich und unabhängig war. Solche Rechte waren das der Gesetzgebung, der Wahl der Beamten, das Recht zu bewaffneten Versammlungen und zur Landsgemeinde. Um diese Freiheiten besser zu erhalten, waren die Toggenburger schon frühe mit Schwyz und Glarus in ein besonderes Landrecht getreten. Das Gleiche that aber auch bald darauf das Kloster St. Gallen. Zur Zeit der Reformation hatten sich vier Fünftel der toggenburgischen Bevölkerung zur neuen Lehre gewandt. Von dieser Zeit an verminderten sich jene alten Freiheiten immer mehr, indem das Volk in Religionsstreitigkeiten sich selbst entzweite und so dem Abte es leicht machte, ihm ein Recht um das andere zu entreißen.

So stand es, als der Abt Leodegar Bürgisser, ein Luzerner, anfieng, sich über jene Vorrechte seiner Unterthanen vollständig hinwegzusetzen, indem er sich auf seine Stellung als Fürst des heiligen deutschen Reiches und auf das Bündniß mit Schwyz und Glarus stützte. Gegen seine Willkühr erhoben die Unterdrückten Einsprache; allein Geldbußen und Kerker waren die Folgen solcher Klagen. Darüber empörten sich die erbitterten Toggenburger und riefen die Hülfe ihrer Bundes-
1702 brüder von Schwyz und Glarus an. Sie wurde ihnen zugesagt. Als aber die Toggenburger sich auch an Zürich und Bern wandten, als sie sich des Glaubens wegen entzweiten und sogar in den Kirchen uneinig wurden, als die Protestanten die Katholiken zu unterdrücken suchten, und so der Handel eine religiöse Wendung zu nehmen an-
1708 fieng, da wandten sich die Schwyzer auf Seite des Abtes. Und als

dieser sehr hart gegen die Reformirten verfuhr und, anstatt Mäßigung zu beweisen, sich sogar an den deutschen Kaiser wandte, da nahmen sich Zürich und Bern offen der Sache ihrer Glaubensbrüder an. Hans Ulrich Nabholz, ein feiner und gewandter Züricher, wurde hingesandt, um die Bewegung zu leiten und die Toggenburger mit Feder und Schwert zu unterstützen.

Eine Tagsatzung zu Baden suchte zu versöhnen; aber Zürich und Bern hintertrieben das eidgenössische Schiedsgericht, weil sie fürchteten, der Schiedsspruch möchte zum Nachtheile der Protestanten ausfallen. Die Toggenburger aber, als sie sahen, daß diese beiden mächtigen Orte sie unterstützten und welche hofften, ebenfalls selbstherrlich und unabhängig zu werden, überfielen die festen Schlösser 1709
ihrer Gegenden und vertrieben die Besatzungen der Schwyzer. Dabei vergaß der Abt von St. Gallen nicht, durch Geld und Versprechungen die fünf Orte an sich zu ketten; der Klerus, und der päbstliche Nuntius an seiner Spitze, fachten den Glaubenshaß noch ärger an, indem sie auf das einseitige und gewaltthätige Verfahren der Reformirten hinwiesen, und in kurzer Zeit war die toggenburgische Angelegenheit ein Gegenstand des gräuelvollsten Krieges zwischen den fünf Orten und den Städten Bern und Zürich, eines Krieges, der in der Geschichte der Eidgenossenschaft ein unauslöschlicher Schandfleck bleibt.

So erließen denn im April des Jahres 1712 Zürich, Bern und das Toggenburg die Kriegserklärung gegen den Abt von St. Gallen und seine Verbündeten. Nabholz begann die Feind- Im Apr. 1712
seligkeiten im Toggenburg, schlug mit Hülfe von 3000 Zürichern die Truppen des Abtes, eroberte durch eine nicht gar ehrenvolle List die Stadt Wyl, eilte dann vorwärts nach St. Gallen selbst, plünderte Im Mai
die Abtei und lieferte ihr schönes Geläute sammt der Klosterbibliothek nach Zürich. Der Abt aber hatte sich mit den Mönchen nach Schwaben geflüchtet. —

Unterdessen hatte auch Bern seine Grenzen besetzt und 20,000 Mann in den Aargau geworfen. Die vereinte Streitmacht Zürich's und Bern's aber betrug 64,000 Mann. Die katholischen Orte, mit Ausnahme von Solothurn und Freiburg, stellten diesen Schaaren ihre weit kleinern Truppen entgegen, zusammen 20,000 Mann. Ein Theil besetzte Baden, Andere wandten sich nach dem Aargau, wo sie aber ohne Glück kämpften. Mellingen und bald darauf auch Brem-

garten fielen in die Hände der Berner und Züricher, und nach einer
30. Mai heftigen Beschießung Baden's öffnete auch diese Stadt den Siegern ihre Thore. Diese gestatteten freie Religionsübung und befahlen, auch für die reformirten Bewohner eine Kirche zu bauen. Sodann schleiften sie die Festungswerke der Stadt Baden, leerten ihre Schatzkammern und das Zeughaus und zogen mit den geraubten fünfzig Feldstücken von dannen.

Zu Olten und Aarau tagten die unbetheiligten Orte und arbeiteten an der Wiederherstellung des Friedens. Uri und Luzern waren dazu geneigt, obschon die Sieger sehr harte Bedingungen stellten. Schon hatte Luzern unterzeichnet, als das Gerücht von Gebietsabtretungen das Volk auf's Neue aufregte. „Seht Ihr nicht," sprachen die Unterwaldner Bauern zu den Luzernern, „daß Eure Junker Euch verrathen und mit der Aristokratie der Städte im Einverständnisse sind? — Laßt uns die Freifahne erheben!" — Zu gleicher Zeit veröffentlichte der Nuntius ein päbstliches Schreiben, in welchem er die Religion in Gefahr erklärte. Andere Aufreizungen fehlten nicht. Eine stürmische Landsgemeinde versammelt sich zu Rothenburg; die Bauern zwingen mit den Waffen in der Hand die Herren von Luzern und Uri, den Aarauerfrieden zu brechen und mit ihren Glaubensgenossen gegen den Aargau zu ziehen. — Der Schultheiß Schwyzer und der Oberst Sonnenberg befehligten die Luzerner. Oberst Pfyffer war Anführer der Truppen aus den Waldstätten. Einzelne Abtheilungen des Berner und Züricher Heeres werden bei Sins siegreich zurück-
25. Juli geschlagen, bis ein blutiger Kampf bei Vilmergen, welcher von fünf Uhr Morgens bis drei Uhr Abends dauerte, den Bernern unter den tapfern Anführern Frisching, Diesbach und Davel einen vollständigen Sieg verleiht. Zweitausend Leichen bedeckten das Schlachtfeld, welches vor 56 Jahren die heute von dem gleichen Feinde Geschlagenen als glorreiche Sieger gesehen hatte. „Wer hätte sich auf solchen Widerstand gefaßt gemacht?" rief wehklagend der Schultheiß Schwyzer. „Ich," erwiederte Am Rhyn; „hätte man eher auf mich, als auf den Nuntius gehört, es wären hier nicht so viele brave Leute gefallen." — Am Tage nach der Schlacht schrieb der Schultheiß an den Feldherrn Diesbach die edlen Worte: „Wir haben die Tapferkeit Eurer Truppen erfahren und ich hoffe, Ihr habet den Unsrigen Nichts vorzuwerfen. Gott hat uns durch diese Niederlage demüthigen wollen. Wir empfangen in Ergebung, was aus seiner Hand kömmt."

Die Niederlage bei Vilmergen entmuthigte die kriegslustigen Katholiken vollständig. Daher wurde auch wenige Tage nachher der Friede zu Aarau unterzeichnet. In demselben erlangten Zürich und 9. Aug.
Bern die Mitregentschaft über die gemeinen Vogteien und über Rapperswyl. Den Deinikoner Vertrag von 1531 mußten die Katholiken, als für die Reformirten zu demüthigend, herausgeben und die Verpflichtung eingehen, sich nicht mehr in die Angelegenheiten des Toggenburg's zu mischen. Die Toggenburger aber blieben Unterthanen des Fürstabtes von St. Gallen. Als sie sich beklagten, die ihnen versprochene Unabhängigkeit nicht erhalten zu haben, erwiederte ihnen der Schultheiß Willading von Bern: „Es ist nirgends Brauch, aus Bauern Herren zu machen." — Ueberhaupt zeigt das Benehmen der Stände Zürich und Bern in dieser Angelegenheit nur zu sehr, daß nicht die Religion, sondern die Herrschsucht der Beweggrund zum Kriege gewesen war.

74. Der sogenannte Druckli-Bund. (1715)

Mißtrauen, Unbehaglichkeit und innere Zerwürfnisse sind die jedesmaligen Folgen eines Bürgerkrieges. Wenn der Friede von Aarau von den reformirten Ständen mit Jubel gefeiert wurde, so erzeugte er in den katholischen Orten Unzufriedenheit und bittere Klagen. Die Einen warfen die Schuld der Niederlage auf die Andern, und nur darin waren Alle einig, daß die Geistlichkeit durch ihre Umtriebe und Aufreizungen den Krieg herbeigezogen und all' die Leiden und Trübsale über das Vaterland gebracht habe. Besonders Luzern wüthete mit aller Strenge gegen die Urheber und Begünstiger der Waffenerhebung. Es verbannte den Jesuiten Dillier, ließ die Redner, welche die Versammlung von Rothenburg geleitet hatten, enthaupten, und verlangte vom Papste die Abberufung des Nuntius Carracioli. Darüber wurde der hl. Vater so zornig, daß er zwar nach Verlauf von einem Jahre diesem Verlangen entsprach, dafür aber der Schweiz zwei Jahre lang gar keinen Nuntius gab.

Was die Besiegten am meisten schmerzte, war die Schmälerung und der theilweise Verlust ihrer Gebiete. — Die verlornen Rechte den beiden Städten wieder zu entreißen, war ihr immerwährender Gedanke; zu diesem Zwecke erneuerten sie auf dem Rütli ihren be- 24. Juni 1713

sondern Bund; sie wandten sich an Frankreich und verlangten Hülfe von Ludwig. Bern hatte unlängst ein Sonderbündniß mit England geschlossen; so zögerten auch die katholischen Orte nicht, ein ähnliches mit Frankreich zu errichten. Ja, sie ließen sich von ihrem Rachedurst so weit hinreißen, daß sie zu einem Plane der Vertheilung der Schweiz Hand boten, nach welchem die Oestreicher Zürich, die Franzosen die Westschweiz erhalten sollten. Ludwig XIV. unterließ die Ausführung dieses Vorhabens, weil er England's Dazwischenkunft und einen neuen europäischen Krieg befürchtete. Dagegen schloß er durch seinen Gesandten Duluc mit allen katholischen Orten zu Solothurn ein
9. Mai 1715 Freundschaftsbündniß, in welchem er sich verpflichtete, den fünf Orten die Zurückerstattung der ihnen im letzten Kriege entrissenen Gebiete wieder auszuwirken. Ueberhaupt sollen diesem Bundesbriefe mehrere Artikel beigefügt worden sein, welche die Bezähmung der Städte Bern und Zürich betrafen. Niemand weiß, was wirklich im Werke war; der ganze Freundschaftsvertrag wurde mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben und die betreffende Urkunde in einer blechernen Schachtel aufbewahrt und mit dem Siegel Frankreich's und denjenigen der sieben Orte verschlossen. Dieser Vertrag, welchen das Volk spottweise den „Drucklibund“ nannte, erfüllte die reformirten Orte mit Besorgniß und Schrecken, und ein finsteres Gerücht bezeichnete mit Bestimmtheit den 13. Weinmonat als den Tag, an welchem die verborgenen Plane ausgeführt werden sollten. Es geschah aber Nichts; denn schon am 1. Herbstmonat 1715 starb Ludwig XIV., und sein Nachfolger gab allen Ständen die freundlichsten Zusicherungen. Dennoch betrachteten die Reformirten diesen geheimen Bund noch lange mit tiefer Besorgniß als ein über ihren Häuptern schwebendes Damokles-Schwert, wodurch sich ihr Haß und ihr Mißtrauen gegen die Katholiken noch steigerte.

75. Die merkwürdigsten Begebenheiten bis zur französischen Revolution. (1725—1784)

Nach dem Toggenburgerkriege ruhten die Waffen der Eidgenossen sechsundachtzig Jahre lang. Allein diese Ruhe war nur eine scheinbare; die Kämpfe und Streitigkeiten im Innern dauerten fort; die steigende Willkühr der Regierungen reizte das Volk zur Unzufrieden-

heit und rief eine Menge betrübender Vorfälle hervor. Diktatoren stehen auf und werden gestürzt; Volk und Bürgerschaften erheben sich gegen die herrschenden Geschlechter; grausame Urtheile und Hinrichtungen müssen die Beschwerden der Unzufriedenen zum Schweigen bringen, und unter den verschiedensten Gestalten erscheint überall der Kampf zwischen dem Gesetze und der Willkühr, zwischen den bürgerlichen Rechten und den Privilegien der Geburt, zwischen der Gleichheit und den Vorrechten eines Ortes. In diesem Parteikampfe zerfiel der ehrliche Bund der Alten immer mehr und mehr, und die Eidgenossenschaft zerlösete sich, wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten, wie Zschokke sagt, den Leichnam mit Wappenschilden der Väter prunkvoll, daß man nicht sähe, wie der Geist aus ihm gewichen sei.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, all' diese Bewegungen und oft höchst betrübenden Vorfälle ausführlich zu erzählen. Auch sind sie für unsere Nationalgeschichte weniger wichtig, da sie meist einen örtlichen Charakter besitzen und somit für das gesammte Vaterland weniger Bedeutung haben. Wir begnügen uns daher, in einer kurzen Uebersicht nur die wichtigsten derselben hier zu erwähnen.

Die Glarner waren durch Kauf in den Besitz der alten Grafschaft Werdenberg gelangt und hatten den Bewohnern versprochen, ihre Rechtsame zu achten. Allein bald schienen sie dieses Versprechens zu vergessen, indem sie ihren Unterthanen die Rückgabe des zur Einsicht verlangten Freiheitsbriefes versagten. Entrüstet verweigerten diese dem neuen Vogte die Huldigung. Die Tagsatzung suchte zu 1719
vermitteln; umsonst: die Werdenberger verlangten ihre Rechte, die Glarner verweigerten sie. Gesandte, welche nach Glarus kamen, wurden mißhandelt und eine Besatzung in das Schloß Werdenberg gelegt. Schon hatte sich der Landsturm gegen die Unterdrücker erhoben; da gelang Zürich eine Vermittlung. Aber erst nach einer zweiten Erhebung, als Mangel und Kälte die Werdenberger zur Unterwerfung zwangen, gab es Ruhe. Ernstliche Strafen folgten nun, und erst später fanden es die Glarner für gut, milder gegen ihre Unterthanen zu verfahren.

Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit ist Davel's kühner Versuch, das Waadtland von der Herrschaft der Berner zu befreien. Diesem berühmten Feldherrn giengen die Leiden seines Vaterlandes,

die sittliche Verkommenheit seiner Mitbürger, und ihre politische Unterwürfigkeit so sehr zu Herzen, daß er sich wie durch eine höhere Gewalt*) getrieben fühlte, einen entscheidenden Schlag auszuführen, weil er überzeugt war, daß nur die Freiheit der allgemeinen Noth abhelfen könne. Damit aber Niemand dabei unglücklich werde, wollte der kühne Schwärmer das gefährliche Unternehmen allein wagen. Wie sich alle Vögte des Waadtlandes wegen den Großrathswahlen in Bern befinden, versammelt Major Davel unter dem Vorwande, er habe von der Regierung Befehle erhalten, die Mannschaft seines Bataillons, wie zu einer Musterung, zieht mit klingendem Spiele in
31. März 1723 Lausanne ein und stellt seine Soldaten auf dem Walle der Stiftskirche in Schlachtordnung auf. Sodann eröffnet er dem erstaunten Stadtrath seinen Plan, das Waadtland in Aufruhr zu versetzen und aus ihm einen vierzehnten Bundesort zu machen. Allein die der Stadt Bern ergebenen Räthe waren nicht seiner Meinung, gaben sich jedoch den Anschein, als ob sie sein Beginnen unterstützten, bewirtheten ihn zuvorkommend und quartierten seine Offiziere vorsichtig außerhalb der Stadt ein. Sogleich wird die Bürgerschaft bewaffnet und die Mannschaft aus der Umgebung herbeigerufen. Davel glaubt den Aufstand in Lausanne glücklich zu Stande gebracht zu haben und will nun nach Milden eilen, um auch diese Stadt in Aufruhr zu versetzen: — da wird er plötzlich verhaftet. Höchst erstaunt hält er das für ein Mißverständniß; aber die Gesichter der Umstehenden enttäuschen ihn bald. Ruhig übergibt er nun seinen Degen dem ihn verhaftenden Offiziere mit den Worten: „Ich sehe wohl, ich werde das Opfer dieses Handelns sein. Allein, was ist daran gelegen; es wird meinem Vaterlande doch noch Vortheil daraus erwachsen.“ — Die Berner, durch einen Eilboten von der Sache benachrichtiget, senden erschrocken sofort alle Vögte nach dem Waadtland zurück. Allein auffallender Weise zeigten sich die Waadtländer in jener Zeit allgemeiner Unzufriedenheit so unterwürfig gegen ihre gestrengen Herren von Bern, daß man überall mit Entrüstung von Davel's Beginnen sprach. Er wurde mehrmals gefoltert, um von ihm das Geständniß allfälliger Mitschuldiger zu erfahren, und endlich, als man Nichts
24. Apr. aus ihm herausbrachte, zu Vidy bei Lausanne enthauptet. Mit der

*) So sagt er selber.

größten Ruhe betrat er das Schaffot und ermahnte vor seinem Tode das Volk in rührendster Weise zur Tugend. Was er vorausgesagt, geschah auch; sein kühner Handstreich hatte gute Folgen. Viele Mißbräuche wurden eingestellt und das Waadtland von den Bernern milder behandelt.

In der katholischen Schweiz hatte die Staatsgewalt eine mächtige Nebenbuhlerin an der Kirchengewalt, welche eine Menge Rechte für sich beanspruchte. Da gab es oft mancherlei Kollisionen. So entstand in Luzern ein heftiger Streit zwischen der Regierung und der Geistlichkeit, als der Pfarrer Andermatt in Udligenschwil, nachdem er 1725
von sich aus an der sogenannten Nachkilbe das Tanzen verboten hatte, diejenigen bestrafen wollte, welche auf die Erlaubniß des Vogtes Mohr sein Verbot übertreten hatten. Die Regierung von Luzern ließ den Pfarrer zur Verantwortung vor den Rath laden, und als er, durch den bischöflichen Kommissär abgehalten, nicht erschien, verbannte sie ihn des Landes und befahl der Gemeinde, einen andern Pfarrer zu wählen. Die Entzweiung zwischen Regierung und Geistlichkeit wurde so groß, daß der Nuntius Luzern verließ und seinen Sitz nach Altorf verlegte, und daß der Pabst der Stadt sogar mit dem Banne drohte, wenn sie nicht aufhöre, sich über die Rechte der Kirche hinwegzusetzen. Ehrerbietig, allein mit Entschiedenheit antwortete der Rath von Luzern, auch der Staat habe seine Rechte, und diese Antwort wurde sowohl von den Bürgern, als auch von dem Landvolke gutgeheißen. Endlich kam eine Vermittlung zu Stande; der ehemalige Pfarrer blieb in Verbannung; dagegen wurde der neue ohne Mitwirken der geistlichen Behörde gewählte ebenfalls entfernt, und ein dritter an seine Stelle gesetzt. —

In Zug bekleidete seit hundert Jahren die mächtige Familie Zurlauben die ersten Staatswürden. Als Austheiler der französischen Gelder und Verwalter des von Frankreich kommenden Salzes zog sie sich eine Menge Neider und Feinde zu. Diese nannten sich die Harten, die Anhänger der Zurlauben dagegen die Linden. Nach langen Verfolgungen gelang es dem leidenschaftlichen Rathsherrn Schumacher, das Volk so zu erbittern, daß Zurlauben sich flüchten mußte 1731
und auf Lebenszeit verbannt wurde. Nun regierte Schumacher als Haupt der Harten mit zügelloser Gewalt und verfolgte die Linden auf's Grausamste. Seine Schreckensherrschaft führte aber bald auch

seinen Sturz herbei. Er wurde, weil er sich Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, auf drei Jahre zur Galeerenstrafe nach
1735 Sardinien verurtheilt und mußte vom Galgen bis zum Rathhause auf seinen Schultern die Schandtafeln tragen, welche er selbst in seinem Uebermuthe gegen die Linden dort hatte anschlagen lassen. Von Scham und Gram gebeugt, starb er einige Wochen nach seiner Ankunft in Turin.

In Bern erhob sich gegen die zwar weise regierende, aber alle Macht für sich in Anspruch nehmende Oligarchie eine gefährliche
1749 Verschwörung unter der Leitung des Samuel Henzi, eines Hauptmannes im modenesischen Dienste. Das Zeughaus sollte auf ein verabredetes Zeichen von den Unzufriedenen im Sturme eingenommen, die Rathsmitglieder überfallen und zur Abdankung gezwungen werden. Allein der Anschlag wurde durch einen Studenten der Theologie verrathen, welcher über die Folgen der Verschwörung in Unruhe war. Sogleich wurden die Anstifter gefangen genommen und bald darauf enthauptet. — Auch Henzi's Verschwörung blieb, wie diejenige Davel's nicht ohne Erfolg, indem die Regierung etwas mehr auf die Beschwerden der Bürger zu hören anfieng, als dies früher geschehen war.

In Luzern kamen wiederholte Veruntreuungen des Staatsgutes vor. Leodegar Meyer, einer der ersten Beamten der Republik, welcher sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, wurde mit ewiger Verbannung bestraft. Der Mann aber, der hauptsächlich seinen Sturz herbeigeführt hatte, ebenfalls ein Schumacher, vergriff sich sodann selbst am Staatsschatze und gab vor, die fehlende Summe sei ihm des Nachts von Unbekannten entwendet worden. Die nämliche Regierung, die so strenge gegen Meyer verfahren war, nahm jetzt Schumachern in Schutz und behauptete sogar, man dürfe eine Staatsperson ersten Ranges nicht wie einen Gemeinen bestrafen. Allein Schumacher's erbittertster Feind, Valentin Meyer, der Sohn des verbannten Leodegar, bot Allem auf, bis es ihm gelang, den Beweis für Schumacher's Veruntreuung zu liefern und ebenfalls
1762 dessen ewige Verbannung zu erwirken. Mit gleicher feindlicher Gesinnung handelte er später gegen dessen Sohn, welcher durch seinen leichtfertigen und störrischen Geist an der Spitze der Unzufriedenen der Regierung bald gefährlich schien und deshalb verhaftet und enthauptet wurde. Die Akten weisen diesem Letztern übrigens kein

anderes Verbrechen nach, als in gesetzlicher Weise der Regierung eine Beschwerdeschrift eingereicht zu haben. Aber auch Valentin Meyer, der eine Zeit lang in Luzern thronte, wie einst der Schweizerkönig Pfyffer, wurde durch die Schumacher'sche Partei wieder gestürzt. 1770
Im Verdachte, mehrere freisinnige Schriften gegen die religiösen Orden verfaßt zu haben, mußte er fünfzehn Jahre den Boden seines Vaterlandes meiden, kehrte aber nachher wieder in seine frühere Stellung zurück. —

Zu dieser Zeit waren auch in Schwyz, ähnlich wie in Zug, Unruhen ausgebrochen. Ein Wirth, Karl Anton Pfeil, und ein Schneider, Städeli, waren die Hauptanführer der Harten und richteten mit der grausamsten Willkühr über die Linden. Es kam sogar wiederholt zu Schlägereien, bis man der Streitigkeiten endlich müde ward und den verbannten Geschlechtern ihre Rechte und Würden und den Regierungen ihre Befugnisse wieder zurückgab.

In Freiburg, wo sowohl die Bürgerschaft als auch das Landvolk gegen die oligarchische Regierung aufgebracht waren, hatte die steigende Unzufriedenheit mehrere revolutionäre Bewegungen zur Folge.
Zweitausend fünfhundert Landleute erschienen vor der Stadt; dieser 1781
Haufe zerstreute sich aber wieder, als Bern der bedrohten Regierung zu Hülfe eilte. Der Anführer der Bauern, Chenaux, wurde auf der Flucht von zwei seiner Vertrauten meuchlings ermordet. Denn die Beiden hofften dadurch Begnadigung und die Belohnung von hundert Louisd'or zu erhalten, welche demjenigen versprochen war, der den Führer des Aufstandes todt oder lebendig einbrächte. Man verhieß dem Volke Herstellung seiner alten Rechte, erleichterte aber erst dann seine drückendsten Lasten, als es anfieng, trotz des Verbotes des Bischofes mit Kreuz und Fahnen zum Grabe Chenaux's, wie zu dem eines Heiligen und Märtyrers, zu wallfahrten. Auch die Bürgerschaft kam erst dann zur Ruhe, als ihr die Regierung einige Zugeständnisse gemacht hatte.

Auch das Land Appenzell blieb von Unruhen nicht frei. In Außer-Rhoden hatten schon früher, wie in Zug und Schwyz, heftige Kämpfe zwischen den Harten und Linden Statt gefunden. Die beiden Geschlechter Zellweger und Wetter, an der Spitze ihrer Landestheile vor der Sitter und hinter der Sitter, standen sich hier mit unverträglicher Eifersucht einander gegenüber. Der betrü-

bendste aller dieser Vorfälle aber findet sich in Inner-Rhoden, wo die Volksgunst den muntern Wirth zu Gonten, Joseph Anton
1762 Suter, zur Würde eines Landammanns erhoben hatte. Ein damaliges Gesetz gab bei Fallimenten den inländischen Gläubigern den Vorzug vor Ausländern. Der „Landammann Seppli" erhob sich gegen dieses Gesetz, weil es das Zutrauen bei den Nachbarn schmälere. „Sie werden unsern armen Mitbürgern kein Geld mehr hinleihen wollen," sagte er auf der Landsgemeinde. Diese Widersetzlichkeit verdroß die Reichen, und sie streuten aus, er begünstige die Fremden zum Nachtheil der Einheimischen. Ein Prozeß, den er für Appenzell führte und verlor, beschleunigte seinen Sturz. Denn seine Feinde behaupteten, er habe seine Amtsgenossen betrogen und die Ehre der Inner-Rhoder blosgestellt. Allen Gesetzen zuwider nahm ihm der Landrath das Landessiegel ab und erklärte ihn sogar seiner Bürgerrechte verlustig. Suter apellirte an die Landsgemeinde; eine gewaltige Schaar Bauern unterstützten ihn und drohten sogar, die Räthe zum Fenster hinauszuwerfen. Allein an der Landsgemeinde siegten seine Feinde; er wurde vom Stuhle gerissen, geheimer Verbrechen beschuldiget und sah sich gezwungen, zu fliehen. In seiner Abwesenheit wurde er lebenslänglich aus dem Schweizergebiete verbannt. Umsonst waren seine Bemühungen, sich von Konstanz aus, wo sich der unglückliche Landammann aufhielt, zu rechtfertigen; umsonst wurde sein Verlangen von siebenzig Muthigen unterstützt. Seine Feinde bestraften die Letztern mit entehrender Stäupung. Noch nicht zufrieden mit dieser Rache, lockte man Sutern auf die niederträchtigste Art nach Inner-Rhoden, und als der arglose Mann in die Schlinge fiel, führte man ihn gebunden nach Appenzell, folterte ihn auf's Grausamste, und ohne ein Verbrechen an ihm zu finden, ließ man ihn durch den Scharfrichter
9. März 1784 enthaupten. — So weit kann blinde Rache führen. — Erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode wurden die Prozeßakten geprüft und seine Unschuld anerkannt. Nun wurden auch die Ueberreste des Unglücklichen auf geweihte Erde übertragen. —

Neben solchen Demagogen ist es sehr wohlthuend, hin und wieder auch auf würdevolle Männer zu stoßen, denen des Volkes und des Einzelnen Wohl am Herzen lag. Als solche verdient besonders genannt zu werden der Landammann Gebhard Zürcher von Außerrhoden, der die Liebenswürdigkeit mit der strengsten Rechtlichkeit zu

verbinden wußte, und der Pfarrer Steinmüller, Prediger zu Matt in Glarus, welcher durch seine wahre, kräftige Beredsamkeit veredelnd auf das Volk wirkte. Aber solche Persönlichkeiten stehen so vereinzelt da, daß sie wie schwache Lichtflämmchen mitten in der großen Dunkelheit erscheinen.

76. Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts.

Da die soeben erzählten Unruhen und traurigen Auftritte sich nur auf die Orte ihrer Entstehung beschränkten, so wurde dadurch der allgemeine Friede nicht gestört. Daher konnten sich während der sechsunddreißigjährigen Ruhe der Eidgenossenschaft Landwirthschaft, Künste, Handel nnd Gewerbe in erfreulichster Weise entfalten. Das gab der Eidgenossenschaft den Schein einer glücklichen Lage. Der zunehmende Wohlstand hatte aber noch eine andere Folge. Die Kriegslust fieng an, den angenehmeren Künsten des Friedens zu weichen; die Söldnerdienste wurden seltener, und es war dem französischen Gesandten nicht mehr so leicht, für die königlichen Heere Ersatzmannschaft zu werben. Indessen dienten noch immer bedeutende Schaaren unter Ludwig XV., welche im siebenjährigen Kriege ihre gewohnte Tapferkeit bewiesen.

In der Schlacht bei Rosbach retteten die Schweizer unter 1757
Diesbach und Planta die Ehre der französischen Waffen. Durch das plötzliche Vorrücken der Preußen außer Fassung gebracht, löst sich das Heer der Franzosen in wilde Flucht auf; aber die Schweizer stehen und trotzen dem Feuer des preußischen Fußvolkes und dem verheerenden Kartätschenhagel. „Brüder, weicht nit," das war die Losung dieser „rothen Backsteinmauer," bis sie Befehl zum Rückzuge erhielt, den sie sodann in guter Ordnung vollführte. — Auch im preussischen Heere waren Schweizer, und man fand trotz der Abnahme des kriegerischen Geistes Schweizer im Dienste aller Mächte Europa's. Oft gelangten diese tollkühnen Söhne des Schweizerruhmes zu hohen Ehrenstellen. —

Was König Ludwig XV. von Frankreich mit aller Anstrengung von den Eidgenossen zu erhalten suchte, war die Erneuerung des Schutz- und Trutzbündnisses, dessen sich sein Vorgänger erfreut hatte. Aber all' seine Bemühungen waren umsonst. Die katholischen Orte verlangten, daß er vorher dem geheimen Vertrage von 1715 nach-

komme, die protestantischen weigerten sich aus altem Mißtrauen. Ebenso erfolglos blieben anfänglich die Gesuche Ludwig's XVI., bis die Furcht vor einer Theilung der Schweiz zwischen Oestreich und Frankreich sie lenksamer machte. Das unglückliche Schicksal Polen's vermehrte ihren Schrecken. So erneuerte denn die Tagsatzung zu Solothurn im Jahre 1777 zum letzten Male den ewigen Bund mit Frankreich und ließ sich dabei die alten demüthigenden Förmlichkeiten gefallen. Niemand aber dachte, daß dieses Freundschaftsbündniß nur von kurzer Dauer sein werde.

77. Rückblick auf das 18. Jahrhundert.

Schon naht wieder ein Jahrhundert seinem Ende, das, den blutigen Toggenburgerkrieg und innere Zwistigkeiten ausgenommen, der Eidgenossenschaft einen vieljährigen Frieden brachte. Diese hat sich nicht vergrößert, noch in ihrem Wesen geändert; sie besteht noch immer aus dreizehn Orten, welche ganz von einander unabhängig sind. Zürich war Vorort, jedoch ohne regierende Gewalt, mit dem blosen Rechte, die Geschäfte einzuleiten. Die Tagsatzung, welche sich im 18. Jahrhundert gewöhnlich zu Frauenfeld versammelte, besorgte die allgemeinen innern Angelegenheiten und die Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten, und bildete zur Bestrafung von Vergehen gegen den Bund eine Art Bundesgericht. Verwaltung und Rechtspflege in den gemeinen Herrschaften oblag den Gesandten der regierenden Stände. Entzweiten sich Kantone mit einander, so wurde ihre Streitfrage unter ein Schiedsgericht gestellt. Das letztere wurde leider nur zu oft nicht angehört und der Entscheid lieber den Waffen überlassen. Ebenso trennte sich gar oft die Tagsatzung, und die Reformirten hielten alsdann ihre Sitzungen in Aarau, die Katholiken in Luzern.

Die Verfassungen der einzelnen Kantone waren so verschiedenartig geblieben, daß keine der andern vollkommen glich. Im Allgemeinen aber waren sie noch immer theils demokratisch, theils aristokratisch, nur in einer ausgebildeteren Form, als zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Demokratisch waren Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell. Hier hatte die Landsgemeinde die

oberste Gewalt, wodurch die Regierungen oft in ihrem Wirken gehemmt wurden, wenn ihre selbst guten Beschlüsse dem Volke nicht gefielen.

Aristokratisch waren die Städte Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn. In diesen Kantonen lag die Herrschergewalt ausschließlich in den Händen der Städte, das Landvolk war unterthan; ja noch mehr; selbst die Stadtbürgerschaft theilte sich in regierende (Patrizier), und nicht regierende Geschlechter. Die Erstern hatten sich im Laufe der Zeiten alle Würden und Staatsämter zugeeignet und schloßen die Letztern strenge davon aus. Daher die öftere Unzufriedenheit unter den beeinträchtigten Bürgern.

Die Mitte zwischen diesen beiden Gegensätzen bildeten die aristodemokratischen Orte Zürich, Basel und Schaffhausen. Auch hier lag die Regierungsgewalt ausschließlich in den Händen der Städte; allein hier waren es nicht blos einzelne Geschlechter, sondern die gesammte Bürgerschaft, welcher der Zutritt zu den Würden und Aemtern offen stand, und die Zünfte und Bürgerversammlungen übten auf die Staatsverwaltung großen Einfluß aus.

Unter diesen dreizehn Orten, das heißt, theils unter zwölf, neun, acht, drei oder zwei Kantone vertheilt, standen achtzehn gemeine Herrschaften, in welche die regierenden Stände abwechselnd alle zwei Jahre Beamte oder Vögte sandten. Zu diesen gehörten der Thurgau, Baden, Sargans, Gaster, Utznach, Rapperswyl, die Freiämter, Murten und die sieben Vogteien des Tessin. Was diese Unterthanen dabei zu leiden hatten, ist schon genug gesagt worden; auffallend aber scheint es, daß gerade die demokratischen Stände den meisten Druck über sie ausübten.

An die dreizehnörtige Eidgenossenschaft lehnten sich neun zugewandte Orte, die sich in ihren Rechten und Pflichten mannigfach von einander unterschieden. Denn sie standen blos mit diesen oder jenen Kantonen in lockerer Verbindung. Die Einen, nämlich die Abtei St. Gallen, die Städte St. Gallen und Biel, hatten das Vorrecht, Abgeordnete an die Tagsatzung zu senden und wurden Bundesgenossen genannt. Dieses Rechtes entbehrten die übrigen, nämlich Graubünden, Wallis, Mühlhausen, Neuenburg, Genf und ein Theil des Bisthums Basel*). Diese waren also blose Mitverbündete.

*) Das Bisthum ist hier durchaus nicht mit der Stadt zu verwechseln. Das Gleiche gilt von der Abtei und Stadt St. Gallen.

Noch tiefer standen die Schutzverwandten, nämlich die Abtei Engelberg; dann Gersau und ein anderer Theil des Bisthums Basel.

Welche Zerrissenheit gegenüber der nunmehrigen einheitlichen Bundesverfassung! —

Was im Uebrigen den moralischen und politischen Zustand der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts betrifft, so ist er im Laufe unserer Erzählungen genugsam klar geworden, und jene Zeit der politischen Umwälzungen und der Glaubenszwiste ist uns meist dermaßen unrühmlich erschienen, daß wir keine Lust haben, hier nochmals auf dieselbe zurückzukommen.

Betrachten wir aber das 18. Jahrhundert in seinem Streben nach geistigem Fortschritt, so wird jenes düstere Gemälde bedeutend gelichtet. Von dieser Seite wenigstens stand unser Vaterland ruhmvoll da; während jenes langjährigen Friedens nahm die Bildung einen erfreulichen Gang; in dem Schooße der Alpen erstanden Männer von Geist, erblühten Künste und Wissenschaften und zeigte sich ein regsames, thätiges Leben. Schweizer-Gelehrte wurden von Königen und Fürsten an ihre Höfe und Universitäten berufen; andere blieben in ihrem Vaterlande und arbeiteten rastlos an der Hebung der eigenen Schulen. Bald hatte die Schweiz mehrere Herde der Wissenschaft, welche mit den Hauptakademien Europa's wetteifern konnten; so in Zürich, Basel, Bern und Lausanne*). Besonders Zürich zählte eine solche Menge vortrefflicher Talente der mannigfaltigsten Art, daß diese Stadt den Namen eines schweizerischen Athen's erhielt.

Wir können nicht umhin, von den vielen ruhmvollen Persönlichkeiten, welche damals unser Vaterland auszeichneten, einige hier anzuführen. Den ersten Rang verdient unstreitig Albrecht von Haller von Bern, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, welcher nicht blos Mediziner und Botaniker, sondern auch Dichter, Romanschreiber und Geschichtskenner war, und dessen viele Schriften sich durch Gediegenheit und Gründlichkeit auszeichnen. Sein berühmtestes Gedicht sind die „die Alpen," in welchem er die romantischen Schweizergegenden feierlich besingt, die schlichten Volkssitten schildert und das Glück des einfachen Naturlebens preist. Haller war ein ernster, streng religiöser Charakter und ein ächter Schweizer, was schon aus folgender Inschrift erhellt, welche er für das Beinhaus zu Murten verfaßte:

---

*) Mit Lausanne wetteiferte auch die benachbarte Stadt Genf.

„Steh' still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreich's Thron erbebte;
Nicht uns'rer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Seht Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu.
O! würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!" —

In Zürich schaarten sich um zwei talentvolle Schriftsteller, Bodmer und Breitinger, eine Menge strebsamer Männer, welche mit aller Kraft gegen die steife, auf Regeln gebaute Verstandespoesie, wie sie damals besonders in Norddeutschland herrschte, auftraten und einer freien, deutschen Dichtung das Wort führten. Und mit gutem Erfolg; denn nach einem mehrjährigen hitzigen Kampfe trug die deutsche Schweizerschule über die sogenannte sächsische Schule den Sieg davon. — Zürich hatte ferner einen Salomon Geßner, der Buchhändler, Maler und Hirtendichter zugleich war; einen Kaspar Lavater, der sich als Pfarrer durch seine Predigten, seine Schweizerlieder und religiösen Dichtungen einen hohen Ruhm erwarb; einen Heinrich Pestalozzi, der sowohl durch seine aufopfernde Menschenliebe, als auch durch sein gemüthliches Volksbuch „Lienhard und Gertrud" im Andenken fortlebt. Schaffhausen hatte einen Johannes von Müller, den berühmten deutschen Geschichtschreiber, dessen Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, welche er aus den Quellen zuerst einläßlich, umfassend und in musterhafter Sprache darstellte, noch jetzt als unübertrefflich gepriesen wird.

Diesen Namen wären noch eine Menge anderer aus verschiedenen Gegenden der Schweiz beizufügen. Nicht nur Poesie und Geschichte, auch die Mathematik, die Naturkunde, die Philosophie, alle Zweige des menschlichen Wissens haben ihre Vertreter; kurz, das 18. Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Schweizerliteratur.

Solche geistvolle Männer arbeiteten jedoch nicht immer einzeln und für sich allein, sondern traten oft zum Wohle des Vaterlandes, zur Pflege und Bildung des Gemeinsinnes in Gesellschaften zusammen. Die wichtigste dieser Verbindungen war die helvetische, auch Schinznacher Gesellschaft genannt, welche den Hauptzweck hatte, das gegenseitige Verhältniß der beiden Konfessionen allmälig friedlicher zu gestalten, in Politik und Staatsverwaltung freisinnigeren Ansichten Bahn zu brechen und eine größere Aufklärung in alle Theile der Schweiz zu bringen. In dieser Gesellschaft vernahm man schon

damals den Wunsch, es möchte eine eidgenössische Hochschule errichtet werden, weil in der nationalen Erziehung der vaterländischen Jugend, sowie in einer kräftigeren Bundesverfassung das beste Mittel liege, „die veraltete Eidgenossenschaft wieder jung zu machen." Allein dies freisinnige Streben der helvetischen Gesellschaft wurde durch die Regierungen sehr gehemmt, welche eine Menge ihnen gefährlich scheinender Bücher verboten. — Eine andere Verbindung entstand in Bern. Hier gründete nämlich Tschiffeli den landwirthschaftlichen Verein, welchem die Bernerbauern vielfach ihren Reichthum und Wohlstand verdanken, und welcher in den benachbarten Kantonen bald ähnliche Gesellschaften hervorrief.

In einer Zeit, wo die geistige Bewegung so allgemein war, mußte die Presse eine ungewöhnliche Thätigkeit entfalten. Denn sie ist ja die Verkünderin und Ausbreiterin der Ideen und Forschungen, welche in denkenden Köpfen entstehen und am Schreibtische von einer Feder niedergezeichnet werden. Zahlreiche Bücher giengen aus ihr hervor. Die wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften vermehrten sich. Selbst kleinere Städtchen hatten namhafte Druckereien. Leider aber brachten sie auch Manches zu Tage, wodurch der einfache, fromme Sinn des Volkes mehr verdorben als veredelt wurde*).

Auch die Kunst blieb nicht zurück, obschon ihre Pfleger meist im Auslande die Belohnung suchen mußten, welche ihnen die kleine und arme Schweiz nur in geringem Maße bieten konnte. Sie hatte ihre Vertreter unter andern in dem Züricher Maler Heinrich Füßli, in dem Bildhauer Alexander Trippel von Schaffhausen, in dem berühmten Stempelstecher Hedlinger von Schwyz. Auch im Innern der Schweiz wurde gearbeitet. So erhob sich in Solothurn eine bewunderungswürdige Stiftskirche, welche ihrem Meister der Baukunst, dem Tessiner Pizzoni, alle Ehre macht. In Luzern bildete sich unter den Händen des Schlachtenhelden General Pfyffer das erste Relief eines großen Theiles der Schweiz.

Unter den nützlichen Künsten, welche sich je nach den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschungen veränderten und vervollkommneten, wurde besonders die Landwirthschaft gepflegt. Man

*) Wir verweisen hier nur auf Voltaire und den Genfer Schriftsteller Rousseau, deren Werke besonders in der Westschweiz sehr verbreitet waren.

fieng an, Klee, Lucerne und Esparsette zu pflanzen; die Kartoffeln, die jetzt an vielen Orten das wichtigste Nahrungsmittel bilden, wurden immer allgemeiner gebaut. Man lernte die Wiesen auf künstliche Weise bewässern, fieng an, Brachfelder umzubauen, erfand neue Düngungsmittel und vervollkommnete den Hanf- und Weinbau. Um die Wälder zu schonen, wurde statt des Holzes Torf gebrannt; Blitzableiter erhoben sich auf den Gebäuden, um vor dem zündenden Donnerstrahle zu schützen; Speicher wurden errichtet, um für schlimme Jahre Vorräthe zu sammeln, und man traf eine Menge Anstalten, welche dem Landmanne guten Erfolg für seine Bemühungen in Aussicht stellten und ihm selbst Hülfe versprachen, wenn das Unglück ihn heimsuchen sollte.

Handel und Gewerbe standen in der schönsten Blüthe. Basel, durch seine Bandfabriken berühmt, war der Stapelplatz eines weit umfassenden Handels zwischen Italien, Frankreich und Deutschland. Die Einführung des Thees, der Chokolade und des Tabaks gab demselben neue Nahrungszweige. Oft wurden Künste und Gewerbe durch die Regierungen unterstützt. Besonders die von Bern, welche ihren Unterthanen die politische Freiheit nicht gewähren wollte, that doch Alles, um den zunehmenden Wohlstand der Untergebenen zu sichern und zu vermehren, den Landmann vor Beamtendruck zu schützen, und dem Volke gegenüber milde und gerecht zu sein. Klagen gegen die Berner Regierung über harte Behandlung waren daher selten und fanden im Ganzen geringen Anklang.

Aber es sollte anders kommen. Noch ehe das 18. Jahrhundert vollständig vorüber war, sollte das mächtige Bern, sollte die gesammte Eidgenossenschaft dem gewaltigen Sturme erliegen, welcher von Westen heranbrauste.

nung und Alles [illegible]
die jetzt [illegible]
immer [illegible] gewesen. [illegible]
Weise [illegible]
Zugang [illegible]
Wälder zu [illegible]
endlich [illegible]
trachte zu [illegible]
Vorräthe zu [illegible]
dem Landmann [illegible]
theilten und [illegible]
suchen sollte.

Handel und Gewerbe [illegible]
durch seine [illegible]
fallenden Handels [illegible]
Einführung des [illegible]
neue Nahrungszweige [illegible]
Regierung [illegible]
thaten die politische [illegible]
um den zunehmenden [illegible]
vermehren, den Landmann [illegible]
Volke gegenüber [illegible]
Regierung über harte Behandlung waren [illegible]
Ganzen geringen Umfang.

Aber es sollte anders kommen. Noch ehe das [illegible] vollständig verjährt war, sollte das mächtige [illegible] genannte Eidgenossenschaft dem gewaltigen Sturme erliegen, welcher [illegible] heranbrauste.

Dritter Abschnitt.

Erweiterung und politische Umgestaltung.

1798—1848.

78. Ein Blick auf Frankreich und seine erste Revolution.

Wir müssen hier die Geschichte unseres Vaterlandes auf einige Zeit unterbrechen, um einen Blick nach Frankreich zu werfen und einem Ereignisse zu folgen, das für die Schweiz um so wichtiger war, als es nicht ohne weitgreifende Folgen für dieselbe blieb. Es ist dies die erste französische Revolution.

Als Ludwig XVI., ein redlicher, aber allzugutmüthiger Fürst, die Regierung antrat, befand sich Frankreich in einem traurigen Zustande. Seine beiden Vorgänger hatten, der eine durch seinen Uebermuth, der andere durch seine Ausschweifungen die Nation der alten Landesfreiheiten beraubt, den Staatsschatz verschwendet und Schulden auf Schulden gehäuft. Die Steuern mußten vermehrt werden. Umsonst suchte der König von dem reichen Adel einen gerechten Antheil derselben zu erlangen. Die bevorrechteten Geschlechter, obschon sie zwei Drittel von ganz Frankreich besaßen, weigerten sich standhaft. Die Bürgerschaft der Städte und das arme Landvolk sollten die ganze Last tragen. Das schmerzte um so mehr, als der hohe Adel große Summen leichtsinnig verpraßte, während das Volk dem Drucke der Abgaben fast erlag. Nichts kam aber der Grausamkeit und Härte gleich, mit welcher die Generalpächter die Steuern und Abgaben eintrieben. Dabei waren die bürgerlichen, geistlichen und kriegerischen Würden fast ausschließlich im Besitze des Adels, und nicht das Verdienst, sondern die Geburt wurde beachtet, wenn es galt, eine einträgliche Stelle neu zu besetzen. War es da ein Wunder, wenn Mißmuth und Unzufriedenheit immer mehr hervortraten, wenn man anfieng, sich immer lebhafter nach Freiheit und Gleichheit zu sehnen? — Eine Menge Schriftsteller unterstützten diese Sehnsucht des Volkes und suchten dasselbe über die allgemeinen und gleichen Menschenrechte aufzuklären. Das glückliche Ende der nordamerikanischen Freiheitskämpfe war den unzufriedenen Franzosen ein neuer Ruf, auch ihr Joch abzuwerfen. — Das geschah denn auch bald, aber auf eine so schreckenvolle Weise, daß dabei die kirchliche, bürgerliche und gesellschaftliche Ordnung zugleich einstürzte. — Wir können hier keine

einläßliche Schilderung jener furchtbaren Katastrophe geben und müssen uns darauf beschränken, eine kurze Uebersicht der Begebenheiten aufzustellen, insofern sie für das Verständniß unserer eigenen Geschichte nothwendig ist. —

Ludwig XVI. bot Allem auf, um der Geldnoth und den Mißbräuchen abzuhelfen. Auf den Rath seines berühmten Ministers Necker aus Genf berief er im Jahre 1789 die Reichsstände zusammen. Denn Frankreich's Bevölkerung war in drei Hauptklassen oder Stände eingetheilt, in Adel, Geistlichkeit und Bürger. Aber gleich im Anfange der Berathungen erhob sich heftiger Streit unter den Abgeordneten oder Deputirten, indem der Adel und die Geistlichkeit Abstimmung nach den Ständen, der dritte Stand aber Abstimmung nach Köpfen verlangte. Die Folge davon war, daß sich der dritte Stand unter dem Jubel des Volkes allein als die Versammlung der Nation erklärte. Diese wußte dem erschrockenen Könige Alles, selbst die Vereinigung der beiden andern Stände mit ihr, abzutrotzen. Sofort hob sie die Vorrechte der Geburt auf und verkündete Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und religiöse Duldung. Dem Adel wurden seine Rechte genommen, die Geistlichkeit ihrer Güter beraubt und bald das Königthum selbst angegriffen. Hindernisse, welche die Höflinge in den Weg zu legen suchten, wurden gewaltsam beseitiget; viele Adelige und Geistliche mußten ihr Vaterland verlassen, um den rohesten Mißhandlungen zu entgehen. Das Volk überschritt im Taumel seiner neuen Freiheit alle gesetzliche Ordnung und befleckte sich mit gräulichen Gewaltthaten. Der beschimpfte und von allen Seiten bedrohte König wollte entfliehen; sein Fluchtversuch mißlang und machte den Pariserpöbel noch rasender. Wüthend wurden die Tuillerien mehrmals erstürmt, und ohne die muthige Treue seiner Schweizerwache wäre Ludwig XVI. und seine ganze Familie ermordet worden. Als der gutmüthige König selbst ihr befahl, das Feuern einzustellen, da wandte sich die Wuth der Aufrührer gegen diese tapfern Krieger, und in der blutigsten Metzelei fielen sie sammt ihrem Anführer als ein Opfer ihrer Treue. Das geschah am 10. August 1792. — Jetzt wurde ein Nationalkonvent gewählt. Dieser erklärte Frankreich als eine Republik, als die große, freie Nation. Der unglückliche König wurde enthauptet, alle Unterschiede des Standes und Ranges aufgehoben und Alles zertrümmert, was an die frühere Ordnung der Dinge erinnerte. Hierin zeichnete

sich der wüthende Jakobinerklub am meisten aus. Selbst das Christenthum wurde abgeschafft und die Vernunft zur Göttin der Franzosen erhoben. Das war die Schreckenszeit in Frankreich, wo die Guillotine Tag und Nacht arbeitete, wo die Kartätschen ganze Haufen Unglücklicher zusammenschossen, wo Tausende grausam ertränkt wurden und die furchtbarsten Gräuel das sonst so schöne Land durchwütheten. Aber Uneinigkeit unter den Schreckensmännern selbst führte bald ihren Sturz herbei; die Staatsgewalt kam in die Hände eines Direktoriums von fünf Mitgliedern, das sich zur Hauptaufgabe machte, die auswärtigen Staaten, besonders Oestreich und dessen Verbündete zu bekriegen.

Denn die Bitten der Flüchtlinge, das Schicksal des unglücklichen Königs und das trotzige Auftreten der französischen Republik hatte Oestreich und Preußen gegen Frankreich vereiniget. Die tollkühnen Freiheitskämpfer aber begannen bald den Krieg mit allen Staaten Europa's. Beinahe überall blieben sie Sieger; überall suchten sie die alte Ordnung umzustürzen und eine Verfassung gleich der ihrigen einzuführen. Es gelang ihnen im Jahre 1795, auch mit Preußen einen vortheilhaften Frieden zu schließen, welcher in Basel unterzeichnet wurde. Deswegen hörten aber die Eroberungskämpfe der Franzosen nicht auf; kaum hatten sie hier ihren Zweck erreicht, so wandten sie sich wieder nach einer andern Seite. In diesen Kriegen, die mit geringer Unterbrechung bis 1815 dauerten, zeichnete sich besonders ein junger Korse, Napoleon Bonaparte mit Namen, durch seine Tapferkeit und Kriegskenntniß aus und erschwang sich dadurch rasch zum ersten Befehlshaber der französischen Armee. Wir werden im Laufe der Ereignisse, die zu jener Zeit unser eigenes Vaterland heimsuchten und deren Faden wir nun wieder aufnehmen wollen, wiederholt auf ihn zurückkommen.

79. Revolutionäre Bewegungen in der Schweiz bis zum Jahre 1798.

Von diesen gewaltigen Ereignissen in dem Nachbarstaate konnte die dreizehnörtige Eidgenossenschaft mit ihren neun Zugewandten und achtzehn gemeinen Herrschaften nicht unberührt bleiben. Die vielen Unzufriedenen in der Schweiz stimmten sofort den französischen Grundsätzen bei und suchten auch da eine vollständige Umwälzung der Dinge

zu bewirken. Besonders thätig zeigte sich hierin der in Paris versammelte sogenannte Schweizerklub, eine Verbindung von verschiedenen Personen, die politischer Vergehungen wegen aus ihren Kantonen verbannt worden waren. Diese suchten unablässig die französische Regierung gegen ihr Vaterland zu reizen, ihre Mitbürger in der Heimath durch Unterhändler und aufrühreristische Schriften aufzuregen und einen gewaltsamen Sturz der Schweiz durch französische Waffen herbeizuführen. Viele riethen sogar, einzelne Theile derselben, besonders das Welschland, Frankreich einzuverleiben. Die Gefahr wurde noch größer, als die Schweizer Bundesgenossen Genf und das Bisthum Basel unterworfen und mit der französischen Republik verbunden wurden, als Napoleon mit seinen siegreichen Waffen Italien den Oestreichern entriß und die cisalpinische Republik bildete.

Allein auch im Innern der Eidgenossenschaft geschah Vieles, das den Sturz derselben beschleunigen mußte. Fast überall erhob sich das unterdrückte Volk gegen die Gewalt seiner Herrscher, forderte frühere Rechte und Freiheiten wieder zurück und suchte sich vom alten Joche loszuwinden. So waren die Waadtländer, die zur Zeit Davel's die Herrschaft der Stadt Bern ruhig ertrugen, derselben überdrüssig geworden und rüsteten sich zu ihrer Befreiung. Hierin bestärkte sie besonders Cäsar von Laharpe, der berühmte Erzieher Alexander's, des Großfürsten und Erben von Rußland. Durch zahlreiche Schriften hatte er das Volk über seine verlorenen Rechte aufgeklärt, und dieses, durch die Auftritte in Frankreich noch mehr ermuthiget, fieng an, sich an mehreren Orten zu versammeln, Freiheitsfeste zu feiern und Toaste auf die „große französische Nation“ zu bringen. Bern, das keine Zugeständniße machen wollte und am Alten festzuhalten gesonnen war, glaubte durch Strenge die Empörung unterdrücken zu müssen. Die Regierung ließ das Waadtland militärisch besetzen, die Anführer der Freidenker verbannen und erlangte so eine scheinbare Ruhe. Die Folge davon aber war, daß sich die Unzufriedenen nur noch mehr an Frankreich anschlossen, in welchem sie einen Befreier von dem Joche der Berner zu finden hofften.

Eine drohende Empörung brach im Jahre 1795 am Zürichsee aus. Hatte sich auch das Züricher Landvolk weder über Willkührherrschaft, noch Ungerechtigkeit zu beklagen, so war es doch sehr aufgebracht über den harten Zunftzwang und den ausschließlichen Allein-

handel der Stadt. Denn nur die allernothwendigsten Handwerke waren demselben erlaubt, und es durfte, außer mit seinen Lebensmitteln, keinen Handel führen. Alle seine Bedürfnisse mußte der Landmann in der Stadt kaufen, alle Erzeugnisse seines Fleißes daselbst auf den Markt bringen. Dabei waren alle bürgerlichen und geistlichen Aemter ausschließlich den Söhnen der Stadtbürger vorbehalten. — Der Sieg der Gleichheit in Frankreich machte einen solchen Eindruck auf die Bewohner am See, daß sie, die Gemeinde Stäfa an der Spitze, eine Beschwerdenschrift abfaßten und von der Regierung muthvoll die Rückgabe alter Rechte forderten, welche ihnen die Waldmann'schen und Kappelerbriefe einst zugesichert hatten. Allein Zürich wollte, gleich Bern, von keinem Zugeständnisse wissen, schritt mit aller Strenge gegen die Aufruhrstifter ein und bestrafte Viele derselben mit Verbannung und Kerker. Als aber das Landvolk sich nicht beruhigen wollte und, gestützt auf die beiden Freiheitsbriefe, welche es nach mühevoller Nachsuchung wieder aufgefunden, standhaft auf seinen Forderungen beharrte, wurde Stäfa sogar mit Kriegsvolk überzogen und dem Volke erklärt, „daß der Waldmann'sche Spruchbrief, in einem Augenblicke der Verwirrung und zur Verhütung größerer Uebel erlassen, ab und todt; daß der Kappeler Brief mit den außerordentlichen Verhältnissen, welche ihn hervorgerufen, erfüllt und geendet, und daß seit dreihundert Jahren genannter Sachlage der Regierung keine Einsprache zugekommen sei." — Nun wurden von Neuem harte Strafen vorgenommen und die Gemeinden mit außerordentlichen Steuern gebüßt. Kaum gelang es den Bemühungen des edeln Lavater, den Säckelmeister Bodmer von Stäfa vom Tode zu retten; dieser Gemeindebeamte, dessen Verbrechen darin bestand, daß er zuerst zur Durchsicht der Archive angerathen hatte, wurde unter den Galgen geführt, wo der Scharfrichter das Schwert über seinem Haupte schwang, und dann wieder in seinen Kerker zurückgebracht, wohin er lebenslang verurtheilt war.

In den zugewandten Orten gab es ähnliche Aufstände und Bewegungen. So sah sich der Abt von St. Gallen genöthiget, dem Landvolke bedeutende Rechte und Freiheiten zu gewähren. Auch die gemeinen Herrschaften des Tessin hatten nicht übel Lust, sich von ihren Beherrschern los zu machen; es gelang aber den regierenden Ständen, einstweilen die Ruhe wieder herzustellen.

In solch' trauriger Lage der Schwäche und innerer Zerrüttung befand sich die Eidgenossenschaft, als sich Frankreich's Heere immer drohender ihren Gränzen näherten. Zwar versicherte der französische Gesandte, der tückische Mengaud, die Regierungen wiederholt, die „große Nation" sei der Schweiz höchst freundlich gesinnt; allein das war nur eine List, um dieselben sorglos zu machen und von ernstlichen Rüstungen abzuhalten. Und wirklich, obschon er dabei offen die Unzufriedenen unterstützte, obschon eine Menge französischer Agenten das Volk bearbeiteten und dasselbe gegen die Regierungen aufreizten, so hofften diese immer noch, von dem drohenden Ungewitter verschont zu werden. Sie hofften auf ihre Neutralität, welche sie zu behaupten glaubten, obschon sie in den damaligen Kriegen Frankreich offenbar begünstigten. Eitle Hoffnung! In feindseliger Weise äußerte sich bereits Napoleon Bonaparte gegen die bestehende Ordnung in der Schweiz und erkundigte sich nebenbei sorgfältig nach dem Belange des reichen Staatsschatzes in Bern. Als er rasch durch die Schweiz zog, um sich auf den Rastadter Kongreß zu begeben, wurde seine Gegenwart von den Waadtländern durch Feierzüge und Jubel begrüßt. In Basel hatte er eine Unterredung mit dem Oberzunftmeister Peter Ochs, welcher ganz für Frankreich's Plane gewonnen, nach Paris eilte, dort das Direktorium drängte, die Schweiz zu besetzen und aus ihr nach dem Vorbilde der französischen eine Eine und untheilbare Republik zu errichten. Zwei Freunde und bisherige Beschützer der eidgenössischen Unabhängigkeit waren durch einen Staatsstreich aus der Regierung gestoßen worden, und so zeigte sich das Direktorium geneigt, Ochsens Verlangen zu entsprechen. Und doch hätte ein kluges Benehmen die Schweiz auch jetzt noch retten können. „Hätte Bern," sagt der Geschichtschreiber Hottinger von Zürich, „hätte Bern groß genug gedacht, die Waadt freizugeben, wäre Zürich weise genug gewesen, aus eigener Bewegung zur rechten Zeit Amnestie zu ertheilen und Hand zu einer freisinnigen Verfassung zu bieten, würde man die gerechten Wünsche der gemeinen Herrschaften mit aufrichtigem Bestreben, auch ihre Liebe zu gewinnen, berücksichtigt haben, mit einem Worte, hätte ein großartiger Glaube an ihr damals noch unverdorbenes Volk statt des eitlen Vertrauens auf die kleinlichen Künste einer ängstlichen Unterhandlungsweise die Häupter des Landes geleitet: — sie hätten den Helden des Jahrhunderts Achtung abge-

nöthiget und die Eidgenossenschaft in ihrem fünfhundertjährigen Bestande gerettet."

Allein solch' edle Gedanken, wenn sie auch bei klügern Männern zu Tage traten, fanden bei der Mehrzahl keinen Anklang, und dadurch, daß sich die Friedens- und Kriegsparteien einander bekämpften, lähmten sie sich gegenseitig und benahmen den Räthen vollends alle Entschiedenheit.

80. Untergang der alten Eidgenossenschaft. (1798)

Als das Benehmen der Franzosen gegen die Schweiz immer übermüthiger wurde, als sie die auf eidgenössisches Gebiet gehörigen Theile des Bisthums Basel mit einigen Tausend Mann besetzten, als das Direktorium in Paris die Regierungen von Bern und Freiburg persönlich für Alles verantwortlich erklärte, was sie im eigenen Gebiete gegen Schützlinge Frankreich's unternehmen würden, da war nicht mehr zu zweifeln, welches Schicksal der Eidgenossenschaft wartete. Jedermann erkannte deutlich, daß Frankreich nur einen Vorwand suche, um über dieselbe herzufallen. In dieser nahenden Gefahr trat in Aarau eine Tagsatzung zusammen, um das drohende Gewitter 27. Dez. 1797 zu beschwören. Allein von Mengaud berückt, trafen die Tagherren keine wirksamen Anstalten zur Vertheidigung des Landes. Sie suchten vielmehr durch eine großartige Erneuerung des alten Bundesschwures, „für die Schweizer-Freiheit zu leben und zu sterben," der französischen Regierung einen hohen Begriff von der Eintracht der Eidgenossen zu geben und ihr Volk für die Vertheidigung des Vaterlandes zu entflammen. Allein Frankreich lachte ob dieser leeren Förmlichkeit und bemerkte mit Freuden, wie die Revolution in Basel, Schaffhausen, Bern, in der Waadt, im Aar- und Thurgau außerordentliche Fortschritte machte. Basel hatte nicht einmal mitgeschworen, sondern auf Ochsens Vorschlag die Rechtsgleichheit ausgerufen und einen Freiheitsbaum aufgepflanzt. — Das Waadtland verkündete voll Begeisterung die lemanische Republik, und französische Truppen 24. Jan. 1798 eilten über den Genfersee und nöthigten das Berner Kriegsvolk, das die Regierung aufgeboten hatte, zum Rückzuge. Sofort verbanden sich die Waadtländer mit dem französischen Heere, und nur Tausend unter der Anführung des Obersten Roverea blieben der Fahne Bern's treu. Sie erhielten den Ehrennamen: die treue Legion.

Jetzt erkannten viele Regierungen, was Noth that, um kräftig für des Vaterlandes Rettung auftreten zu können. Die Städte Luzern, Zürich, Schaffhausen ertheilten ihrem Volke Gleichheit der politischen Rechte. Bern öffnete den Vertretern des Volkes den Zutritt zum Großen Rathe und zu allen Staatsämtern; die aristokratische Regierung von Luzern und Solothurn dankte ab; Zürich beschloß Amnestie, gab die alten Freiheitsurkunden zurück und öffnete die Gefängnisse Bodmer's und der übrigen Stäfner Gefangenen. Allein es war zu spät. Das Volk sah wohl, daß all' diese Vergünstigungen eine Wirkung der Furcht und der Bedrängniß waren, und konnte kein Zutrauen zu seiner Regierung fassen. Die Waldstätten dagegen sahen aus alter Eifersucht die Wegnahme der Waadt und eine Demüthigung der Städte Bern und Zürich nicht ungerne. Hatte ja der französische Gesandte ihnen eröffnet, daß Frankreich's Waffen nur die Aristokratieen züchtigen werden. Um die Unordnung voll zu machen, verlangten nun auch die gemeinen Herrschaften einstimmig ihre Freilassung. Wie konnte auch die Schweiz bei solcher Uneinigkeit den französischen Heeren widerstehen? — Dennoch beschloß Bern mit Freiburg und Solothurn muthige Gegenwehr.

An der Spitze des französischen Heeres, welches die Waadt besetzt hielt, stand der General Brune. Mit der trotzigsten Unverschämtheit verlangte er, daß die Regierung von Bern abdanke, und daß eine provisorische Kommission ernannt werde, von welcher alle alten Regierungsglieder ausgeschlossen sein sollten. Das klang dem Bernervolke doch zu bunt; der alte Haß gegen den Ausländer wurde wach, und voll nationaler Begeisterung eilten fünfundzwanzigtausend Mann unter die Fahnen der Stadt. Die Führung dieses Heeres wurde dem tapfern Helden Ludwig von Erlach anvertraut, der sogleich die ganze Linie zwischen Murten und Solothurn besetzte. Der Augenblick zu einem Kampfe war günstig; denn Brune's Heer bestand damals nur aus 16,000 Mann. Allein die Berner Regierung, in welcher die Friedenspartei vorherrschte, ließ sich, anstatt den günstigen Zeitpunkt zum Handeln zu benutzen, mit Brune in Unterhandlungen ein, welcher unterdessen eiligst von den Rheinufern her ein zweites Heer von 16,000 Mann unter dem General Schauenburg herbeirief. Der edle Von Erlach, welcher den schlauen Plan Brune's wohl durchschaute, eilte endlich voll gerechten Unwillens mit

mehreren Hauptleuten nach Bern und sprach zu den versammelten Räthen: „Wie lange noch laßt Ihr Euch von dem listigen Feinde bethören? — Durch Eure Unentschlossenheit und Zögerung erschlafft Ihr den Muth Eures Heeres und richtet das Vaterland zu Grunde. Sollen denn unsere wackeren Krieger noch länger unthätig zusehen, wie sich die Feinde verstärken und zu einem plötzlichen Ueberfalle vorbereiten? — Nur in schnellem, entschlossenem Handeln ist noch Rettung zu hoffen; darum verlange ich entweder meine Entlassung und die Verabschiedung der Truppen, oder die zur Bekämpfung des Feindes nöthigen Vollmachten!" — Diese feste Sprache des wackern Feldherrn machte einen solchen Eindruck auf sämmtliche Rathsglieder, daß man ihm einstimmig die nöthigen Vollmachten ertheilte. Aber kaum hat Erlach das Rathhaus verlassen, so erscheint ein Bote von Brune. Die Regierung läßt sich wieder umstimmen, nimmt den an Erlach gegebenen Befehl zurück und gewährt einen neuen Waffenstillstand von dreißig Stunden. Solcher Wankelmuth konnte auf die kampfbegierigen Bernertruppen keinen guten Eindruck machen; sie fiengen an, muthlos zu werden und ihrer Regierung zu mißtrauen. Viele sprachen von Verrath und liefen unwillig nach Hause. Brune aber freute sich seiner gelungenen List. Denn noch ehe der Waffenstillstand abgelaufen war, dringt Schauenburg über Solothurn herein, schlägt eine Bernerabtheilung bei Langnau und läßt sich von seinen Verwandten in Solothurn die Stadtthore öffnen. — Am gleichen Tage 2. März
gieng auch Freiburg über; denn eine Menge unzufriedener Bürger und Bauern hatte sich mit den Franzosen verbunden, eine Frucht der Strenge, mit welcher die Regierung gegen frühere Beschwerdenführer verfahren war.

Jetzt wandte sich Brune gegen Bern selbst, das endlich den Befehl zum Kampfe ergehen ließ. Erlach zog sich mit den ihm noch treu gebliebenen vierzehntausend Kriegern hinter die Sense und Aare zurück. Achttausend Mann verlegte er nach Gümminen, Laupen und Neuenegg, um Brune's Schaaren aufzuhalten, während er selbst mit sechstausend Mann ohne Reiterei und ohne Geschütz sich dem anrückenden Heere Schauenburg's entgegenstellte. Die drohende Gefahr weckte den gesunkenen Muth wieder auf. Eiligst wurden im Grauholz Verhaue angelegt; der Landsturm ergieng; Greise, Weiber und Kinder bewaffneten sich mit Sensen und andern Mordwerkzeugen.

Selbst der siebenzigjährige Schultheiß **Steiger** eilte zu diesem entschlossenen Häuflein. Er durchwachte mit Erlach die Nacht und berieth sich mit ihm über eine wirksame Vertheidigung. So überraschte die biedern Männer das Morgenroth des 5. März. „Ich sehe die Sonne aufgehen," sprach Erlach, „aber nicht mehr untergehen." —

Schauenburg rückte mit einer Menge Kanonen und vieler Reiterei
5. März heran. Der Kampf begann. Mit Todesverachtung, würdig der tapfern Vorfahren, warfen sich die Berner auf den gewaltigen Feind, stürzten sich auf die verderblichen Feuerschlünde, hieben, stachen, würgten. Mitten im Schlachtgewühl sah man den greisen Schultheißen Steiger, wie er auf einem alten Eichstamm saß und die Seinen zum muthvollen Kampfe entflammte. Er hatte die Republik nicht retten können, so wollte er wenigstens mit ihr untergehen. Dritthalb Stunden hielten die Berner dem mächtigen Feinde Stand. Solche Tapferkeit setzte die Franzosen in Erstaunen. Allein die weit überlegene Macht, das todbringende Geschütz, die kriegsgeübte Reiterei siegten über den verzweifelten Muth und zwangen die Berner zum Weichen. Aber noch viermal und an vier verschiedenen Orten erneuerte sich der Kampf. Weiber stritten Männern gleich; Kinder und Greise zogen den Tod für's Vaterland der Schmach des Tages vor. Bei Fraubrunnen fielen hundertundachtzig Weiber mit der Sense in der Hand, darunter eine Heldin mit zwei Töchtern und drei Enkelinnen an der Seite. Allein von der Uebermacht gedrängt, wurden die Tapfern aus einer Stellung in die andere zurückgetrieben. Durch die bald allgemeine Flucht gezwungen, verließen Erlach und Steiger endlich das Schlachtfeld und wandten sich nach dem Oberlande, wo sie ihre Leute wieder zu sammeln und dem Feinde neuen Widerstand entgegenzusetzen hofften.

Unterdessen erscholl die Nachricht, **Bern** habe **kapitulirt** und den französischen Truppen seine Thore geöffnet. Da stieg die Erbitterung des Volkes und der Krieger auf's Höchste. Sie gehorchten keinem Befehle mehr, fluchten über Verrath der Regierung und wandten sich in ihrer Wuth selbst gegen ihre tapferen Führer. Viele wurden gräulich ermordet, sogar der edle **Von Erlach** fiel drei Stunden von Bern im Dorfe Wichtrach unter den Hieben rasender Soldaten und wüthender Weiber. Mit genauer Noth entgieng Steiger einem ähnlichen Schicksale. Nirgends sicher, sagte er dem unglücklichen Vaterlande Lebewohl und zog sich nach Konstanz zurück.

Am gleichen Tage hatten die Berner auch an den übrigen Punkten mit edler Begeisterung gekämpft. Allein was half ihnen all' ihre Tapferkeit, was half ihnen selbst der ruhmvolle Sieg, welchen Grafenried durch Wunder der Tapferkeit bei Neuenegg erfocht. Bern war verloren und besiegt, besiegt durch den Wankelmuth seiner Regierung und durch den Mangel an alteidgenössischem Sinne. Alles, was sie errungen, war ein unsterblicher Ruhm und die Anerkennung ihrer Tapferkeit selbst durch den Feind.

Schon um 1 Uhr des 5. März hielt das französische Heer seinen Einzug in die Stadt Bern, die seit ihrem sechshundertjährigen Bestande noch von keinem Feinde betreten worden war. Noch am nämlichen Tage wurde auf Brune's Befehl ein Freiheitsbaum gepflanzt.

Mit der Eroberung Bern's war der Fall der Eidgenossenschaft entschieden, und lag der alte Bund der dreizehn Orte in Trümmern. Bern hatte seine Bundesbrüder um Beistand gemahnt; von den Waldstätten, Luzern und andern war einige Hülfe gekommen, hatte sich aber bei der ersten bösen Nachricht wieder heimwärts gewandt, ohne den Feind je gesehen zu haben. Der alte Wahlspruch: „Alle für Einen, Einer für Alle," war zur Lüge geworden. Die Züricher wurden bei Frienisberg eingeschlossen und zu einer Kapitulation gezwungen. Die meisten übrigen Bundesorte dachten an keinen Kampf. Galt es ja nach der Versicherung der Franzosen nur, die stolze Aristokratenstadt zu demüthigen, und klangen die Worte der Fremdlinge doch gar zu schön, welche den Völkern Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit versprachen! Die Sieger zögerten nicht, den Bethörten zu zeigen, wie sie diese Worte verstanden.

Das Erste, was die großmüthigen Verfechter der Freiheit unternahmen, war die Plünderung der Staatskassen und Zeughäuser in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern. In Bern allein nahm man 300 Feldstücke und 60,000 Flinten und schaffte sie nach Toulon. Denn man hatte ja Waffen nöthig für den ägyptischen Feldzug. Sodann wurden die Regenten und ihre Familien zu einer Kriegssteuer von fünfzehn Millionen gezwungen. Die Geistlichkeit von Luzern und Einsiedeln mußte eine Million noch obendrein bezahlen. Nichts gleicht aber der Gier, mit welcher die französischen Generale über den Schatz in Bern herfielen. Sie warteten nicht einmal die Schlüssel ab, sondern sprengten die Thüren mit Beilstreichen; leicht begreiflich: zwanzig

Millionen Franken*) waren ein seltener Fund. Und dabei befleckten sie sich mit Mord und Brand, Schimpf und Gräuel aller Art, so daß auch die Freunde der Staatsumwälzung sich darob empörten, und Cäsar von Laharpe selbst an das Pariser Direktorium schrieb: „Wenn Ihr nicht andere Maßregeln ergreifet, so zählet auf eine Vendee**), welche zugleich mit unsern eigenen Kräften Euere Bevölkerung und unsere Hülfsquellen verschlingen wird.“ — Allein das Rauben und Plündern hörte nicht auf. Als Leiter und Anordner dieses einträglichen Geschäftes hat besonders Rapinat seinen Namen verewiget, der in der helvetischen Armee das Amt eines Geschäftsführers der französischen Republik bekleidete.

Als Entschädigung für die namenlosen Erpressungen erhielt nun die Schweiz von Frankreich eine Einheitsverfassung, welche sich nicht allein auf die alten Orte, sondern auch auf ihre Bundesgenossen erstreckte und der französischen Staatseinrichtung auf's Haar nachgebildet war. Alle Verhältnisse der alten Eidgenossenschaft hörten auf, und die dreizehn Stände, die zugewandten Orte und Unterthanenlande bildeten nun zusammen die Eine und untheilbare helvetische Republik. Diese war ohne alle geschichtliche Beziehung in neunzehn gleichberechtigte Kantone eingetheilt*), welche aber keine Souveränitätsrechte besaßen, sondern blose Amtsbezirke der gemeinsamen Regierung bildeten. Die Einheitsregierung aber bestand

---

*) Das baare Vermögen Bern's zu dieser Zeit wird auf fünfzig Millionen angeschlagen, wovon ein großer Theil in den Schatzgewölben der Stadt, das übrige aber an verschiedenen auswärtigen Höfen untergebracht war.

**) In Frankreich hatten sich nämlich auf die Nachricht von der Ermordung des unschuldigen Königs die Vendeer muthvoll gegen die Schreckensmänner erhoben, waren aber nach blutigen Kämpfen von der Uebermacht der Letztern in grauenvoller Weise aufgerieben worden.

***) Diese neunzehn Kantone waren: Bern, Oberland, Leman oder die Waadt (das frühere Bern war also in drei Kantone zerrissen); dann Aargau, Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona, Wallis; dann der Kanton Linth (bestehend aus Glarus und einem Theile des Fürstenthums St. Gallen); ferner der Kanton Säntis (bestehend aus Appenzell und dem Uebrigen des Fürstenthums St. Gallen); der Kanton Waldstätten (bestehend aus Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug); sodann Zürich, Basel, Schaffhausen, Luzern, Solothurn, Freiburg und Graubünden, welches sich aber noch weigerte, der helvetischen Republik beizutreten.

in einem Senate und Großen Rathe, welchen die Abfassung der Gesetze oblag, und einem Direktorium aus fünf Mitgliedern, das dieselben vollziehen mußte. Diesen zur Seite standen noch sechs Minister, welchen die vorzüglichsten Verwaltungszweige übertragen wurden. Jeder Bundesort wählte vier Mitglieder in den Senat und acht in den Repräsentanten- oder Großen Rath. Das Volk war als Souverain, d. h. als sein eigener unumschränkter Herr, anerkannt. Das Grundgesetz war Rechtsgleichheit aller Bürger. Diese Verfassung, welche von Peter Ochs zu Paris entworfen worden war, wurde nun sämmtlichen Ständen und Landschaften der Schweiz zur Annahme vorgelegt, und dicht hinter ihr drohten französische Bajonete, um allfällige Widerspenstige von dem Glücke der neuen Freiheit besser zu überzeugen.

81. Der Schwyzer Heldenkampf für ihre alten Landeseinrichtungen. (1798)

Die meisten der großen Kantone nahmen die helvetische Republik ohne großes Widerstreben an und sandten ihre Senatoren und Großräthe nach Aarau, dem Regierungssitze, an die gesetzgebende Versammlung, welche sogleich aus ihrer Mitte das Direktorium wählte. Allein, wenn auch die neue Verfassung manches Gute enthalten mochte, so war sie zu sehr allen historischen Ueberlieferungen, den gewohnten Landeseinrichtungen und den heiligsten Gebräuchen des Volkes zuwider, als daß sie den Schweizern zusagen konnte. Die Rücksichtslosigkeit der neuen Freiheitsfreunde gieng so weit, daß sie selbst die alten Schweizerfarben durch gelb, grün und roth verdrängten. Besonders die Bergbewohner, denen die Liebe zu ihren ererbten Rechten und Freiheiten, ihren Sitten und Einrichtungen angeboren war, die es gewohnt waren, sich selber ihre Gesetze zu geben, wollten sich von den fremden Unterdrückern keine Verfassung aufdringen lassen, am wenigsten eine solche, welche die Landsgemeinde aufhob und die ganze bisherige Ordnung umstürzte. Jetzt bereuten jene Kantone, die mit Schadenfreude Bern's Sturze zugesehen hatten, ihren kleinlichen Ortsgeist und erkannten, freilich zu spät, daß die schönen Worte der Franzosen nur listige Bethörungen waren. In höchster Erbitterung verweigerten Uri, Schwyz und Unterwalden ihre Unterwerfung und widerstanden allen Befehlen der

französischen Generale. Ihrem Beispiele folgten Glarus, Zug und selbst die kleinen Unterthanenlande Utznach, Toggenburg, Gaster, Sargans und die March, welche doch durch die neue Verfassung aller Verpflichtungen gegen ihre Herrscher enthoben wurden. Die Abgeordneten dieser Länder und Ortschaften, sowie der Stadt St. Gallen, traten am 1. April in Schwyz zum ersten Male als gleichberechtigte
1. April Stände zusammen, und diese Tagsatzung verwarf Ochsens höllisches Büchlein, wie das Volk die neue Verfassung nannte. Denn kernige Ausdrücke fehlten nicht, um die Abscheu vor der Helvetik, so hieß man auch die neue Verfassung, laut an den Tag zu legen. Im Lande Appenzell hieß es öffentlich: „Der Stier (Uri) hat uns die Freiheit geschenkt, der Ochs will sie uns rauben."

Das Direktorium in Aarau erließ nun eine neue Mahnung an das Volk der kleinen Kantone, sich gleich den übrigen an die helvetische Republik anzuschließen. Allein Schwyz, Nidwalden und Glarus erklärten sich auf ihren Landsgemeinden bereit, für ihre alten Landeseinrichtungen zu sterben, und Zug, Obwalden und Uri beschlossen nach einiger Zögerung, mit ihren Bundesgenossen gemeinsame Sache zu machen.

Voll Ingrimm gegen Frankreich, das ihre Wünsche nicht einmal anhören wollte, ihre Priester und Regierungen für die Nichtannahme der Verfassung verantwortlich erklärte und ihnen drohend eine Frist von zwölf Tagen festsetzte, griffen zehntausend Bergbewohner zu den Waffen und entfalteten auf's Neue die alten Schweizerfarben, das weiße Kreuz auf rothem Felde. Aber anstatt auf Einem Punkte und in Gesammtheit den Feind anzugreifen, was vielleicht einen Ausschlag hätte geben können, zersplitterten sie ihre Kräfte und trennten sich in drei Haufen, wovon der Eine sich Luzern's bemächtigte, der andere das Hasli besetzte und der dritte Rapperswyl einnahm und die Kantone Zürich und Aargau für sich zu gewinnen suchte. So wurde es dem General Schauenburg leicht, mit seinen 25,000 Mann
29. Apr. sich der Städte Luzern, Zug und Rapperswyl wieder zu bemächtigen.
30. Apr. Tag's darauf entspann sich bei Wollerau ein hitziger Kampf. Hier standen nämlich ein Bataillon Glarner, zwei Bataillone Schwyzer und die Hülfstruppen von Sargans. Zweimal wurden die heranstürmenden Franzosen zurückgeworfen; beim dritten Angriffe verloren die Glarner zwei tüchtige Anführer, Hauser und Paravicini; da

kam solche Muthlosigkeit und Verwirrung über sie, daß sie in die Heimath zurückkehrten. Nun zog Schauenberg den Kreis immer enger und schloß den Kanton Schwyz förmlich ein.

Allein die Schwyzer verzagten nicht. Trotzig standen sie auf dem Rücken des Berges, an dessen Fuße es von Franzosen wimmelte. Und als sie sich überzeugten, daß von keiner Seite mehr Hülfe zu erwarten sei, schien sich ihr Muth noch zu vermehren. Greise, Weiber, Kinder, Alles erhob sich und griff zu den Waffen. Frauen und Töchter bekleideten sich mit Hirtenhemden, versahen Botendienste, schleppten Kanonen von Brunnen nach Rothenthurm, arbeiteten an Verschanzungen, sorgten für Vorrath, pflegten der Verwundeten. Eine ungewöhnliche Begeisterung hatte alle Bewohner ergriffen; Sieg oder Tod, war das Losungswort Aller. Sie wollten die fremden Unterdrücker lehren, wie freie Schweizer ihre Heimath vertheidigen. —

An der Spitze dieser kampfesmuthigen Schaaren stand der biedere Landeshauptmann Alois Reding. Als dieser tapfere Held seine 4000 Krieger musterte, mit denen er sein Vaterland gegen einen viermal stärkern Feind schützen sollte, sprach er zu ihnen: „Liebe 1. Mai
Landsleute und Kameraden, bald sind wir am Ziele. Von Feinden eingeschlossen, von Freunden verlassen, haben wir die Frage zu beantworten, ob wir jetzt standhaft und bieder in der Gefahr zusammenhalten wollen, wie unsere Väter am Morgarten. Unser Loos ist der Tod. Ist Einem von uns bang, so gehe er heim; wir wollen ihm deshalb keinen Vorwurf machen. Aber wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht anlügen. Lieber ist es mir, nur hundert Mann zu haben, auf die ich sicher zählen kann, als fünfhundert, die im Gefechte davon laufen, Verwirrung anrichten und durch ihre Flucht die rechtschaffenen Leute zum Opfer machen. Ich aber gelobe Euch, in keiner Gefahr, und auch im Tode nicht von Euch zu scheiden. Wir fliehen nicht; wir sterben! — Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Mann heraustreten vor die Front und mir in Eurem Namen das Gleiche angeloben!" —

In tiefem Schweigen hatten die Männer zugehört; Thränen glänzten in ihren Augen. Auf einmal donnerte es aus tausend Kehlen: „Ja, ja, wir wollen zusammenhalten und Euch nicht verlassen!" — Sodann traten zwei Krieger vor, streckten ihrem Führer die Rechte dar, schwuren den Eid der Treue, nach Ihrer Väter Art, und weih-

ten sich zum Kampfe. Hierauf begaben sich die Männer auf ihre Posten, zündeten Wachtfeuer an und harrten mit Ungeduld auf den kommenden Morgen. Reding aber eilte nach Rothenthurm, wo der Kriegsrath versammelt war.

Hier traf er auch den Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, den die Volksmenge für einen Mann nach dem Herzen Gottes betrachtete. Diesem war auf sein eigenes zudringliches Verlangen der wichtige Paß am Etzel anvertraut worden; an der Spitze von 600 Einsiedlern sollte er diesen Eingang in's Schwyzerland gegen die Franzosen verwahren. Reding machte den Vorschlag, noch eine zweite Vertheidigungslinie anzulegen. Diesem Gedanken widersetzte sich Marianus auf's Kräftigste. „Unnütze Berathung, welche eine erbärmliche Furcht verräth," sagte er; „vertheidiget die übrigen Posten, wie ich den Etzel vertheidigen werde, und ich verspreche Euch den Sieg!" — Nicht ohne Besorgniß, es möchte in diesen Worten mehr Großthuerei, als Thatkraft liegen, kehrte Reding zu den Seinen zurück.

Kaum graute der Tag, so rückten schon 2000 Franzosen die Höhen
2. Mai hinan und näherten sich dem Dörfchen Schindellegi. Sie wurden von den Schwyzer Scharfschützen zwei Stunden lang aufgehalten, bis die vereinten Bataillone unter Reding und Schilter in's Gefecht kamen, und ihre beiden Kanonen ein wirksames Feuer beginnen konnten. Jetzt entspann sich ein mörderischer Kampf, welcher drei Stunden dauerte. Die Berge erzitterten vor dem Donner des Geschützes; Feuersäulen schlugen rings aus den Hütten empor, und zwischen den verheerenden Flammen kämpften die Schwyzer mit Todesverachtung, schossen ihre wohlgezielten Büchsen ab, schlugen mit ihren Kolben rechts und links auf den Feind oder durchrannten ihn mit ihren Bajoneten. Wollte Einer zaghaft werden und fliehen, so trieben ihn mit Keulen bewaffnete Weiber in den Kampf zurück. Je mehr die Erde vom Blute sich röthete, desto höher stieg die Wuth der Schwyzer. Mann an Mann kämpfen sie, wie bei Sempach; Verwundete ringen am Boden noch, wie bei St. Jakob. Zwanzig Männer vertheidigen sich mit Keulen in einer Hütte, bis die Flamme sie verzehrt. Ein Muotothaler, am rechten Schenkel schmerzlich verwundet und durch einen Schuß in den Leib schwer verletzt, will das Schlachtfeld doch nicht verlassen und ruft: „Ich habe noch zwei Hände zum Schießen." — Ein Anderer wird von Feinden umringt und aufgefordert, ihnen

einen Bergpfad zu zeigen. Trotzig blickt er auf die gegen ihn gerichteten Feuergewehre und antwortet: „Den Bergpfad kenne ich wohl, aber Euch zeig' ich ihn nicht." —

So stritten Reding's tapfere Krieger an der Schindellegi und behaupteten das Schlachtfeld, als die Nachricht kam, der Paß am Etzel sei verlassen und stehe den Feinden offen; der Pfarrer Herzog habe am Morgen seinen Leuten befohlen, die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen; „das Wehren helfe doch nichts, weil man auf den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenke." Da seien denn Alle nach Einsiedeln zurückgekehrt.

Dieser treulose Verrath brachte Reding und seine Tapfern in die größte Verlegenheit. Denn jetzt konnten die Feinde ungehindert bis über Einsiedeln vordringen. Daher befahl er den Rückzug nach Rothenthurm, wo man Nachmittags um drei Uhr anlangte. Dicht hinter ihnen rückten über den Etzel 6000 Franzosen heran und besetzten die Höhen am Rothenthurm, während dreitausend Andere von Morgarten her kamen und durch ihre Uebermacht das Bataillon Hediger, welches den Paß am Jostenberg vertheidigte, gegen Rothenthurm zurücktrieben. Reding befahl ihm, sogleich den Morgarten wieder zu erstürmen, ordnete seine zwei Bataillone, stellte seine beiden Kanonen auf und harrte des Feindes, welcher massenhaft von den Höhen in die Ebene hinunterstieg. Wie sich die Franzosen in Schußweite von dem kampflustigen Häuflein befanden, donnerten ihnen die Geschütze der Schwyzer entgegen. Dann eilt Reding mit Windesschnelle durch seine kleinen Schaaren, begeistert sie zu muthigem Kampfe, rückt vor, läßt die Gewehre abfeuern und befiehlt den Angriff. — Jetzt erfüllt ein donnerndes Jauchzen die Luft; der Sturm beginnt. Wie ein wildes Wasser, wenn es den sperrenden Damm durchbricht, in reißender Fluth über die Felder dahinbraust, Verderben bringend, unaufhaltsam: — so stürmen die Schwyzer mehr als 800 Schritte weit in geschlossenen Gliedern durch die Matten, kampfbegierig, todesverachtend, dringen in die Reihen der erschrockenen Feinde, peitschen auf sie mit unwiderstehlicher Wuth und zwingen die mächtigen Haufen zum Weichen. Eine Viertelstunde, und die bestürzten Franzosen fliehen; noch eine Viertelstunde, und die Schwyzer haben die Höhen um Rothenthurm erkämpft. —

Unterdessen war Hediger mit seinem Bataillon nach dem Dorfe

Sattel geeilt, um von da aus den **Morgarten** wieder zu erstürmen, welchen die Franzosen besetzt hatten. Dreihundert Mann Hülfstruppen aus Uri und ein Theil des Landsturmes aus dem Dorfe Steinen verbanden sich mit ihm. Lebhaft erinnerten sich Alle ihrer Ahnen, welche vor beinahe fünfhundert Jahren hier siegreich gekämpft hatten. Damals war das stolze Oestreich den Hirten erlegen; jetzt galt es, auf dem gleichen Schlachtfelde auch die übermüthigen Franzosen zu züchtigen. Muthvoll griff das vereinigte Häuflein die feindlichen Truppen mit mörderischem Gewehrfeuer an. Das gieng aber den Hirten zu langsam. „Machen wir's kurz," hieß es, „nehmen wir sie unter die Kolben!" — Und in wüthendem Sturme rannten sie dem Feinde in die Flanken und setzten ihm so tapfer zu, daß er zu weichen anfieng. Da erfuhren die Franzosen abermals, wie die Hirten den Stutzer zu führen wissen. Von allen Seiten knallten die verderblichen Schüsse. Ein Schwyzer zeigte auf eine Gruppe von Offizieren, welche in weiter Ferne berathschlagten, was zu thun sei. Er nahm eine dreifache Pulverladung und sprach: „Was gilt's, ich erreiche den mittleren von jenen Hauptleuten?" — Er zielte, — der Mann fiel, und die Uebrigen eilten aus einander. Ein zweiter verlangte von seinen Kameraden Kugeln, erhielt aber keine. Da traf ihn ein leichter Schuß. Er drückt die Kugel aus der Wunde und schießt sie auf den Feind zurück mit den Worten: „Die Ketzer meinen's besser mit mir, wie Du; sie versehen mich selbst mit frischer Munition." — Der ungewohnten Tapferkeit dieses Hirtenvolkes konnten die Franzosen nicht lange widerstehen; sie begannen zu fliehen. Die Sieger ihnen jubelnd nach, vereiteln noch dreimal ihren Versuch, sich wieder zu stellen, und verfolgen den Feind bis nach Egeri hinunter. — Alle Höhen von Morgarten und des St. Jostenberges waren wieder in den Händen der Schwyzer, welche heute gezeigt hatten, daß sie ihrer Vorväter noch würdig seien.

Am folgenden Tage entspannen sich neue Gefechte bei **Art**, und
3. Mai die Franzosen wurden abermals mit großem Verluste geschlagen. Allein was halfen den Schwyzern all' ihre Siege? — Seit viermal 24 Stunden waren die Landleute unter den Waffen und litten außerordentliche Anstrengungen und Entbehrungen. — Sie mußten endlich doch unterliegen. Denn während Schauenburg seine geschlagenen Truppen immer durch neue ersetzen und verstärken konnte, schmolz die

Zahl der Vaterlandsvertheidiger immer mehr zusammen. Schon waren zweihundert und sechsunddreißig Schwyzer gefallen, und hundert fünfundneunzig Verwundete konnten dem Vaterlande ebenfalls nicht mehr dienen. Zudem war Schauenburg geneigt, den Schwyzern einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Denn er hatte die Tapferkeit dieses Volkes achten gelernt, das während vier Tagen ihm einen Verlust von beinahe 3000 Kriegern beigebracht hatte, die noch größere Zahl der Verwundeten nicht einmal mitgerechnet. Auch wußte er gut genug, daß er nicht durch die Tapferkeit seiner Soldaten, sondern durch Verrath nach Einsiedeln gekommen war. — Unter solchen Umständen schien es Vielen besser, einen ehrenvollen Frieden zu schließen, als den Kampf noch länger fortzuführen, der doch einem sichern Untergange entgegenführte.

So schloß denn Reding mit Schauenburg einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden, und das Volk versammelte sich am Rothenthurm zur Landsgemeinde, um sich über die Sache zu be- 4. Mai rathen. Mit klaren Worten schilderte der edle Feldhauptmann die verzweifelte Lage des Landes und machte den Vorschlag, zur Verhinderung größerer Uebel die helvetische Verfassung anzunehmen. Mehrere Beamte und Geistliche unterstützten diesen Vorschlag. Lange wollte das Volk nichts vom Frieden wissen, und Viele wollten sich lieber unter den Trümmern des Vaterlandes begraben lassen. Endlich aber siegte die Klugheit über die Erbitterung. Der Friede wurde im Kloster Einsiedeln unterzeichnet. Er sicherte den Schwyzern Frei- 6. Mai heit des Glaubens und des Eigenthums zu, und verbot den Franzosen, ihren Boden zu betreten. Dagegen mußte Schwyz die Helvetik annehmen. Während die Urkunde ausgefertigt wurde, wandte sich Schauenburg zu Reding mit den Worten: „Wenn ich Euch hätte gefangen nehmen können, so hätte ich Euch erschießen lassen.“ „Ich Euch auch,“ erwiederte Reding kaltblütig.

Dem Beispiele der Schwyzer folgten nun auch die übrigen Bergkantone; das „Büchli“ wurde überall angenommen, jedoch nicht ohne Unwillen, besonders in Nidwalden. Ueberhaupt war dieser ungerechte Krieg der Franzosen gegen die kleinen Kantone nicht geeignet, die fremden Unterdrücker beliebt zu machen; vielmehr zeigte sich beim ganzen Schweizervolke eine wachsende Erbitterung.

82. Nidwalden's Schreckenstag. (1798)

Der verzweifelte Kampf gegen die aufgedrungenen Neuerungen sollte noch einmal, und noch blutiger als bisher, beginnen. Zwar hatten alle Orte die helvetische Verfassung angenommen; aber sie wurde nur in den neuen Kantonen Waadt, Aargau und Thurgau, und in einzelnen Theilen der Kantone Zürich und Basel volksthümlich. Denn daß sie von Fremdlingen aufgejocht worden, konnte der Schweizer nicht vergessen, und daß die Regierung vollständig von Frankreich abhängig war, mußte den Nationalstolz des Volkes empören. Große Unzufriedenheit zeigte sich allseitig über die übermäßigen Besoldungen, welche in jener Zeit allgemeiner Noth die Mitglieder der Einheitsregierung erhielten. In vielen Kantonen gab es bedenkliche Gährungen, als die Zehnten für die Geistlichen abgeschafft, die Aufnahmen der Novizen in die Klöster verboten, die Güter der Geistlichkeit mit Beschlag belegt und die Geistlichen beider Konfessionen von den Staatsämtern ausgeschlossen wurden. Dazu kam noch die Aufforderung an alle schweizerischen Völkerschaften, den Bürgereid zu leisten. Viele weigerten sich dessen standhaft, am hartnäckigsten das Volk von Nidwalden.

In diesem Ländchen befanden sich Männer, darunter selbst Priester, welche sich alle Mühe gaben, die Bewohner desselben gegen die Eidesleistung aufzureizen, indem sie ihnen vorschwatzten, es sei um ihre Religion geschehen, wenn sie zur neuen Verfassung schwören. Durch allerlei überspannte Reden, wie: „Die französischen Kugeln werden Euch weder treffen noch verwunden," entflammten sie das leichtgläubige Volk dermaßen, daß es diejenigen verhöhnte, ja verfolgte, welche in besonnener Vaterlandsliebe von Eintracht und Versöhnung sprachen und vor kommendem großem Unglücke väterlich warnten. Die Verblendeten weigerten sich nicht nur, den geforderten Eid zu leisten, sie vertrieben sogar die helvetischen Behörden und setzten ihre alte Regierung wieder ein. Zugleich rüsteten sie sich Tag und Nacht zur kräftigsten Gegenwehr.

Nun ließ das helvetische Direktorium den Befehl an sie ergehen, bis zum dreißigsten August den verlangten Eid zu leisten und die Aufruhrstifter auszuliefern. Da machten sich die Letztern wohlweislich davon, nachdem sie ihr Hab und Gut in Sicherheit gebracht hatten, und ließen das Volk am Rande des Abgrundes, von welchem sie es

durch ein warnendes Wort noch hätten zurückreißen können. Nachdem die anberaumte Frist erfolglos verstrichen war, sandte das Direktorium den General Schauenburg, um die Ungehorsamen zur Unterwerfung zu zwingen. Dieser rückte mit 12—16,000 Franzosen von allen Seiten gegen das kleine Ländchen vor, welches nur von 2000 Bewaffneten mit acht Kanonen vertheidiget wurde. Unter diesem kleinen Heere befanden sich auch 200 Freiwillige aus Schwyz, wo die Gährung ebenfalls ausgebrochen, aber durch besonnene Männer noch rechtzeitig unterdrückt worden war, und 20 Mann aus Uri. Aber ein ungewöhnlicher Muth beseelte diese Hirten, und hätten sie nur einige hundert Mann mehr und erfahrene Führer gehabt, Schauenburg wäre ihnen mit seinem gewaltigen Heere erlegen. —

Schauenburg ließ die Vertheidiger Nidwalden's mehrere Male scheinbar angreifen, um ihre Stellung, ihre Kraft u. s. w. zu erforschen. Aber er mußte schon diese Angriffe theuer bezahlen. Denn hinter ihren Wällen und Verschanzungen, hinter Felsen und Gebüschen saßen die geübten Scharfschützen. Aus allen Winkeln jagten sie den Andringenden ihr sicher tödtendes Blei entgegen und lachten der französischen Kartätschen. Endlich befahl Schauenburg den Hauptangriff. Von Ob- 9. Sept.
walden her drang eine Abtheilung der Franzosen in Nidwalden ein. Wenig fehlte, und sie wäre durch 600 Hirten besiegt worden. Aber gleichzeitig kamen auch dreißig Schiffe vom See her und griffen das Ländchen an verschiedenen Punkten an. Da entspannen sich die blutigsten Gefechte; am Fuße der Blumalp, am Kernswalde, bei St. Jakob, Ennetmoos und auf dem Drachenriede wurde zu gleicher Zeit gekämpft. Unter den furchtbarsten Anstrengungen machten die Enkel Winkelried's der mehr als zehnmal größeren Uebermacht mehrere Stunden lang den Sieg streitig und richteten unter den Feinden ein grauenvolles Blutbad an. Solche Tapferkeit zu schildern, ist eine Feder zu schwach. Erst als um Mittag einige frische Bataillone Franzosen über die Alp Großächerli gegen Stans hinunterstiegen und noch andere mit grobem Geschütze an dem See heraufkamen, begannen die Nidwaldner zu weichen und wurden immer enger nach Stanz zurückgedrängt. Jetzt, nach zehnstündigem Kampfe flohen Viele in die Gebirge; Andere aber fochten mit verzweifeltem Muthe fort, um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Holz- und Steinblöcke rollten von Felsen und Anhöhen und rissen noch ganze Schaaren

Franzosen zu Boden; von allen Seiten knallten den Fremdlingen die einheimischen Stutzen entgegen und streckten sie in Menge nieder. — Greise und Kinder, Frauen und Mädchen warfen sich wüthend auf die Unterdrücker der Freiheit; an Bäumen, auf den Matten, in Gräben, hinter Gebüschen, auf den Felsen, überall wurde gerungen, überall wurde gewürgt. Achtzehn Jungfrauen starben den Heldentod bei Winkelried's Kapelle. Bürgi von Emmeten wehrte sich gegen ein halbes Dutzend Feinde, rang schwer verwundet am Boden noch, bis seine Heldenseele entfloh. Solch' beispiellose Tapferkeit reizte die Wuth der Franzosen auf's Aeußerste. Alles wurde geraubt und geplündert; überall schlugen Feuersäulen in die Höhe, und außer Engelberg und Hergiswil und siebenzehn Häusern von Stanz sanken alle Hütten des Landes in rauchende Trümmer zusammen. Weder Alter noch Geschlecht, nicht einmal das Heiligthum der Kirche schützte vor den Gräueln, womit sich die Sieger befleckten. In der Kirche zu Stanz floß wild das Blut der Greise und Frauen, welche vor dem Altare den Himmel um Erbarmen gefleht. Der ehrwürdige Pfarrer Lussi, mit dem Allerheiligsten in der Hand, sank von einer Kugel durchbohrt. Die Feder sträubt sich, die von den Franzosen verübten Schandthaten zu erzählen. Diese Unmenschen entehrten Frauen und Töchter und durchstachen sie dann mit ihren Bajoneten. Säuglinge entrissen sie ihren Müttern und erwürgten sie mit grausamer Lust oder warfen sie in die zischenden Flammen.

An diesem Tage wurden 386 Menschen, worunter 127 Weiber und Kinder, hingemordet; 628 Gebäude wurden von den Flammen verzehrt. Der durch Raub und Brand verursachte Schaden betrug eine Summe, welche 2,140,000 neue Schweizerfranken übersteigt. Das war das Werk jener Männer, die sich als Verfechter der Freiheit und Beschützer der Hütten angekündigt hatten.

Aber auch die Franzosen hatten ihren Sieg mit 4000 Mann bezahlen müssen; über 2900 lagen verwundet darnieder. „Dieser Tag war der heißeste meines Lebens," schrieb Schauenburg.

Durch die ganze Schweiz wiederhallte der Weheruf des unglücklichen Ländchens. Selbst Schauenburg konnte diese Trümmer früheren Glückes nicht ohne Thränen betrachten. Er theilte mit den noch Lebenden das Brod seiner Soldaten und ließ die noch verschonten Vorräthe an Korn, Salz und Heu vor der Raublust seiner Krieger be-

wachen, die verscheuchten Heerden sammeln und den Eigenthümern zurückgeben. Das helvetische Direktorium gründete in Stanz ein Waisenhaus für die vielen vater- und mutterlos gemachten Kinder. Der edle Pestalozzi leitete dasselbe und zeichnete sich dabei durch seine aufopfernde Menschenliebe aus. Er war den armen Kindern nicht blos Erzieher, sondern Vater, Mutter, Diener und Wärter. Mit ihm vereinigten sich andere gutherzige Männer, von denen besonders Zschokke genannt zu werden verdient, damals helvetischer Kommissär in Nidwalden. Von allen Seiten strömten Liebesgaben nach dem verwüsteten Ländchen; die Städte Bern, Basel und Zürich zeigten ihre gewohnte Wohlthätigkeit; selbst Deutschland, Dänemark und England sandten ihre mildreichen Spenden.

Nicht blos Stanz, sondern auch die übrigen Orte, welche sich bisher geweigert, leisteten jetzt furchtsam den geforderten Bürgereid.

83. Helvetien der Kampfplatz fremder Heere. (1799 und 1800)

Man hätte denken sollen, daß der allgemeine Unwille, welchen das Benehmen der Franzosen überall, nicht allein in der Schweiz, sondern auch im Auslande hervorrief, dieselben veranlassen müsse, mehr Vernunft und Mäßigung walten zu lassen, als es bisher geschehen. Aber das war eine eitle Hoffnung. Neue drückende Verordnungen folgten, Mord und Erpressung wurden fortgesetzt, mitten im Frieden ward geplündert. Rapinat, der mit bewunderungswürdiger Fertigkeit bereits die fettesten Staatskassen geleert hatte, machte sich auch über jene her, die bis jetzt noch verschont worden waren. Helvetien mußte das ganze 30,000 Mann starke Heer der Franzosen auf eigene Kosten unterhalten. Es war ja nichts als billig, sich den Befreiern von der alten Knechtschaft auch erkenntlich zu zeigen! Aber das französische Direktorium war damit noch nicht zufrieden; es zwang der Schweiz ein demüthigendes Schutz- und Trutzbündniß auf, wodurch sie auch noch den letzten Schatten von Selbstständigkeit verlor, und verlangte, daß sie der großen Nation ein Hülfskorps von 18,000 Mann stelle. Die wachsende Unzufriedenheit des Volkes bedrohte die helvetische Regierung immer mehr; selbst in denjenigen Kantonen, welche ihr am ergebensten waren, brachen Unruhen und Empörungen aus. Die mußten französische Bajonete wieder unterdrücken.

In dieser zunehmenden Unsicherheit warb sich das helvetische Direktorium, das im Oktober von Aarau ausgewandert war und seinen
Im Okt. 1798 Sitz nach Luzern verlegt hatte, zu seinem Schutze 1500 Mann und nannte dies die helvetische Legion. So hatte denn die Schweiz ein kleines stehendes Heer, das natürlich ebenfalls auf Kosten des Landes unterhalten wurde.

Unterdessen vereinigten sich England, Rußland und Oestreich, um den übermüthigen Gewaltschritten Frankreich's in Europa endlich ein Ziel zu setzen. Die helvetische Regierung, dadurch ebenfalls bedroht, rüstete sich aus allen Kräften zur Gegenwehr. Kriegssteuern wurden ausgeschrieben und Aufgebote unter Todesstrafe erlassen. Viele Dienstpflichtige entflohen, sammelten sich mit den übrigen Auswanderern zu Ravensburg um den alten Schultheißen Steiger, und schlossen sich den Oestreichern an, welche in hitzigen, aber siegreichen Kämpfen die Franzosen aus dem Bündnerlande vertrieben. Bald setzte der
1799 Erzherzog Karl über den Rhein, besiegte in mehreren blutigen Schlachten den General Massena, welcher das französisch-helvetische Heer befehligte, und schlug ihn am 4. Brachmonat vollständig bei
4. Juni Zürich. Zugleich ließ der Sieger an alle Schweizer die Aufforderung ergehen, die alte Verfassung wieder einzuführen. Da brach der Aufstand fast aller Orten los. Ueberall erhoben sich die Aristokraten oder Anhänger des Alten und mißhandelten oft ihre Gegner. Der Sitz der Bewegung war am Sattel im Kanton Schwyz, von wo aus sie sich in die kleinen Kantone verbreitete. Durch den Zundel-Nazi, einen Zundelhausirer, entflammt, erhoben sich auch die Unterwaldner, seit einem Jahre zum dritten Male. Die Patrioten oder Anhänger des Neuen aber beeilten sich, diese Erhebungen mit Hülfe französischer Bajonete zu unterdrücken.

Bei den drohenden Gefahren floh das helvetische Direktorium nach Bern und machte sich durch die gewaltsamsten Maßregeln noch verhaßter. Es ließ sich von beiden Räthen diktatorische Gewalt übertragen, verhängte über die geringsten Vergehen die schwersten Strafen, verletzte sogar das Postgeheimniß und ließ viele angesehene Personen als Geiseln abzuführen.

Solche Maßregeln hätten den Sturz der neuen Ordnung noch
25. u. 26. Sept. beschleunigt, wenn nicht in einer zweiten Schlacht bei Zürich die Franzosen das russische Heer besiegt hätten, welches unter Korsakow

die Oestreicher ersetzte. Korsakow wurde am 26. Herbstmonat vollständig geschlagen und in wilder Flucht bis an den Rhein getrieben. Zu spät kam Suwarow mit einem zweiten Heere über den Gotthard ihm zu Hülfe; auch er mußte sich unter den größten Mühsalen und den blutigsten Kämpfen über den rauhen und unbetretenen Panixerpaß nach Graubünden zurückziehen. Aber schon im folgenden Jahre wurde auch das Bündnerland bezwungen und endlich der helvetischen 1800
Republik förmlich einverleibt.

So war denn die Helvetik gerettet, gerettet durch die gleiche Macht, welche sie gegründet hatte. Dafür ließen sich die Beschützer durch Einquartierungen, aller Art Lieferungen und außerordentliche Steuern entschädigen. Besonders drückend war für die Bewohner der beständige Durchzug französischer Truppen. Hatte ja das Urserntahl allein binnen einem Jahre 700,000 Mann zu beherbergen! Nie hatte das Schweizerland so große Noth gelitten, wie damals. Ueber das unermeßliche Elend, welches das von Natur arme Land bedrückte, entwirft ein Geschichtschreiber folgendes Bild: „Die letzten Hülfsquellen waren versiegt, viele tausend Menschen durch Schwert, Hunger, Seuchen hingerafft. Die Brücken waren gesprengt, verbrannt, die Straßen verdorben, Waldungen und zahllose Fruchtbäume niedergehauen; eine Menge Dörfer lagen in Asche; die Felder, die Weinberge waren verwüstet. Die fremden Krieger hatten auf Kosten der armen Schweiz ihren Hunger gestillt, ihre Blöße bedeckt; sie hatten Raub und Gewaltthat nach Wohlgefallen geübt; sie hatten nicht etwa nur alle Vorräthe für Menschen und Vieh aufgezehrt, sondern auch die Hoffnungen des Jahres, Baum- und Feldfrüchte, unreif verschlungen. Durch Einquartierungen, geforderte Lieferungen, Schanzarbeiten und vielfältige Kriegslasten wurden die unglücklichen Einwohner vollends niedergedrückt. Die Noth des Geldmangels und einer schrecklichen Theurung wurde erhöht durch eine von Massena den Städten Zürich, Basel, St. Gallen auferlegte gezwungene Anleihe von 2,000,000 Franken, mit der er seine an Allem Mangel leidenden Krieger bezahlte. Sie aufzubringen, mußten die hoch gehaltenen Andenken der Vorfahren, mußten Schmuck und Silbergeschirr und die letzte Baarschaft hingegeben werden. Vergebens hatte die helvetische Regierung die Bezahlung dieser Anleihe verboten; Massena's Bajonete waren gewaltiger, als diese ohnmächtigen Verbote. — Das höchste

Elend fand sich in den Gebirgsgegenden. Die Fremdlinge hatten einander auf Pfaden, wo sonst nur Gemsjäger sich hingewagt, auf schwindlichter Bergeshöhe und in den wildesten Schluchten bekämpft. Bis zu den eisbedeckten Firnen der Alpen war der Donner des Geschützes gedrungen. Tausende unbeerdigter Leichen verpesteten die Luft. Die sparsamen Vorräthe dieser armen Gegenden waren bald erschöpft. dann wurde das Vieh, ihr einziger Reichthum, verzehrt oder durch Seuchen getödtet. Der Krieger mußte mit dem Bürger darben. Verwaiste Kinder irrten in großen Schaaren umher. Man brachte sie zu Hunderten nach den Städten, wo christliche Nächstenliebe, der eigenen Noth vergessend, sich der Verlassenen erbarmte. So verödet waren die Gebirgsgegenden, daß an vielen Orten Raubthiere sich ungescheut bis zu den Wohnstätten der Menschen wagten"*).

84. Napoleon's Vermittlung. (1803)

Als die Einheitsregierung von den Russen und Oestreichern, welche von den Franzosen wiederholt besiegt wurden, Nichts mehr zu fürchten hatte, entzweite sie sich in Parteien, welche einander auf das Heftigste bekämpften. Bald siegten die Einheitsfreunde, welche einen Staat unter einer einzigen, gemeinsamen Regierung wünschten, wie bisher; bald siegten die Föderalisten, deren Streben darin lag, die alten Kantone mit ihren frühern Grenzen und Souveränitätsrechten wieder herzustellen und sie zu einem Bundesstaate zu verknüpfen. Sieg und Fall der einen, wie der andern Partei folgten einander so rasch, daß Helvetien während zwei Jahren viermal Verfassung und Regierung wechselte. Das Volk selbst hatte dabei wenig zu sagen, und Manche betrachteten diese steten Aenderungen mit Gleichgültigkeit. Gar Viele aber, die einst die neue Ordnung mit Freuden begrüßt hatten, wünschten die alten Zeiten wieder zurück, wo sie, zwar abhängig dem Namen nach, doch glücklicher gelebt hatten. Denn nicht allein der Wohlstand, auch die Sittlichkeit und Religiosität wurden durch die immerwährenden Erpressungen und die steigende Noth untergraben. Unheimliche Gerüchte vom Anschlusse der Schweiz an Frankreich vermehrten noch den Mißmuth. In dieser Zeit der allgemeinen Unzufriedenheit konnte nur

*) Vögelin, Schweizergeschichte für Schulen. Seite 213.

die Anwesenheit der französischen Truppen Aufstände verhindern, und es war vorauszusehen, daß, sobald sich diese entfernen sollten, eine gemeinsame Erhebung gegen die neue Regierung stattfinden würde. Das ließ auch nicht lange auf sich warten.

Als sich nämlich im April 1802 die Einheitsfreunde wieder gewaltsam des Staatsruders bemächtiget und bei der Abstimmung über eine abermalige höchst unvolksthümliche Verfassung die Mehrheit nur durch den schmählichen Kunstgriff erzwungen hatten, 167,000 Nichtstimmende für Annehmende zu zählen, und als dadurch die Unzufriedenheit allerorten noch drohender sich zu regen begann, kam von Napoleon, welcher sich unterdessen zum ersten Konsul der französischen Republik hatte ernennen lassen, der unerwartete Befehl: „Die 1802
französischen Truppen haben Helvetien sofort zu räumen!" — Das war die Losung zum Aufstande, der nun von allen Seiten ausbrach.

Kaum waren die fremden Bajonete weggezogen, versammelte sich das Volk in den Waldstätten wieder als Landsgemeinde, die es so lange und so schmerzlich hatte entbehren müssen. Man beschloß, die alten Kantone wieder herzustellen, dabei aber die frühern Unterthanen als selbstständige Orte neben sich anzuerkennen. Dem Beispiele der drei Länder folgten Glarus, Appenzell, Zug, Zürich, folgten bald zwölf Kantone. Die helvetische Regierung versuchte die Erhebung zu hindern; man lachte ihrer Drohungen. Ihre Truppen wurden von den Unterwaldnern geschlagen; Zürich versagte der helvetischen Besatzung den Einzug in die Stadt und ließ sich durch eine zweimalige Beschießung nicht irre führen; der Aargauer Landsturm zog drohend gegen Bern selbst. — Die Lage der Einheitsregierung wurde immer gefährlicher. Sie sah sich selbst von ihrem bisherigen Beschützer, dem ersten Konsul Frankreich's verlassen; denn ungeachtet ihres wiederholten Hülferufes machte Napoleon keine Miene, sie zu unterstützen. Der schlaue Mann wollte die entzweite Schweiz so lange ihrem Schicksale überlassen, bis sie froh wäre, sich ihm in die Arme zu werfen. So mußte die helvetische Regierung zum dritten Male ihren Auf- 17 Sept.
enthaltsort ändern und von Bern nach Lausanne entfliehen.

Nun erklärte eine in Schwyz versammelte Tagsatzung die Einheitsregierung aufgelöst. Zugleich wurde eine neue Bundesverfassung berathen und ein gemeinsames Heer von 20,000 Mann aufgestellt. General Bachmann von Näfels, welchem der Oberbefehl ertheilt

3. Okt. wurde, schlug mit demselben die helvetischen Truppen bei Wiflisburg und eilte, um auch Lausanne zu nehmen. Voll Schrecken und von allen Seiten verlassen, machte die helvetische Regierung Anstalt, nach Savoyen überzuschiffen: — da erscheint plötzlich im Auftrage
4. Okt. Napoleon's der französische General Rapp und befiehlt den „Empörern", sofort die Waffen niederzulegen, der Einheitsregierung aber, nach Bern zurückzukehren, und beiden Theilen, sich der Vermittlung des Konsuls zu unterziehen. Und um diesem Befehle Nachdruck zu geben, rückten auf's Neue 20,000 Franzosen in die Schweiz. Unter ihrem Schutze zog die helvetische Regierung nach Bern zurück; die Tagsatzung aber, das Nutzlose eines Widerstandes einsehend, gieng auseinander, um so mehr, da nach Versicherung der Franzosen auch die Einheitsregierung nicht mehr lange dauern sollte. —

Die nächste Folge dieser Erhebung war wiederum eine Kriegssteuer von 625,000 Franken und die Einkerkerung der Häupter des Aufstandes. Sodann berief Napoleon aus allen Kantonen Abgeordnete zu sich nach Paris, um mit ihnen eine neue Verfassung zu berathen, welche die so vielfach heimgesuchte und durch die schroffsten Parteien zerrissene Schweiz endlich beruhigen sollte.

Es ist erstaunlich, mit welcher Einsicht und Kenntniß Napoleon die politischen Bedürfnisse unseres Berglandes zu beurtheilen wußte. In stundenlangen Erörterungen zeigte er den Einheitsfreunden, wie nothwendig es sei, die Kantone in altherkömmlicher Weise einzutheilen und einzurichten; aber er suchte auch die Föderalisten zu überzeugen, daß es unmöglich sei, dabei die alten Vorrechte wieder herzustellen. Nach langer Berathung übergab er endlich der helvetischen Kon-
19. Febr. 1803 sulta, wie man die berathende Versammlung nannte, die Vermittlungsurkunde, eine neue Bundesverfassung, welche der Eidgenossenschaft wieder ihren alten Namen gab, das Einheitssystem aufhob und die alten Kantone, jedoch mit bürgerlicher und politischer Rechtsgleichheit, wieder festsetzte. Dadurch wurden aus den nachmaligen Unterthanenlanden und gemeinen Herrschaften ebenfalls selbstständige Kantone gebildet und die Zahl der dreizehn alten Orte um sechs neue vermehrt. Diese neuen Kantone, welche somit am 19. Hornung 1803 dem ewigen eidgenössischen Bunde beitraten, waren Graubünden, Aargau, Thurgau, St. Gallen,

Waadt und Tessin*). Jeder Kanton hatte seine besondere Regierung und innere Verfassung. Ueber ihnen stand die Tagsatzung, zu welcher jeder Kanton einen, die sechs volkreichsten aber zwei Abgeordnete sandten. Der Vorort wechselte jährlich zwischen Bern, Solothurn, Freiburg, Basel, Zürich und Luzern, und übte in Abwesenheit der Tagsatzung die Zentralgewalt aus. Der Schultheiß oder Bürgermeister des Vorortes war dann zugleich Landammann der Schweiz und hatte bedeutende Befugnisse. So konnte er Truppen ausheben, Schiedsrichter ernennen, die Großen Räthe und Landsgemeinden der Kantone zusammenberufen, öffentliche Arbeiten anordnen u. s. w.. Diese ausgedehnte Gewalt konnte jedoch der Freiheit nicht sehr nachtheilig werden, da sie stets nur ein Jahr dauerte. — Als erster Landammann wurde von Napoleon selbst der Gesandte von Freiburg, Ludwig von Affry, bezeichnet.

Diese Vermittlung, auch Mediationsakte geheißen, mochte zwar nicht Allen zusagen. Allein Napoleon befahl; die französischen Bajonete waren bereit, seinen Willen zu unterstützen. Da war keine Weigerung möglich; die neue Verfassung wurde eingeführt, und die 4. Juli
französischen Truppen räumten das Schweizerland.

So demüthigend diese Vermittlung für die Eidgenossenschaft war, so war sie doch höchst wohlthätig, da sich sonst die Schweiz in blutigen Bürgerkriegen selbst aufgerieben hätte. Ob aber Napoleon dabei einzig und allein das Wohl dieses Berglandes im Auge hatte, steht sehr zu bezweifeln. Ihm mußte es vielmehr daran liegen, die Schweiz zu seiner treuen und unterthänigsten Schutz- und Bundesgenossin zu machen.

Die neue Verfassung rief indessen noch einen Aufstand im Kanton Zürich hervor. Die Landschaft und besonders die Seeleute, Im Frühl. 1804
über einige neue Gesetze aufgebracht, verweigerten derselben den Eid des Gehorsams und der Treue. Sie mußten durch eidgenössische Truppen zur Unterwerfung gezwungen werden und büßten ihre Auflehnung mit schweren Strafen.

---

*) Die benachbarte Republik Genf war schon 1798 Frankreich einverleibt worden; Wallis, das bereits mit der helvetischen Republik verbunden worden war, hatte Napoleon als selbstständigen Staat erklärt, um es dann ebenfalls mit seinem Reiche zu vereinigen; Neuenburg aber verschenkte er an seinen Marschall Berthier.

85. Die Zeit der Vermittlungsurkunde.

Auf die fünf Jahre der Kriegsnoth und des Unglückes folgte nun ein zehnjähriger Friede. Glück und Wohlstand kehrten in die schwer heimgesuchten Thäler zurück. Im Bewußtsein der gesetzlichen Freiheit konnten Ruhe und Ordnung endlich wieder festen Fuß fassen; in brüderlicher Einigkeit halfen Vereine und Gemeinden, halfen Kantone einander in gemeinnützigen Unternehmungen und in dem edlen Streben nach geistigem Fortschritt. Die gestattete freie Niederlassung und der freie Verkehr begünstigten Handel und Gewerbe; Künste und Wissenschaften blühten wieder auf; Schulen wurden gegründet, andere verbessert, und das Volk gewann immer mehr an Selbstgefühl, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe.

Aber ein Volk, das seine Freiheit liebt und das gewohnt ist, sich selber seine Gesetze zu geben, kann sich auch mit der besten Verfassung nie recht befreunden, wenn sie ihm von einem Fremden aufgedrungen wird. So ergieng es auch der Schweiz. Man liebte zwar den Frieden, den die Vermittlungsurkunde bot; aber man fühlte zu sehr die Abhängigkeit von der Laune Napoleon's, der mit rücksichtslosem Uebermuthe die Schicksale Europa's bestimmte, der selbst mit dem Titel eines lebenslänglichen Konsuls nicht zufrieden war und sich sogar zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ. Wahre Freiheit ließ der Vermittler der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie er sich selber nannte, nicht aufkommen. Er erhob förmlich Einsprache, als die Schweiz Anstalten traf, eine Militärschule zu gründen und ihre volle Vertheidigungskraft zu entwickeln. Leicht begreiflich! — Dadurch hätte ja die Eidgenossenschaft im Innern kräftiger und von seinem Willen unabhängiger werden können! Dagegen drang er ihr lästige Bündnisse auf, forderte Geld und Mannschaft für seine Eroberungskriege und beschenkte sie dafür mit einem unerträglichen Handelsdrucke, schweren Zöllen und außerordentlichen Einfuhrverboten. Wie leicht konnte es eines Tages dem Herrschsüchtigen beifallen, auch die Schweiz zu seinem mächtigen Reiche zu schlagen, wie er das benachbarte Wallis unter sein Scepter gezwungen hatte! — Wurde ja bereits der Kanton Tessin unter nichtigem Vorwande von seinen Truppen überfallen und
1810 besetzt, um der Tagsatzung trotz ihrer Einsprache dieses Land abzunöthigen. Aber der Mächtige duldete keine Einsprache. Wehe dem,

der es wagte, durch die Presse oder in den Rathssäälen seine Stimme gegen den Gebieter Europa's zu erheben! Er konnte sicher sein, daß sein Blatt unterdrückt oder er aus seiner Stelle vertrieben wurde. Napoleon mochte wohl hoffen, durch solchen Zwang die Schweiz geschmeidig zu machen und sie gleich andern Staaten willenlos zu seinen Füßen zu werfen; aber er täuschte sich. Denn während man anderwärts die goldenen Fesseln küßte, mit denen der Gewaltige ganz Europa zu knechten suchte, erwachte in der Eidgenossenschaft immer mehr jenes nationale Selbstgefühl, das mit edlem Stolze jedem fremden Unterdrücker entgegentritt und sich durch keine Drohung einschüchtern läßt. So erhob man sich auf einer Tagsatzung in Solothurn mit beredter April 1811
Zunge für die Freiheit. „Laßt uns Gewalt mit Gewalt abtreiben!" — rief da der junge, feurige Sidler von Zug. Und Alois Reding, der edle Landammann von Schwyz, sprach mit unerschrockener Stimme: „Die Schweizer werden für Rettung des Lebens nicht, was des Lebens Werth ist, Ehre und Unabhängigkeit des Volkes, opfern." —

Man kann sich denken, daß eine solche Sprache dem Beherrscher Frankreich's nicht gefiel. Denn Napoleon war gewohnt, jedes Hinderniß zu bewältigen, und nun kam dies kleine Völklein, und wagte es, ihm offen zu widersprechen. Zornentflammt drohte der kühne Eroberer, die Eidgenossen zu erdrücken. „Ich werde mit Euch wohl auch fertig werden," sagte er. „Um Mitternacht zeichne ich etwa einst die Verbindung Eures Landes mit Frankreich." — Das hieß wohl deutlich gesprochen; aber — der Mensch denkt, und Gott lenkt. —

86. Der Bergsturz über Goldau und die Linthunternehmung.

Bevor wir jedoch den Sturz Napoleon's und dessen Folgen für unser Vaterland mittheilen, müssen wir noch die Erwähnung zweier Thatsachen nachholen, die zwar nicht zu unserer politischen Geschichte gehören, deren Erzählung aber manchem Leser willkommen sein dürfte. Es ist dies erstens ein schauerliches Naturereigniß, welches vierhundert fünfundsiebenzig Personen das Leben raubte und eines der fruchtbarsten Thäler der Schweiz in eine öde Steinwüste verwandelte. Zwischen dem Rigi und dem Roßberg, im Kanton Schwyz, lag nämlich eine liebliche Gegend mit den anmuthigsten Wiesen, deren Bewohner sich in aller Sitteneinfachheit ihres stillen, häuslichen Glückes freuten.

Dieses reizende Thal hieß Goldau. Auf dem Roßberg hatte man schon seit Jahren große Spalten bemerkt, in deren Tiefe sich Wasser befand. Sachverständige Männer sprachen ihre Besorgniß über die drohende Gefahr einer Verschüttung aus; denn der Roßberg besteht aus Nagelfluhschichten, zwischen welchen sich eine Art Thon oder Mergel befindet, der durch Wasser leicht aufgelöst wird. Allein man war längst an diese Spalten gewohnt, und die Gefahr schien mindestens noch ferne. Da fiel im Anfange des Jahres 1806 eine solche Menge Schnee auf die Berge, wie sich Niemand einer solchen erinnern konnte. Dieser schmolz bei lauem Frühling sehr schnell; das Wasser sammelte sich in den Spalten und durchweichte die Felsenschichten. Ein nasser Sommer folgte. Nach einem anhaltenden heftigen Regengusse vernahm man plötzlich am 2. Herbstmonat das Gekrach von Tannenwurzeln und das Losbrechen von Felsstücken. Bald erhob sich ein dumpfes Donnergetöse, Felsen flogen zerschmetternd in das Thal und um fünf Uhr Abends löste sich eine stundenlange Masse vom Berge ab, glitt erst langsam die Höhe hinunter, stürzte dann blitzschnell mit furchtbarem Krachen in die Tiefe und begrub die Dörfer Goldau, Röthen und Busingen sammt Menschen und Vieh und Allem unter Schutt und Felsen. Furchtbar waren die Verheerungen, welche der durch den Sturz aufgewühlte Lowerzersee ringsum anrichtete. In sechzig bis siebenzig Fuß hohen Wellen tobte das Wasser und schleuderte mächtige Steine umher. —

Während hier die Natur wild zerstörend wirkte, beriethen edle Männer den hochherzigen Plan, eine unglückliche Gegend vor gänzlicher Versumpfung zu retten und ihre Anwohner einem siechen Leben zu entreißen. Damals floß nämlich die Linth noch nicht in den Wallensee, sondern wandte sich unterhalb Mollis links, nahm unterhalb Wesen den Abfluß des Wallensee's, die Mag, auf und durchfloß in vielen Krümmungen die March, bis sie endlich in den Zürichsee mündete. Jene Gegend war einst eine der schönsten der Schweiz gewesen, voll der ergiebigsten Wiesen, von fruchtbaren Obstbäumen beschattet. — Allein im Laufe der Zeit hatte die Linth durch Anhäufung des Geschiebes ihr Bett so erhöht, daß ihr Wasser bei der geringsten Anschwellung zu beiden Seiten in die tiefer liegende Ebene drang und durch keinen Damm mehr aufzuhalten war. Dadurch ward das einst so schöne Land bald ein seichter See, der doch kein See war, bald

ein weiter, öder Sumpf, wo statt des fetten Grases saures Ried wucherte, wo statt des muntern Vogelsanges häßliches Froschgeschrei ertönte, und aus welchem statt des süßen Kräuterduftes verpesteter Modergeruch empordrang. Noch erbarmenswerther waren die Bewohner dieser ungesunden Gegend; krank und abgezehrt giengen sie einher; freudenlos wankten sie einem frühen Tode entgegen. Die Noth war groß und wurde jährlich größer; Alles seufzte nach einem rettenden Engel. Da erschien er in der Gestalt des edeln Staatsrathes Konrad Escher von Zürich. Das einzige Mittel, dem Uebel gründlich abzuhelfen, bestand darin, die Linth in den Wallensee zu lenken, damit sie dort ihr Geschiebe ablegen könne. Zugleich mußte das tiefe Sumpfwasser abgeleitet und der Spiegel des See's niederer gelegt werden. Eine solche Unternehmung aber war mit schweren Kosten verbunden. Da wandte sich Escher, von gleichgesinnten Männern unterstützt, an die gesammte Eidgenossenschaft, und siehe: — von allen Seiten erhielt er milde Beiträge zur Ausführung des schönen Werkes, das im Jahre 1807 begonnen wurde. Mit rastloser Thätigkeit und seltener Einsicht leitete er die mühevolle und beschwerliche Arbeit und opferte ihr Gesundheit, Zeit und Geld. Selbst bei Wind und Regen sah man den hochherzigen Staatsrath mitten unter den 600 Arbeitern, welche mit der Grabung der Kanäle beschäftiget waren. Im Jahre 1811 konnte der Molliser Kanal eröffnet werden, und im Jahre 1817 war das ganze Werk vollendet. Seither ist das Land ein anderes geworden. Die Moräste und Sümpfe sind verschwunden; schöne Wiesen und wogende Fruchtfelder erfreuen das Auge; Tausende von Menschen führen dort ein fröhliches Leben und segnen das Andenken ihres Wohlthäters, der sie dem Siechthum und frühen Tode entriß. Noch in späten Zeiten wird dieses Werk das schönste Denkmal eidgenössischen Gemeinsinnes bilden, und jeder Schweizer wird dem edlen Konrad Escher gerne einen Platz neben den größten Männern unserer Geschichte einräumen, gleich der Regierung in Zürich, welche ihm mit Recht den Ehrennamen Escher von der Linth ertheilte. — Doch, kehren wir wieder auf das Feld der politischen Ereignisse zurück! —

87. Der Bundesvertrag von 1815.

Was Napoleon der Schweiz gedroht, gieng nicht in Erfüllung. Das Glück, das ihn so lange begünstiget hatte, verließ ihn plötzlich;

Im Herbste 1812 sein letzter Feldzug, welchen er nach Rußland unternahm, mißglückte; sein mächtiges Heer, worunter auch 16,000 Eidgenossen, wurde in jenen Gegenden größtentheils durch Kälte, Feuer und Schwert vernichtet, und der Zeitpunkt war gekommen, wo der Schlachtenriese von der schwindlichten Höhe gestürzt werden sollte, zu welcher er sich mit seltener Schnelligkeit emporgeschwungen hatte. Den günstigen Zeitpunkt benützend, vereinigten sich Rußland, Preußen und Oestreich, um den Selbstherrscher auch von seinem angemaßten Throne zu vertreiben.
Ende 1813 Schon näherten sich ihre Heere auch der Schweizergränze, um durch ihr Gebiet in Frankreich einzudringen.

In dieser gefahrvollen Zeit suchte die Eidgenossenschaft durch Behauptung der **Neutralität**, Verfassung und Unabhängigkeit aufrecht zu halten. Allein sie wurde nur von Napoleon anerkannt, weil sie ihm Vortheil brachte; die verbündeten Mächte dagegen spotteten ihrer. „Ihr hättet sie," erwiderten die Fürsten, „Frankreich gegenüber wahren sollen. Noch jetzt dienen ja Eure Regimenter unter seinen Fahnen." Diese Ansicht wurde durch ein **Komite** unterstützt, welches sich **in Waldshut** zusammengethan hatte, und Allem aufbot, die neue Verfassung zu stürzen und mit Hülfe der Ausländer die alte Ordnung wieder herzustelleu. Dazu kam noch, daß die Tagsatzung wenig Entschlossenheit zeigte, die ausgesprochene Neutralität auch mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Mit Mühe bewirkte die Regierung von Bern, daß 12,000 Mann aufgeboten wurden. Diese eilten muthvoll an die Grenzen; denn das Volk zeigte sich begeistert zum Schirme des Vaterlandes. Allein **Von Wattewyl**, der Anführer dieses Heeres, sah wohl ein, daß es Tollkühnheit wäre, sich mit einer so kleinen Macht gegen 160,000 Oestreicher, die schon bei Basel standen, in einen Kampf einzulassen, und entließ seine wackern Krieger, welche nun voll Wuth und Schmerz nach Hause zurückkehrten.
21.–30. Dez. Nichts hinderte mehr den Durchzug der Oestreicher, der sofort erfolgte.

Dieses Ereigniß zog höchst wichtige Folgen nach sich. Es war das Signal zur Vernichtung der als eine fremde Einführung längst verhaßten **Vermittlungsurkunde**. Eine in Zürich versammelte Tag-
29. Dez. satzung erklärte sie als **aufgehoben** und schritt zur Berathung eines neuen Bundesvertrages. Das war jedoch keine leichte Aufgabe. Denn jetzt tauchte vieler Orten der Wunsch nach den alten Einrichtungen wieder auf, und Ansprüche traten zu Tage, die man bereits veraltet

und vergessen glaubte. Hierin gieng Bern voran, indem es das Waadtland und den Aargau unter seine Herrschaft zurückverlangte und statt der republikanischen Regierung die Geschlechterherrschaft (Patriziat) mit all' ihren Vorrechten wieder einführte. Diesem Beispiele folgten bald Solothurn, Freiburg und Luzern; wo immer ein Kanton durch die Revolution Besitzungen oder Rechte verloren hatte, erwachte das Streben nach Wiedererlangung derselben; Uri forderte Livinen, — Schwyz die March, Uznach und Sargans zurück; der ehemalige Fürstabt von St. Gallen, dessen Stift schon im Jahr 1805 aufgelöst worden war, protestirte gegen die Aufhebung des Klosters. Und als die Tagsatzung in Zürich all' diese Forderungen zurückwies, so versammelten sich die unzufriedenen Stände zu einer Sondertagsatzung in Luzern und arbeiteten beharrlich an der Wiedereinführung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. —

Die verbündeten Mächte, um deren Gunst beide Tagsatzungen buhlten, sahen wohl ein, daß die Gewährung der Wünsche Bern's eine Unmöglichkeit geworden sei und nur neue Bürgerkriege nach sich ziehen würde. Daher ließen sie an die Eidgenossenschaft die Weisung ergehen: Es haben die neunzehn Kantone fortzubestehen.

Nun vereinigten sich die eidgenössischen Gesandten wieder in Zürich und eröffneten die sogenannte lange Tagsatzung. Es wurde (Im Apr. 1814) ein neuer Bundesvertrag ausgearbeitet, die Unabhängigkeit der bisherigen neunzehn Kantone bestätiget und durch Aufnahme dreier neuen Stände ihre Zahl auf zweiundzwanzig vermehrt. Denn am 12. Herbstmonat 1814 wurden auch Genf, Wallis und Neuenburg dem eidgenössischen Bunde einverleibt. Aber noch weigerten sich einzelne Stände, ihre Ansprüche auf ehemalige Unterthanenlande aufzugeben.

Unterdessen war Napoleon von seinem Throne gestürzt und gezwungen worden, sich auf die Insel Elba zurückzuziehen. Da erschien er plötzlich wieder in Frankreich. Auf's Neue zogen die verbündeten (1. März 1815) Mächte gegen ihn; auch die Schweiz bot eine Truppenmacht von beinahe 40,000 Mann auf. Jetzt, bei der unversehens und rasch herannahenden Gefahr hörten zahllose Streitigkeiten auf; Alles vereinigte sich, um dem gemeinsamen Feinde der Selbstständigkeit kräftig entgegenzutreten. Die eidgenössischen Truppen besetzten Genf, drangen selbst in Frankreich ein und betheiligten sich besonders an der Bela-

gerung der Festung Hüningen. Nachdem sich Napoleon 100 Tage lang behauptet hatte, wurde er gefangen nach St. Helena abgeführt.

Während des Krieges suchte ein zu Wien versammelter Kongreß die europäischen und schweizerischen Angelegenheiten zu ordnen. — Er erließ eine Erklärung über den künftigen Zustand der Eid-
20. März genossenschaft, anerkannte den neuen Bundesvertrag und traf mehrere Bestimmungen über ihre Grenzen und die kantonalen Gebiete. Um den Kanton Bern für den Verlust der Waadt und des Aargau's zu entschädigen, wurde der größte Theil des alten Bisthums Basel mit ihm vereiniget, der Bezirk Birseck aber dem Kanton Basel zugesprochen. Genf wurde durch Anschluß einiger savoyscher Gemeinden erweitert und seine Verbindung mit der übrigen Eidgenossenschaft gesichert. Zugleich wurde die immerwährende Neutralität der Schweiz ausgesprochen, und damit sie dieselbe besser wahren könne, wurde ein Theil von Nordsavoyen in ihren Kreis aufgenommen und die Eidgenossenschaft berechtiget, in Kriegsgefahr auch diese Gebiete militärisch zu besetzen.
27. März All' diese Bestimmungen wurden von der Tagsatzung angenommen und der neue Bundesvertrag am 7. August 1815 von den eidgenössischen Gesandten im Großmünster zu Zürich beschworen. Nur Nidwalden, aufgereizt durch Solche, die erzürnt waren, daß ihnen die Herstellung der dreizehn Orte nicht gelungen war, wollte Nichts von diesem „Züribund" wissen. Als aber 1000 Mann in das Ländchen einrückten und eidgenössische Boten der Landsgemeinde den wahren Sachverhalt auseinandersetzten, trat auch Nidwalden dem
30. Aug. Bunde bei.

Die neue Verfassung war von der Vermittlungsurkunde sehr verschieden und näherte sich in vielen Punkten dem Zustande vor der Revolution. Die einzelnen Kantone waren wieder völlig unbeschränkt und selbstherrlich. In den alten Demokratien herrschte wieder der unumschränkte Volkswille; in den Städtekantonen wurden die Rechte des Volkes vermindert, den Städten und vornehmen Geschlechtern Vorrechte und ein bedeutendes Uebergewicht in den Großen Räthen gestattet, und in den neuen Kantonen ward eine gemäßigte Aristokratie eingeführt. Der gemeinsame Bund, welcher die zweiundzwanzig Stände zusammenhielt, war, wie früher, nur ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen innere und äußere Angriffe. Der Vorort wechselte zwischen Zürich, Bern und Luzern, hatte aber nur die Einleitung der

Geschäfte, keine vollziehende Gewalt. Die Tagsatzungen selbst waren wieder blose Zusammenkünfte der Kantonsabgeordneten, welche die speziellen Aufträge derjenigen vorzulesen hatten, von denen sie gesandt wurden. Der Vortheil von zwei Stimmen, welchen die sechs großen Kantone während der letzten zehn Jahre genossen hatten, wurde ihnen wieder genommen, und ein Ländchen von 14,000 Einwohnern hatte wieder ebensoviel zu sagen, als ein Kanton von 400,000. So war die nunmehrige Verfassung in mancher Beziehung ein Rückschritt zum früheren Zustande, weshalb man sich vieler Orten nur mit Widerwillen in die neue Ordnung fügte.

Im gleichen Jahre schlossen die verbündeten Mächte mit dem Könige Ludwig XVIII., welchen sie auf den französischen Thron gesetzt hatten, zu **Paris** einen **Frieden**, in den ebenfalls einige Bestim- 20. Nov. 1815
mungen über die Schweiz aufgenommen wurden. Ihre Grenzen wurden gewährleistet, wie sie heut zu Tage bestehen. Um die unmittelbare Verbindung zwischen Genf und der Schweiz herzustellen, wurde ein Theil des Ländchens Gex diesem Kantone einverleibt und die französische Zollgrenze oder Douanenlinie weiter rückwärts verlegt. Ein eigener Artikel verordnete Schleifung der Festung Hüningen, und so ward die Stadt Basel endlich von einer ihrer Freiheit stets drohenden Gefahr befreit. Zugleich mußte sich Frankreich verpflichten, innerhalb drei Stunden von Basel keine Festungswerke mehr anzulegen. Die Neutralitäts-Linie in Savoyen wurde bedeutend erweitert. Von den Zahlungen, welche Frankreich an die Verbündeten zu leisten hatte, wurden der Schweiz 3,000,000 Franken zugesprochen. Am nämlichen Tage wurde zu Paris von Oestreich, Frankreich, Großbrittannien, Portugal, Preußen und Rußland **die ewige Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes auf's Festeste anerkannt und gewährleistet und in bestimmten Ausdrücken auch auf jene Neutralitätslinie in Savoyen ausgedehnt.** Dieser Zusicherung war die feierliche Erklärung der Mächte beigefügt, daß die Unabhängigkeit der Schweiz von jedem fremden Einflusse dem wahren Interesse von ganz Europa entspreche, und daß aus dem Durchmarsche der verbündeten Truppen über einen Theil des Schweizerbodens keine den Rechten der Schweiz und der Unverletzlichkeit ihres Gebietes nachtheilige Folgerung gezogen werden könne, noch solle, da dieser Durch-

marsch freiwillig gestattet worden und eine Folge des offenen Beitrittes zu der Meinung der Verbündeten gewesen sei.

Im Jahre 1315 hatten die drei Waldstätten zu Brunnen einen ewigen Bund beschworen zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit von Oestreich, — und jetzt, im Jahre 1815, war dieser Bund über zweiundzwanzig Stände ausgedehnt und die damals angestrebte Unabhängigkeit nicht blos von Oestreich, sondern von ganz Europa feierlich anerkannt. So war während 500 Jahren das kleine Stämmchen zum großen Baume geworden.

88. Die Schweiz vom Jahre 1815 bis 1830.

Die Bundesverfassung von 1815 brachte der Schweiz einen fünfzehnjährigen Frieden, in welchem Künste und Wissenschaften auf's Neue blühten, und Ackerbau, Handel und Gewerbe in erfreulicher Weise gediehen. Dennoch zeigte sich in den meisten Kantonen ein vielseitiges Unbehagen. Denn die aristokratischen Regierungen suchten fast überall freisinnige Aeußerungen und Bestrebungen zu hemmen. Tagblätter und Zeitschriften wurden mit großen Stempelgebühren belastet, und die freie Meinungsäußerung durch eine ängstliche Ueberwachung der Presse so viel möglich unterdrückt. Blätter, welche zu liberal, d. h. zu freisinnig erschienen, wurden da und dort verboten oder von der betreffenden Regierung eingestellt; politische Schriftsteller, die kühn genug waren, die bestehende Ordnung, die Obrigkeiten und ihre Beschlüsse zu tadeln, wurden mit übermäßiger Strenge bestraft. Selbst in Religions- und Glaubenssachen fand ein theilweiser Zwang statt. So verlor Jeder, der seinen Glauben änderte, sein Bürgerrecht. Im Waadtlande hatte die Regierung sogar verboten, sich außerhalb des ordentlichen Gottesdienstes zum Gebete und zu religiösen Feierlichkeiten zu versammeln. — Die Tagsatzung erwarb sich durch Verbesserung des Kriegswesens ein großes Verdienst; sie gründete einen eidgenössischen Kriegsrath, eine Militärschule in Thun, ordnete Vermessungen an, u. s. w. Dennoch gab ihre Schwäche, indem sie ihr Ansehen und ihre Würde gegenüber den Kantonsregierungen nicht gehörig zu wahren vermochte, ebenfalls Anlaß zu bitteren Klagen. Zudem erinnerte sich das Volk mit Sehnsucht an die Rechte, welche es früher genossen hatte und deren es gewaltsam wieder beraubt worden war. Zwar trat dies Mißvergnügen nirgends in bedeutenden

Aufständen zu Tage; aber die Zahl derjenigen, welche mit der bestehenden Ordnung unzufrieden und entschlossen waren, bei der ersten Gelegenheit die verlornen Rechte wieder zu erringen, mehrte sich von Tag zu Tag. Viele derselben vereinigten sich in politischen Gesellschaften, Gelehrtenverbindungen und Schützenvereinen, welche eifrig auf die Verwirklichung ihrer demokratischen Ideen hinarbeiteten.

In die ersten Jahre dieser Friedenszeit fällt die Berufung der 1818
Jesuiten nach Freiburg. Dieser Orden war im Jahre 1773 vom Pabste Klemens XIV. aufgehoben, jedoch im Jahre 1814 von Pius VII. wieder erneuert worden. Nun arbeitete besonders der Bischoff Yenni an der Wiedereinführung desselben in Freiburg, und sein Streben gelang ihm. Umsonst protestirten Familienväter, Staatsräthe und selbst Geistliche gegen diese Einführung; umsonst suchte die Regierung von Bern die „traurigen Folgen“ eines solchen Schrittes dem Großen Rathe begreiflich zu machen. Die berühmte Schule des gelehrten Barfüßers Pater Girard wurde, weil sie zu weltlich sei, sammt ihrem Meister verdrängt, und die Leitung der Jugendbildung den Jesuiten anvertraut. Bald war Freiburg der Mittelpunkt der Wirksamkeit dieses Ordens. — Anders hatte sich die Regierung von Solothurn benommen. Auch hier hatten die Jesuiten um Aufnahme nachgesucht. Allein sie wurden ein- und allemal zurückgewiesen, da sich ein Theil der geistlichen Professoren dieses Kantons förmlich weigerte, neben den Jesuiten Unterricht zu ertheilen.

In diese Zeit fällt auch die Trennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz. Es gelang jedoch nicht, ein gemeinsames Nationalbisthum zu gründen, und erst nach hartem Widerstand und vielerlei
Reibungen kam das Bisthum Chur-St. Gallen, und vier Jahre 1824
später die Wiederherstellung des Bisthums Basel zu Stande, welches 1828
nunmehr die Stände Basel, Solothurn, Bern, Luzern, Zug und Aargau umfaßte und seinen Sitz in Solothurn aufschlug.

Im Jahr 1815 wurde bie Schweiz von einer so beispiellosen Theurung heimgesucht, daß im Glarnerlande eine Menge Unglücklicher wie das Vieh auf den Feldern weideten und sich Monate lang mit dem Grase nähren mußten. Das war vielfach eine Folge des leichtsinnigen Luxus, dem sich die Bewohner dieses Thales in Zeiten des Glückes ergeben hatten, und der sie vergessen ließ, für unglückliche Jahre Vorsorge zu treffen. —

89. Freiere Verfassungen.

Bei der Unzufriedenheit der Mehrzahl der schweizerischen Bevölkerung konnte die bestehende Ordnung für die Dauer nicht festhalten. Immer entschiedener standen die Liberalen oder Freisinnigen zusammen, strebten Verbesserungen an, suchten freiere Verfassungen zu erlangen und so dem Volke wieder zu seinen Rechten zu verhelfen. Das war aber nicht so leicht; denn ihnen gegenüber stand eine ebenfalls zahlreiche Partei, die Konservativen oder Anhänger des Bestehenden, welche mit aller Kraft an den aristokratischen Verfassungen festhielten, wie sie durch den Wienervertrag von 1815 gewährleistet worden waren. Dennoch gelang es den Erstern, ihren Bestrebungen fast überall Bahn zu brechen.

Schon im Februar 1829 fand in Luzern eine theilweise Verfassungsrevision*) Statt. Allein sie befriedigte noch nicht, weil sie die Stadt gegenüber dem Lande zu sehr bevorzugte.

Im gleichen Jahre nahm auch die Landsgemeinde von Appen-
26. Apr. 1829 zell-Außerrhoden eine Verfassungsänderung vor.

Ebenfalls im Jahre 1829 forderten die Liberalen im Kanton Tessin eine Revision, die sie aber noch nicht erlangten. Jedoch schon
9. Juni 1830 im folgenden Jahre siegte die Volkspartei und verkündete ihren Sieg unter Glockengeläute und Kanonendonner. — Neue Hoffnung belebte allerwärts die Demokratisch-Gesinnten, und neue Plane wurden für das allgemeine Befreiungswerk entworfen.

Da geschah Etwas, wodurch die politische Umgestaltung außerordentlich befördert wurde. Denn auch in Frankreich war das Volk längst unzufrieden und klagte über entrissene Rechte und steigende Beeinträchtigung seiner Freiheiten. Da erhoben sich die Franzosen im Juli 1830, vertrieben ihren König Karl X. und setzten einen „Bürger-König," ein, den Herzog von Orleans, unter dem Namen Ludwig Philipp I.. Dieser gelungene Aufstand wirkte mächtig auf die Nachbarstaaten, und wo sich das Volk unterdrückt glaubte, gab es Unruhen und Revolutionen.

---

*) Revision heißt in der Rechtssprache so viel als Durchsicht, und Abänderung von Gesetzen, Verträgen und Verfassungsurkunden.

Diese allgemeine Erschütterung ermuthigte die Schweizer Liberalen, die bestehende Ordnung früher umzustürzen, als dies sonst möglich gewesen wäre. Ihre einflußreichsten Männer schaarten sich für Be- 1830
rathungen zusammen; Volksversammlungen wurden gehalten und freisinnigere Verfassungen mit allem Nachdrucke verlangt. In einzelnen Kantonen drohten sogar bewaffnete Aufläufe; so in Freiburg, Waadt, Schaffhausen, Thurgau und Aargau. Da half kein Widerstreben, die Regierungen mußten den Wünschen der Unzufriedenen entsprechen.

Zu Uster im Kanton Zürich fand ebenfalls eine zahlreich be- 22. Nov.
suchte Volksversammlung statt. Die Kantonsverfassung mußte nach dem Wunsche des Volkes revidirt werden.

In Luzern schritt die Sache der Revision etwas langsamer vor. Allein auch hier siegten die Liberalen; ein größtentheils aus dem Volke gewählter Verfassungsrath machte einen Entwurf, welcher, obschon er Vielen noch zu wenig frei schien, von der Mehrzahl der stimmfähigen 30. Jan. 1831
Bürger angenommen wurde.

Den langsamsten Gang nahm die Sache der Revision in Bern, welche Stadt 1830 noch Vorort war. Mit aller Macht stemmten sich die Berner-Patrizier gegen die Umgestaltung, indem sie sich auf die Verträge von 1815 beriefen, welche die alte Verfassung gewährleistet hatten. Nichtsdestoweniger kam endlich doch eine neue Verfassung 31. Juli
zur Abstimmung und wurde angenommen.

Verfassungsrevisionen wurden auch in den Kantonen Solothurn und St. Gallen verlangt; sie wurden ohne äußere Gewalt erreicht. Ein ähnlicher Versuch in Wallis mißlang gänzlich.

Dagegen rief die Umwälzung in Basel und Schwyz die heftigsten Erschütterungen hervor, wie wir bald sehen werden.

Auch der Kanton Neuenburg, der zugleich ein preußisches Fürstenthum war, erlangte von seinem Landesherrn eine freiere Verfassung. Ein Versuch aber, sich mit Gewalt von Preußen loszureißen, Im Dez.
wurde selbst durch eidgenössische Bajonete unterdrückt. —

All' diese neuen Verfassungen, welche theils durch die alten Regierungen, theils durch besondere gesetzgebende Versammlungen oder Verfassungsräthe errichtet worden waren, hatten die Volkssouveränität zur Grundlage und gewährleisteten die bürgerliche und politische Gleichheit der Landesangehörigen, die Oeffentlichkeit der Sitzungen,

das Petitions- und Vereinsrecht, die Preßfreiheit, die Trennung der Gewalten und die Entsetzbarkeit von den Staatsämtern. Sie waren indessen keineswegs so übereinstimmend, daß nicht noch wichtige Abweichungen Statt gefunden hätten. So wurden in einigen Kantonen die Großrathsmitglieder durch unmittelbare Wahlen oder durch das in Versammlungen zusammengetretene Volk ernannt, während in andern Kantonen diese Ernennung durch mittelbare Wahlen, d. h. durch vom Volke bezeichnete Wähler, vor sich gieng. Auch wurde einigen Hauptorten eine größere Zahl von Abgeordneten gestattet, während man anderwärts einfach nach Köpfen rechnete.

90. Der Sarnerbund. (1832 und 1833)

Noch hatten aber die neuen Verfassungen keine höhere Gewähr; sollte ihr Bestand gesichert werden, so mußte auch die gemeinsame Bundesverfassung im Sinne der Voksouveränität umgeändert werden. Um dies zu verhindern, traten die Anhänger der alten Aristokratie immer enger zusammen, und während einzelne Kantone noch unentschlossen schienen, klammerten sich die drei Waldstätten, die Stadt Basel und Neuenburg immer fester an die Verträge von 1815 und wollten von einem neuen Bunde Nichts wissen, welcher Gleichstellung der Menschen und Souveränität ohne Rücksicht auf geschichtliche Ueberlieferung, noch auf andere Vorzüge, als Staatsgrundsatz aufstellte, von einem Bunde, welcher nicht mehr nach den Ständen, sondern nach der Kopfzahl rechnen wollte und so die kleinen Kantone mit großer Zurücksetzung bedrohte. Denn „die Waldstätten", so sagt ein Geschichtschreiber, „hatten für sich das unsterbliche Verdienst, daß von ihnen und durch große Opfer ihrer Altvordern der Schweizerbund ausgegangen und den andern Bundesgliedern mitgetheilt war; — die Stadt Basel, im Besitze einer Universität und ansehnlichen Reichthums, sah große Interessen auf dem Spiele, wenn auch der Vermögensloseste, wenn der Ungebildetste zum entscheidenden Urtheile, ja zum Mitbesitzer solcher Güter unbedingt berechtigt wurde; — Neuenburg, zwischen seinen König und die Eidgenossenschaft in die Mitte gestellt, mußte seinem Landesherrn Rechnung tragen und an den Lebensformen einer Monarchie Theil nehmen, deshalb eben an den

Wiener Verträgen festhalten, wegen großen Besitzthums aber mit Basel zusammenstimmen; — die patrizischen Familien endlich in den alten Städtekantonen, voraus aber in Bern, hatten das edle Selbstbewußtsein, daß durch ihre Vorfahren die Macht der Eidgenossenschaft zu ihrer möglichsten Größe erweitert und der Gegenwart überliefert, durch sie selbst aber deren Würde in manchen Gefahren auf das Ehrenvollste sei behauptet worden. Diese Anschauung hatte um so größere Berechtigung, da ihre Ahnen einst als Grundherren mit Land und Leuten dem Bunde der Eidgenossen beigetreten waren, um sich und das Ihrige zu bewahren, nicht, es preiszugeben und zu verlieren. Jetzt aber sollte der Patrizier nicht nur dem geringsten Landmanne, sondern sogar dem gemeinsten Fabrikarbeiter sich gleichgestellt sehen. — Solche Gedanken erzeugten Schmerz und Unwillen und führten die Genossen derselben Gefahr zusammen, um so enger, da sie die nämliche Beschwerde, das nämliche Rettungsmittel hatten."*)

Außer diesen allgemeinen Beschwerden gab es noch besondere. Im Lande Schwyz hatten nämlich die äußern Bezirke Gleichheit der Rechte verlangt. Denn obschon die Verfassung dieses Landes im Uebrigen demokratisch war, so genossen bis jetzt die March, Wollerau, Pfäffikon, Einsiedeln, Gersau und Küßnacht nicht gleiche Rechte mit dem Bezirke Innerschwyz. Ein solches Begehren aber war von der Landsgemeinde in Schwyz hartnäckig mehrmals abgewiesen worden. Da trennten sich die äußern Bezirke von dem innern und 28. Febr. 1832
wählten einen eigenen Landrath. Schwyz erklärte dies als Aufruhr; es folgten eine Menge Unterhandlungen, welche jedoch zu keinem Ziele führten, und so blieb der Kanton einstweilen in zwei Theile gespalten.

Aehnliche Streitigkeiten erschütterten auch den Kanton Basel. Hier hatte das Landvolk ebenfalls eine freiere Verfassung und zur Entwerfung derselben einen Verfassungsrath nach der Kopfzahl verlangt. Und als die Stadt dieses Begehren beharrlich verweigerte, setzte das Land in Liestal eine eigene Regierung nieder. Nun zog die Stadt mehrmals bewaffnet gegen die Landschaft aus, wurde aber zwei Mal besiegt. Die in Luzern versammelte Tagsatzung suchte zu vermitteln; ihre Bemühungen scheiterten an der Beharrlichkeit der beiden Parteien.

Auch die übrigen regenerirten Kantone, d. h. jene, welche ihre Ver-

*) Aebi, Geschichte des Schweizervolkes. II. Theil. S. 367.

fassung in freisinniger Weise umgestaltet hatten, erkannten immer mehr, daß ihre neuen Einrichtungen stets gefährdet seien, wenn es nicht gelinge, einen neuen Bund zu Stande zu bringen, welcher dieselben gewährleiste. Sie fürchteten aber Nichts so sehr, als wieder in den alten Zustand zurückkehren zu müssen. Daher vereinigten sich die
17. Juni 1832 sieben Kantone Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau in einem besondern Bunde, um sich gegenseitig ihre Verfassungen und Behörden zu schützen, bis eine neue Bundesverfassung erlangt sei. Jedem andern Kanton stand es frei, diesem Konkordat, auch Siebener-Bund geheißen, beizutreten, oder nicht.

Jetzt wurde die Tagsatzung nachgiebiger. Sie beschloß, eine Revision des Bundes vorzunehmen. Und als die Unruhen im Kanton Basel immer fortdauerten, so gab sie den Freisinnigen auch
14. Sept. hierin nach und anerkannte die Trennung in Basel-Stadt und Basel-Land, mit der Bestimmung, daß beide Halbkantone auf der Tagsatzung zusammen nur Eine Stimme haben sollten. Dadurch verloren die Anhänger des Fünfzehnerbundes eine feste Stütze; denn da Baselstadt und Baselland, gleich Inner- und Außerrhoden, in Sachen der Bundesrevision entgegengesetzter Meinung waren, so wurde die Stimme auch dieses Kantons in sich selbst aufgehoben. — Das gleiche Schicksal stand auch für den Kanton Schwyz in nächster Aussicht.

Gegen diese Beschlüsse der Tagsatzung erhoben die Konservativen Einsprache und wurden hierin von den großen Mächten unterstützt, welche gegen die Schweiz eine drohende Miene annahmen. Man sagte: „Die europäischen Mächte haben die 22 Kantone und ihren gemeinsamen Bund nach ihrer damaligen Form gewährleistet. Es darf somit weder ein ganzer Kanton getrennt, noch an der Bundesverfassung etwas geändert werden, ohne den Bund selbst zu verletzen.“ — Man blieb aber hiebei nicht stehen. Die Gegner des Siebner-Bundes traten ebenfalls in eine engere Verbindung und beriefen eine Konferenz nach Sarnen im Lande Obwalden. Daselbst schlossen die Stadt Basel, Innerschwyz, Uri, Unterwalden, Neuen-
14. Nov. burg und Wallis einen besondern Bund und erklärten, sie werden niemals neben einem Gesandten des Kantons Baselland ihre Sitze einnehmen, noch sich je den Beschlüssen einer solchen Tagsatzung unterwerfen, sondern in diesem Falle ihre gesonderte Versammlung

als die wahre eidgenössische Tagsatzung betrachten. Zugleich beschlossen sie, strenge am Bunde von 1815 festzuhalten.

Während auf diese Weise die beiden Parteien eine immer drohendere Stellung annahmen, die Eidgenossenschaft aber dadurch immer weiter auseinandergerissen und einem Bürgerkriege nahe gebracht wurde, arbeitete die Tagsatzung an einem neuen Bundesentwurfe. Er befriedigte aber weder die eine, noch die andere Partei. Den Liberalen mißfiel er auch schon deshalb, weil er nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen war und demselben nicht das gewünschte Recht einräumte, eigene Vertreter in die oberste Regierungsbehörde zu wählen. Nichtsdestoweniger wurde dieser „Herrenbund", wie sie ihn nannten, in den Kantonen Solothurn und Thurgau angenommen, weil man ihn als Uebergang zu einer besseren Verfassung betrachtete. Im Kanton Luzern aber wurde er von der großen Mehrheit des Volkes verworfen, was einen solchen Eindruck auf die ganze Schweiz ausübte, 7. Juli 1833
daß von da an die Abstimmung gänzlich unterlassen wurde. Daher blieb die alte Fünfzehnerverfassung auch fernerhin in Rechtskraft.

Diese Verwerfung der neuen Verfassung schien den Anhängern des Sarnerbundes ein günstiges Vorzeichen. Denn sie glaubten daraus zu erkennen, daß das Volk seinen liberalen Führern mißtraue. Daher sollte dieser Zeitpunkt zum Handeln benutzt werden. Die Berner-Patrizier vereinigten sich im Stillen, um das Verlorne zu retten; der Sarnerbund entwarf neue Plane. Von den drei Ländern sollte Luzern angegriffen, diese Stadt zum Hauptsitze des Sarnerbundes gemacht und gegen die übrigen Kantone des Siebnerbundes vorgeschritten werden. Auf einmal ertönten in stiller Nacht die Sturmglocken in Schwyz; sechshundert Bewaffnete zogen mit vier Kanonen 30. Juli
gegen Küßnacht und besetzten es. Sogleich sandte Luzern Mannschaft gegen sie ab. — Und kaum vergehen drei Tage, so rückt auch die Stadt Basel in's Feld, besetzt mit 500 Mann die Uebergänge der Birs und dringt mit sechshundert Bewaffneten und sechs Kanonen 3. Aug.
gegen Liestal vor. Rauch- und Feuersäulen, welche aus dem Dorfe Pratteln emporschlugen, verkündeten dem Landvolke den feindlichen Ueberfall und riefen es zu tapferer Vertheidigung. Es sammelte sich sofort, warf sich mit der äußersten Wuth auf die Baseler Truppen und zwang sie bald zum Rückzuge. Am gräßlichsten würde das Hand-

gemenge in der Hard, wo in schonungslosem Gemetzel Alles niedergehauen wurde, was nicht in die Stadt entfliehen konnte.

Als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Zürich kam, beschloß die Tagsatzung, welche daselbst versammelt war, mit aller Kraft gegen solches Beginnen einzuschreiten. Sie bot sogleich eidgenössische
4.—11. Aug. Krieger auf und ließ die Kantone Schwyz und Basel mit Truppen besetzen. Nun traten mehrere Stände des Sarnerbündnisses von demselben zurück; die Tagsatzung sprach die gänzliche Aufhebung desselben
12. Aug. aus, und der Sarnerbund war aufgelöst. — Baselland blieb von der Stadt getrennt; Schwyz dagegen erhielt eine freiere Verfassung, welche durch Gleichberechtigung aller Bezirke das äußere Land mit dem innern wieder zu Einem Ganzen vereinigte.

91. Fernere Begebenheiten bis zum Jahre 1838.

Die Ruhe, deren unser Vaterland so sehr bedurfte, schien hergestellt; da kamen neue Streitigkeiten, um die Aufregung der Gemüther wach zu erhalten. Diese Streitigkeiten bedrohten den innern Frieden um so mehr, da sie meist nicht mehr rein politischer Natur waren, sondern zugleich einen religiösen Charakter annahmen.

In jener Zeit des Freiheitsdranges regte sich unter einem Theile der katholischen Geistlichkeit, besonders im Kanton St. Gallen, das Streben, so viel als möglich von der römischen Oberhoheit frei zu werden, und es entstand die Frage, wie weit die Rechte der Kirche gegenüber denjenigen des Staates gehen*). Es wurde behauptet, die weltlichen Hoheitsrechte seien in jüngster Zeit zu sehr eingeschränkt gewesen. Schon im Anfange des Jahres 1834 versammelten sich mehrere Stände zu einer Konferenz in Baden, um diese Angelegenheit zu besprechen. Da einigten sich die Abgeordneten von Luzern, Bern, Solothurn, Baselland, Aargau, Thurgau und St. Gallen
20 Jan. 1834 hauptsächlich dahin: „Es soll ein schweizerisches Erzbisthum angestrebt und Diözesansynoden gebildet werden, d. h. es sollen Abgeordnete aus den bischöflichen Gebieten jeweilig berathend zusammentreten, um die

*) Schon im Mittelalter war diese Frage zwischen deutschen Fürsten und den jeweiligen Oberhäuptern der Kirche der Gegenstand eines heftigen Kampfes gewesen.

Priester der einzelnen Bisthümer zu beleben und zu bethätigen; Wahlen, Einrichtungen und Verordnungen geistlicher Behörden haben vor ihrer Bekanntmachung die Gutheißung (Plazet) der weltlichen Regierung einzuholen; die Ehe falle nur als Sakrament in den Bereich der Kirche, und gemischte Ehen seien ohne weiters erlaubt; die Ordensgeistlichen haben gleiche Pflichten gegen den Staat, wie die Weltgeistlichen und stehen nicht mehr unmittelbar unter Rom, sondern unter dem jeweiligen Bischofe; Stifte und Klöster und alles geistliche Gut stehen unter Aufsicht und Schutz des Staates; die Feiertage sollen vermindert und das Fasten erleichtert werden." — Diese Beschlüsse, welche nun als Gesetzesvorschläge den Regierungen der eidgenössischen Stände vorgelegt wurden, erregten nicht blos in einzelnen Kantonen, sondern auch in Rom heftigen Widerspruch. Der größte Theil der katholischen Geistlichkeit, besonders aber der päbstliche Nuntius, sprachen sich gegen dieselben aus, und nicht ohne Einfluß des Klerus fieng sich unter dem in religiöser Beziehung am Leichtesten erregbaren Volke die Meinung zu verbreiten an, es liege in jenen Beschlüssen eine Gefährdung des alten, von den Vätern ererbten Glaubens. Noch größer wurde die Spannung, als wirklich einzelne Regierungen die Badener Artikel als Gesetz annahmen. Dies geschah zuerst vom Großen Rath in St. Gallen, dann auch in Luzern. Dagegen erhoben sich Veto- 1834 und 1835 gemeinden; denn das Volk besaß das verfassungsmäßige Recht, Beschlüsse der Regierung durch öffentliche Mißbilligung zu verwerfen. Pabst Gregor XVI. sprach über die Badener Artikel seine förmliche Verdammung aus. Der Nuntius, über die Annahme derselben erzürnt, verließ Luzern, ohne der Regierung davon Anzeige zu machen, und nahm seinen Sitz in Schwyz. Nichtsdestoweniger erklärten sich auch Aargau, Thurgau und Baselland für Annahme der Konferenzbeschlüsse. Im Aargau gab es bedeutende Reibungen, indem mehrere 1835 Prieste sich weigerten, eine auf das neue Gesetz bezügliche Erklärung der Regierung von der Kanzel zu verlesen und den geforderten Bürgereid zu leisten. Die Bezirke Bremgarten und Muri mußten sogar mit Truppen besetzt werden. — Die unruhigsten Auftritte aber rief die Einführung der Badenerartikel im Kanton Bern hervor. Als nämlich der Große Rath nach einem langen Kampfe ihre Annahme beschlossen hatte, brach in Pruntrut ein Aufstand aus, 1836 der hauptsächlich von drei Geistlichen geleitet wurde und sich bald

auch auf die umliegenden katholischen Gemeinden ausdehnte. Freiheitsbäume wurden aufgepflanzt. Der Aufruhr wurde indessen durch das schnelle Einrücken von Regierungstruppen rasch gedämpft, hatte aber zur Folge, daß die bezüglichen Artikel unter wesentlichem Einflusse Frankreich's, das die Bezirke des Jura zu besetzen drohte, vom Großen Rathe wieder beseitiget wurden, und daß man beschloß, über die Ausführbarkeit derselben mit dem Pabste selbst zu unterhandeln. — Auch von Solothurn wurden jene Beschlüsse theilweise angenommen; von Freiburg aber förmlich verworfen.

Neue Beschwerden wurden laut, als die Regierungen von Aargau und Thurgau besondere Anordnungen über die Klöster trafen. Die Verwaltung der Klostergüter wurde nämlich unter die Aufsicht des Staates gestellt und zugleich die Aufnahme von Novizen auf unbestimmte Zeit verboten. Der Nuntius erhob Einsprache; umsonst. Jeder Kanton hatte die Befugniß, in seinen Gebieten Gesetze und Verordnungen zu erlassen, so lange sie nicht dem gemeinsamen Bunde zuwiderliefen. Dieser gewährleistete das Fortbestehen der Klöster, und so lange das nicht angegriffen wurde, stand der Kanton in seinem Rechte. Indessen zeigte sich schon damals bei einigen Mitgliedern der Regierung unverkennbar die Absicht, die Klöster aufzuheben; daher vermehrte sich auch unter dem Volke fortwährend Mißtrauen, Spannung und der Glaube an Religionsgefahr.

Im Lande Glarus wurde die altherkömmliche Näfelserfahrt Veranlassung zu hitzigem Streite zwischen den Katholiken und den Reformirten und zur Umänderung der Kantonalverfassung. Im Sinne des Landvertrages von 1683*) war bis jetzt diese Denkfeier des ruhmvoll erworbenen Sieges über Oestreich von beiden Religionstheilen getrennt gehalten worden. Viele Reformirte wünschten aber eine gemeinsame Begehung des Festes, weil auch der Sieg vom gesammten Lande gewonnen worden sei, und die gemeinschaftliche Landsgemeinde beschloß wirklich im Jahre 1835, den Schlachttag in Zukunft zusammen zu feiern. Nun blieben die katholischen Geistlichen auf bischöfliche Mahnung vom Feste weg; die Reformirten aber behaupteten, die Geistlichen seien gleich andern Bürgern verpflichtet, sich den Beschlüssen der Landsgemeinde zu unterziehen, und der Bischof habe, als ein

---

*) Siehe: Zweiter Abschnitt, S. 210.

Fremder, nicht das Recht, in Sachen des Kantons einzugreifen. Zugleich wurde verlangt, die Landesverfassung sei im Sinne der Gleichberechtigung aller Bürger ohne konfessionelle Unterschiede umzuändern; Demzufolge wurde dann auf der Kantonsgemeinde der Beschluß gefaßt, es sollen die Geistlichen einen Bürgereid schwören und eine Verfassungsrevision vorgenommen werden. Die Katholiken erblickten darin eine Schmälerung ihrer bisherigen Rechte, sollte einfach nach Köpfen gerechnet werden, und widersetzten sich mit unerschrockenem Muthe. Allein die Reformirten waren weitaus in der Mehrheit; die neue Verfassung kam zu Stande und wurde von der Mehrheit 2. Okt. 1836
des Glarnervolkes angenommen. Nach neuen langen Kämpfen, in welchen besonders die ehemaligen Stände des Sarnerbundes die Sache der Katholiken verfochten, wurde sie auch von der Tagsatzung anerkannt.

Kaum war diese Angelegenheit geordnet, so entbrannte der Streit wieder im Lande Schwyz. Die Veranlassung dazu wurde eine Gemeinmark oder Allmende, welche Innerschwyz gehörte und über deren Benutzung man schon längst uneins war. Es handelte sich nämlich darum, wie viel Klein- oder Klauenvieh im Verhältniß zum Groß- oder Hornvieh auf diese gemeinsame Weide getrieben werden dürfe. Je nachdem nun die Bürger Glieder der einen oder andern Partei waren, nannten sie sich „Hornmannen", das heißt Hornmänner, oder „Klauenmannen". Nun waren aber die Hornmannen zugleich Gegner der neuen Verfassung, während die Klauenmannen Freunde der nunmehrigen politischen Rechtsgleichheit waren. Dadurch erhielt der ganze Streit bald eine politische Färbung, so daß die eigentliche Rechtsfrage in den Hintergrund trat. Die Parteien wurden immer hitziger, immer drohender. Da kam der Tag der Landsgemeinde, an welcher das Volk neue Vorsteher zu wählen hatte. Kampfgerüstet zog man nach Rothenthurm; kampfgerüstet stellte man sich zu 6. Mai 1838
beiden Seiten der „Landämmig"*) auf; die Klauen, meist mit Spazierstöcken und Regenschirmen bewaffnet, links, — die Horen, mit handlichen Knitteln versehen, rechts. Interessant war besonders der Aufzug der Letztern; voraus schritt ein Tamburmajor, den „Hornmann",

*) So hieß die aufgerichtete Bühne, wo die Landesvorsteher ihre Ehrenplätze hatten.

eine gewaltige Keule in der Hand; ihm folgte ein starker Mann mit einem auf hoher Stange befestigten Horn, hinter diesen die sämmtliche beknittelte Mannschaft; die Ankunft des gewaltigen Zuges verkündete der Ruf: „Horen! Horen!" — Unter der größten Spannung wurde die Landsgemeinde eröffnet. Schon bei der Wahl der Stimmenzähler entstand Streit; von Worten kam es zu Bewegungen, dann zu Streichen, bald zu allgemeiner Verwirrung und blutiger Schlägerei. Umsonst erhob der Landammann drei Mal das blanke Schwert, als Zeichen der Hoheit, und gebot den Landfrieden; das Getümmel ward immer ärger; die gewaltigen Muotathaler und ihre Genossen setzten den Gegnern hitzig zu und verwundeten Viele. Die Klauenmannen flohen auseinander, und die Landsgemeinde löste sich auf. — Jetzt verlangten die äußern Bezirke auf's Neue, von Innerschwyz getrennt zu werden; Vermittlungsversuche der Tagsatzung scheiterten an der Leidenschaftlichkeit der Parteien. Eine zweite Landsgemeinde wurde von den Klauenmannen gar nicht besucht; auf Befehl der Tagsatzung
16. Aug. wurde noch eine dritte abgehalten. Die Horen siegten, und nothgedrungen fügten sich ihre Gegner. Erst nach langer Zeit kühlten sich die Leidenschaften wieder ab.

Zu dieser Zeit herrschte eine oft unheimliche Spannung zwischen der Schweiz und dem Auslande. Denn einerseits waren die großen Mächte, welche den Fünfzehnerbund garantirt hatten, mit dem freisinnigen Umschwung des größeren Theiles der Eidgenossenschaft unzufrieden; anderseits meinten sie, die Schweiz dehne das Asylrecht zu weit aus. Denn mit der zugesicherten Neutralität hatte sie das Recht, politischen Flüchtlingen irgend eines Landes ein Asyl oder Zufluchtsstätte in ihrer Mitte zu gewähren und sie vor ferneren Verfolgungen zu schützen. Natürlich galt dies Recht nur so lange, als die Betreffenden diese Wohlthat nicht durch gefährliche Handlungen mißbrauchten. Nun versuchten aber polnische Flüchtlinge in großer Anzahl vom Schweizergebiete aus einen bewaffneten Einfall in Savoyen. Diesem Wagniß folgte die Ausweisung der Schuldigen, aber auch eine Menge Beschwerden und verletzende Drohungen fremder Mächte. Dann verdroß es die Letztern, daß deutsche Handwerker in der freien Schweiz auch freie Lieder sangen und eine freie Sprache führten. Die Spannung wuchs noch mehr, als sich durch die Flüchtlinge mehrere Vereine bildeten, deren politischer Zweck nicht zu ver-

kennen war. Dabei ergaben sich die Meisten einem müßigen Leben, obwohl sie größtentheils von Unterstützung lebten, saßen in Wirthshäusern, politisirten und wollten überall das große Wort führen. Andere freilich erkannten ihre Stellung besser, hielten sich von allen politischen Umtrieben ferne, arbeiteten, gewannen dadurch die Achtung der Bürger und gründeten sich so eine schönere Zukunft. Aber die Zahl dieser Letztern war nur gering. Daher waren die ausländischen Schützlinge beim Volke nicht sehr beliebt. Als aber die fremden Mächte zu anmaßend wurden, als besonders Frankreich die allgemeine Fortweisung aller Flüchtlinge nicht blos verlangte, sondern befahl, als man der Schweiz sogar mit einer allgemeinen Sperre drohte, wenn sie nicht sogleich gehorche: — da entrüsteten sich alle Gemüther zu Stadt und Land; vom Thale bis hinauf in die Gebirge ertönte der Ruf für die Wahrung der nationalen Selbstständigkeit, welche verletzt worden sei; das Volk schaarte sich in großen Versammlungen zusammen und verlangte von der Tagsatzung, daß sie alle Einmischung des Aus- 1836
landes in die Schweiz und ihre Verhältnisse zurückweise. Die angedrohte Sperre kam, wurde aber bald wieder aufgehoben und Frankreich trat wieder in ein freundschaftliches Verhältniß zur Schweiz. — Aber schon nach kaum zwei Jahren wurde dieser Friede auf's Neue gestört. Auf dem Schlosse Arenenberg im Kanton Thurgau lebte nämlich Ludwig Napoleon, ein Neffe des ehemaligen französischen Kaisers. Daselbst erhielt er das Kantonsbürgerrecht und bald auch eine Stelle als Mitglied im Großen Rathe. Allein den Prinzen gelüstete es nach Höherem. Er begab sich nach Straßburg und leitete dort eine Verschwörung ein, welche ihn auf den Thron Frankreich's erheben sollte. Das Unternehmen scheiterte; er wurde gefangen und bald darauf nach Amerika verbannt. Aber schon nach einem Jahre kehrte er wieder in seine Heimath, in den Thurgau zurück, um seine todkranke Mutter zu besuchen. Sie starb; der Prinz aber blieb noch immer im Thurgau. Da verlangte der französische Gesandte im Namen und Auftrage des Königs von Frankreich, Ludwig Napoleon solle aus der Schweiz entfernt werden. Diese Forderung verletzte wieder das 1838
Nationalgefühl des Volkes auf's Tiefste; nicht allein im Kanton Thurgau, in der gesammten Eidgenossenschaft rief man: „Ein Schweizerbürger darf, selbst auf Verlangen einer fremden Macht, nicht aus einem Vaterlande verbannt werden; denn das verträgt sich nicht mit

der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft." — Frankreich aber schien anderer Meinung zu sein, sammelte Truppen an der Grenze von Genf und Waadt und drohte, in's Schweizerland einzufallen. Unerschrocken eilten auch die zunächst bedrohten Kantone, noch ehe die Tagsatzung entschieden hatte, um mit aller Kraft dem Feinde zu begegnen.
Im Herbste 1838 — Da zog Napoleon freiwillig aus der Schweiz; die Franzosen verließen die Grenzen, und der Friede kehrte zurück.

92. Neue Volksaufstände und Verfassungsänderungen. (1839–1841)

Nichts raubt einer Regiernng mehr das Zutrauen der Bürger, als wenn sie Beschlüsse faßt, welche das fromme Gemüthsleben des Volkes verletzen, oder wenn sie Verordnungen trifft, in welchen das Volk eine Gefährdung seiner Religion zu erblicken glaubt. Das zeigte sich gar vielfach in jener Zeit; davon liefert uns auch der sogenannte „Straußenputsch" einen Beweis.

In Zürich beschloß nämlich der Erziehungsrath, trotz der entschiedenen Einsprache sämmtlicher Professoren der Religionswissenschaft sowie der Geistlichkeit des Kantons, den Dr. David Friedrich
26. Jan. 1839 Strauß als Professor an die Hochschule zu berufen. Strauß aber hatte erst kürzlich ein Werk herausgegeben, in welchem er behauptete, alle Evangelien seien unächt und blose Sagen, welche, wie die Göttergeschichten der Griechen und Römer, im Laufe der Zeit entstanden seien. Daher fand seine Berufung als Lehrer allgemeine Mißbilligung. Nichtsdestoweniger wurde der Beschluß des Erziehungsrathes
3. Febr. von der Regierung bestätiget. Zugleich wurde der Antrag des zürcherischen Kirchenvorstehers: „es möchte künftig bei der Wahl theologischer Professoren auch dem Kirchenrathe eine Mitwirkung eingeräumt werden," vom Großen Rathe verworfen. Dazu kam noch, daß sich auch am Lehrerseminar Strauß'sche Grundsätze und Religionsansichten geltend zu machen schienen. Das Alles wirkte gewaltig auf das Volk und erzeugte eine allgemeine Gährung. „Sollen Ungläubige unsere Prediger lehren?" hieß es; „sollen Ungläubige unsere Kinder erziehen? — Sollen wir eine Regierung dulden, die uns um unser Heiligstes, um die Religion bringen will?" — Und ohne zu zögern, versammelte sich das Volk an verschiedenen Orten, wählte leitende Ausschüsse oder „Glaubenskomite", richtete ein Schreiben mit

beinahe vierzigtausend Unterschriften an den Großen Rath und verlangte unter Anderem die Abberufung des mißbeliebigen Mannes von seiner Lehrerstelle an der Hochschule. Dies energische Auftreten wirkte; nach einiger Zögerung wurde Dr. Strauß unter Zusicherung einer 18. März jährlichen Pension von seiner Stelle entlassen. Neue Beschwerden! „Warum soll er pensionirt sein?“ hieß es wieder; „wir wollen nicht, daß ein Ungläubiger aus unserem Gelde verpflegt werde.“ — Und als der Große Rath mehrere verhaßt gewordene Männer wieder in den Regierungsrath wählte, als er abermals den Antrag verwarf, „es habe sich der Kirchenrath bei der Wahl theologischer Professoren zu betheiligen,“ als er auch andere Wünsche des Volkes beharrlich verweigerte, — da begann es auf's Neue unruhig zu werden. Die Führer des Volkes regten sich wieder, so daß die Regierung es für nöthig fand, einzuschreiten. Sie erklärte die Handlungsweise des Glaubenskomite's als Volksaufwiegelung; dieses aber berief eine große Volksversammlung nach Kloten. Es wurde ein neues Schreiben an 2. Sept. die Regierung gerichtet und die Wünsche und Begehrungen des Volkes auf's Stärkste betont. Sie weigerte sich, ihnen zu willfahren; zugleich gieng das Gerücht, es ziehe aus den übrigen Kantonen des Siebener-Bundes Mannschaft gegen Zürich. Das steigerte die Unruhe; in der Nacht des 5. Herbstmonats wurde gerüstet und gewaffnet; Kriegslärm ertönte, und die Sturmglocken heulten schauerlich dem Seeufer entlang. Und schon am folgenden Morgen brach der Landsturm 6. Sept. auf gegen die Stadt. Von zwei Seiten drangen die Massen hinein; auf dem Münsterplatze kam es zum Kampfe mit den Truppen der Regierung. Zu spät wollte diese unterhandeln; ein Abgeordneter, welcher den Befehl brachte, das Feuer einzustellen, wurde erschossen. Die Regierung sah sich gezwungen, abzudanken, und es wurde sofort eine neue gewählt, die dem Volke besser zusagte. — Diese schnelle Umwälzung fand nicht nur in ruhiger Gegenwart der Tagsatzung Statt, sondern die neue Ordnung der Dinge wurde von ihr auch bestätiget. Zürich aber trat jetzt vom Siebener-Bunde zurück.

Zu gleicher Zeit durchstürmte ein hitziger Verfassungskampf auch den Kanton Wallis. Dieses Land zerfiel nämlich in einen obern oder deutschen, und in einen untern oder wälschen Theil. Unterwallis aber zählte 10,000 Einwohner mehr, als Oberwallis. Da nun Letzteres sieben, Ersteres jedoch nur sechs Zehnten oder Bezirke hatte, und

jeder Zehnten vier Stellvertreter in den Landrath wählte, außerdem nach einem alten Vorrechte der Landesbischof sich noch durch vier besondere Stimmen vertreten ließ, — so fanden sich die Unterwalliser in ihren Rechten zurückgesetzt, während ihnen doch die gleichen Pflichten oblagen, wie den Oberwallisern. Sie verlangten daher Abschaffung der Vorrechte und Wahl der Behörden nach der Zahl der Bevölkerung. Es entstand ein mehrjähriger heftiger Parteikampf, indem weder die Oberwalliser, noch der Bischof diesem Begehren willfahren wollten. Vermittlungsversuche eidgenössischer Gesandten blieben erfolglos. Beide Theile suchten sich zu behaupten; beide Theile wählten eine Regierung, die Obern in Siders, die Untern in Sitten. Die Tagsatzung erließ ein Aufgebot, um das Land mit Truppen zu besetzen; dies geschah aber nicht, so sehr war das Ansehen der eidgenössischen Behörde gesunken. Bei der allzugroßen Spannung war ein blutiger Kampf unvermeidlich. Die beiden Parteien rückten gegen einander; man
1. April 1840 schlug sich bei Grimusuat, Unterwallis siegte, und die Regierung in Siders wurde aufgelöst. — Aber das Land war deshalb nicht beruhiget; unaufhörlich und unverträglich arbeiteten zwei Vereine einander entgegen und hielten die Gährung wach. Denn während die Liberalen sich zur „jungen Schweiz" verbanden und durch ihre allzu große Thätigkeit der Regierung öftere Verlegenheiten zuzogen, traten die Konservativen als die „alte Schweiz" zusammen und suchten wieder die Oberhand zu gewinnen. —

Seitdem das zürcherische Volk das Beispiel der Selbsthülfe gegeben hatte, gab es in vielen Theilen der Schweiz Kämpfe und Aufstände gegen die bestehenden Regierungen, besonders wenn die Letztern den religiösen Interessen des Volkes entgegenzutreten schienen. In
15. April 1840 Baselland wurde ein solcher Aufstand noch rechtzeitig durch die Regierungstruppen unterdrückt.

Auch in Solothurn gelang es der Regierung, einen bedeutenden Volksaufstand darniederzuhalten, welcher bei Anlaß einer Verfassungsrevision loszubrechen drohte. Aber auch die neue Verfassung wollte einem Theile des katholischen Volkes nicht zusagen. Sie glaubten das kirchliche Leben zu wenig gesichert. Die alte Verfassung aber enthielt die Bestimmung, daß sie, wenn ein neuer Entwurf verworfen würde, dadurch auf weitere zehn Jahre Geltung bekomme. Nun beschlossen die Konservativen auf einer Volksversammlung in Mümlis-

wyl, nicht allein die neue Verfassung zu verwerfen, sondern auch die alte ab- und wegzuerkennen und eine andere zu verlangen; zugleich wurde der Regierung bedeutet, nach welchen Grundsätzen diese Verfassung aufgestellt werden müsse, wenn sie ihre Anerkennung finden solle. Und um diese Beschlüsse durchzusetzen, wurde in aller Stille gerüstet. Allein auch die Regierung traf ihre Maßregeln. Sie nahm die Häupter des Widerstandes gefangen, bot Truppen auf, mahnte die Nachbarkantone und den Vorort zum Aufsehen und bewirkte dadurch, daß ihre Gegner eingeschüchtert, und die neue Verfassung bei der Volksabstimmung von der Mehrheit angenommen wurde. 2. Jan. 1841 10. Jan.

Noch bedenklichere Vorfälle rief die Verfassungsänderung im Kanton Aargau hervor. Bevor wir jedoch zur Erzählung dieser folgewichtigen Ereignisse schreiten, wollen wir noch kurz erwähnen, was um die gleiche Zeit in zwei andern Kantonen geschah. 1840 und 1841

Im Kanton Tessin hatte die Regierung verschiedene einschränkende Verordnungen getroffen, wodurch die Liberalen gereizt wurden. So verbot sie die Schützenvereine, weil sie als ein Herd freisinniger Meinungen ihr gefährlich schienen. Da erhoben sich die Liberalen, nahmen mit bewaffneter Hand Lugano und Lokarno ein, veranstalteten eine Volksversammlung und wählten eine neue Regierung. Als aber die Mitglieder der alten Regierung, welche sich auf lombardischen Boden zurückgezogen hatte, von hier aus ihre frühere Stellung wieder zu erringen trachteten, wurde ihr Vermögen mit Beschlag belegt und gerichtlich gegen sie eingeschritten. Dadurch noch mehr erbittert, versuchten sie Gewalt und reizten ihre Anhänger zu einem Aufstande, der aber unglücklich ausfiel. Denn die bestehende Regierung war von dem Vorhaben unterrichtet worden und hatte bereits ihre Maßregeln getroffen. Die Aufständischen wurden, trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit, zwei Mal geschlagen und so sehr eingeschüchtert, daß sie ihren Hauptanführer Joseph Nessi den Siegern auslieferten. In ihrer Erbitterung vergaßen die Liberalen, daß politische Vergehen so mild als möglich bestraft werden sollten, und verurtheilten Nessi, trotz der rührendsten Bitten seiner armen Gattin, zum Tode. Er wurde erschossen — ein Schuß, der das Herz manches braven Eidgenossen verwundete. 4.–8. Dez. 1839 1. u. 2. Juli 1841 6. Juli

Auch in Genf, das seit seinem Eintritte in den ewigen Bund noch immer die gleiche Verfassung beibehalten hatte, regten sich zu

dieser Zeit ernstliche Revisionskämpfe, in denen theilweis auch religiöse Interessen mitspielten. Es wurde eine durchgreifende Umgestaltung der bisherigen Verfassung verlangt. Doch lange umsonst. Nicht einmal einzelne freisinnige Vorschläge wurden vom Staatsrathe genehmiget, bis das Volk eine drohende Stellung anzunehmen anfieng. Eine besondere Thätigkeit in Rede und Schrift entwickelte dabei der
1841 sogenannte Märzverein und brachte es bald so weit, daß sich das Volk mit den Zugeständnissen, welche der Staatsrath nunmehr machen wollte, nicht mehr begnügte, sondern einen Verfassungsrath verlangte. Umsonst bot die Regierung Truppen auf; sie mußte der Forderung des aufgeregten Volkes nachgeben, und eigene Volksvertreter traten zur Berathung zusammen. Obschon der Märzverein mit den Bestimmungen, welche nunmehr aufgestellt wurden, noch nicht zufrieden war, so wurde die neue Verfassung dennoch angenommen. Ja die übertriebenen Forderungen und Aufstachelungen dieses Vereines ermüdeten
1842 das Volk dermaßen, daß es wieder die früheren Mitglieder in die Regierung wählte.

93. Die Klösteraufhebung im Aargau. (1841)

Wir haben dem Gange der Ereignisse in der Zeit etwas vorgegriffen; es geschah aber nur, um die wichtigsten und nothwendig zusammenhängenden Begebenheiten in einer leichter überschaulichen Weise darstellen zu können. Denn was wir hier nunmehr nachholen, übte einen solchen Einfluß auf die gesammte Eidgenossenschaft und auf einzelne Kantone insbesondere, daß es wohl in einem eigenen Paragraphe erzählt zu werden verdient. Es ist dies nämlich die gewaltsame Klösteraufhebung im Aargau. Um Ursache und Veranlassung genauer kennen zu lernen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Im Kanton Aargau war nämlich früher die Parität aufgestellt worden, d. h. die Katholiken sandten ohne Rücksicht auf die Kopfzahl ebenso viele Mitglieder in den Großen Rath, als die Reformirten. Da nun die Letztern den größern Theil der Bevölkerung ausmachten, so glaubten sie sich in ihren Rechten verkürzt. Die Katholiken aber beschwerten sich über Eingriffe des Staates in die Rechte der Kirche und besonders der Klöster und verlangten Sicherstellung ihres kirchlichen Lebens. Zu diesem Zwecke forderten sie die Trennung des

Großen Rathes in ein katholisches und ein evangelisches Kollegium, wie dies im Kanton St. Gallen eingeführt worden war. An der Spitze dieser Partei stand ein leitender Ausschuß, das „Bünzer-komite“ genannt. So kam denn auf Verlangen beider Religionstheile eine Revision zu Stande; allein auch von beiden wurde die neue Verfassung verworfen, weil weder die Einen, noch die Andern 5. Okt. 1840 darin ihre Wünsche erfüllt sahen. Nun wurde bei der zweiten Berathung die Bestimmung aufgenommen, daß fortan die Mitglieder des Großen Rathes ohne Rücksicht auf die Religion einfach nach der Kopfzahl gewählt werden sollten. Dadurch war den Protestanten geholfen; ihre Klage über Zurücksetzung verstummte; aber sie ertönte nun um so stärker aus dem Munde der Katholiken. Besonders führte eine Volksversammlung zu Baden eine ziemlich gereizte Sprache. 29. Okt. Ihre Wünsche blieben unberücksichtiget. Unter der größten Spannung kam die neue Verfassung zur Abstimmung an das Volk und wurde durch die Mehrheit der Reformirten angenommen; denn nur wenige 5. Jan. 1841 Protestanten verwarfen sie, und ebenfalls nur wenige Katholiken stimmten für ihre Annahme. —

Aus dieser Erscheinung zogen Viele die Folgerung, daß die neue Verfassung für die Katholiken nicht verbindlich sei, und man befürchtete, die Unzufriedenen möchten sich erheben. Daher wurden aus den reformirten Gegenden Truppen nach Aarau gezogen. Jetzt wurde die Stimmung der Katholiken noch gereizter; drohende Gerüchte von gefährlichen Bewegungen im Freiamte kamen nach Aarau. Unter solchen Umständen hielt es die Regierung für nothwendig, das Bünzerkomite zu verhaften, und sandte zu diesem Zwecke einen Kommissär nach Muri und Bremgarten ab. Es war gerade ein Sonntag. Um so schneller entstand ein hitziger Volksauflauf; bewaffnete Schaaren 10. Jan. durchstürmten die Gegend; der Regierungsabgeordnete wurde mißhandelt und gefangen genommen, die durch ihn Verhafteten aber gewaltsam wieder in Freiheit gesetzt. Sofort brachen die Regierungstruppen unter Anführung des Obersten Frey-Herosee nach dem Freiamte auf, um die Ordnung wieder herzustellen; zugleich wurden Bern und Baselland um Hülfe gemahnt. Aber schon hatten die Aufständischen Vilmergen besetzt. Wieder sollte dieser Ort Zeuge 11 Jan. eines Bürgerkrieges werden. Schauerlich hallten die Sturmglocken benachbarten Dorfschaften; unheimlich wimmerten sie auch in der Ferne

und riefen von beiden Seiten die Mannschaft in's Feld. Schon knatterten die Gewehre der Freiämter. Jetzt donnerten auch die Kanonen der Regierung; denn Frey-Herosee ließ Vilmergen beschießen. Eine Kugel, welche in die Kirche schlug, brachte das Geläute zum Schweigen. Die Freiämter, ohne Artillerie und ohne gehörige Leitung, mußten sich ergeben. Die Regierungstruppen zogen in Vilmergen ein; eine Ortschaft nach der andern wurde im Sturme genommen
13. Jan. und entwaffnet, und schon am dritten Tage auch Muri besetzt. An Gegenwehr war nicht mehr zu denken; denn bereits waren auch die Hülfstruppen aus Bern und Baselland eingerückt, und in Zürich standen die Krieger marschfertig. Das unglückliche Land aber hatte durch harte Bedrückung durch das Militär viel zu leiden; der Mangel an Zucht und Ordnung begünstigte die Rachsucht; blinder Glaubenshaß beleidigte die Gemüther der Wehrlosen, und es gab sogar Szenen, welche das religiöse Gefühl des Volkes bis in's Innerste verletzten.

Kaum war der Aufstand unterdrückt, versammelte sich sofort der Große Rath, um sich über diese wichtigen Vorfälle zu berathen. Aus dem Freiamte fehlten die meisten Mitglieder. Begreiflicher Weise war die Stimmung keineswegs eine ruhige. Man erhob bittere Klagen über die Leiter des Aufstandes und war besonders gegen die Klöster aufgebracht, indem man ihnen vorwarf, daß sie sich nicht wenig daran betheiligt hätten und durch beständige Volksaufwiegelung die Ruhe des Landes stören. Da, mitten in der gereizten Berathung, brachte
13. Jan. der Seminardirektor Augustin Keller den Vorschlag, alle Klöster des Kantons aufzuheben, weil die Selbsterhaltung des Staates diese Maßregel erfordere. Und ohne die Schuld oder Unschuld einzelner Klöster zu untersuchen, wurde sein Antrag beinahe einstimmig angenommen. Schon wenige Tage darauf wurde dieser Beschluß
20. Jan. in Vollziehung gesetzt; das sämmtliche Vermögen aller acht Klöster des Kantons, worunter zwei Kapuziner- und vier Frauenklöster, wurde als Staatsgut erklärt*), jedoch jedem Klosterbewohner eine genügende lebenslängliche Unterstützung bestimmt. Nicht ohne Härte wurden die Letztern gezwungen, ihre bisherigen Wohnungen zu verlassen; die Mönche von Muri und Wettingen mußten binnen zwei Tagen ihre

---

*) Ihr gesammtes Vermögen soll sich auf 6,546,969 alte Schweizerfranken belaufen haben.

Zellen räumen und mitten im harten Winter in die Welt hinauswandern.

Wie ein zündender Blitz durcheilte die Kunde von diesem unerwarteten Ereignisse die Thäler und Berge der Eidgenossenschaft. Während es die Einen mit großem Erstaunen erfüllte, rief es bei den Andern Zorn und Empörung hervor. Selbst eifrige Liberale meinten, die aargauische Regierung sei hierin zu weit gegangen, besonders da dadurch die immer mehr auftauchenden konfessionellen Zwiste wieder wach gerufen, und die Schweiz, statt sich zu einigen, noch mehr entzweit werden mußte. Die Wahrheit dieser Befürchtung bestätigte sich sogleich. Uri, Schwyz und Unterwalden verlangten die Wiedereinsetzung der Klöster, weil ihre Sicherheit durch den Bundesvertrag von 1815 gewährleistet sei. Andere Kantone unterstützten dieses Begehren, indem sie sagten, daß die Klöster unter dem Schutze der Gesetze stehen, wie jede andere Bürgerschaft, und nicht ohne gerichtliche Untersuchung gestraft werden dürfen. Es entspannen sich langwierige Unterhandlungen der Tagsatzung, welche die Durchführung der Klösteraufhebung im Kanton Aargau einstellte, bis die Sache entschieden wäre. — Bevor aber dieser Entscheid zu Stande kam, geschah Etwas, das die konservativ-katholische Partei sehr begünstigte, aber auch die Spannung in der Eidgenossenschaft sehr erhöhte.

94. Die Umgestaltung im Kanton Luzern und Erledigung der Klösterfrage durch die Tagsatzung. (1841–1843)

Wie wir früher gesehen, hatten sich in der Schweiz zwei politische Parteien gebildet, die Konservativen und die Liberalen. Allein seit der Badener Konferenz hatten sich aus diesen Elementen zwei andere, noch schroffere Gegensätze entwickelt, welche sich immer mehr geltend zu machen suchten und neben der politischen zugleich eine kirchliche Färbung trugen. Wir haben das bei den eben erzählten Ereignissen genugsam gesehen. Die Eine dieser Parteien nannte man die Radikalen, weil sie die alten Zustände mit einem Male vollständig zu beseitigen, die bisherigen Staatseinrichtungen radikal, d. h. von Grund aus, zu verändern und dabei besonders die Staatsgewalt von der Kirche vollständig unabhängig zu machen und die Letztere sogar vielseitig unter ihre Oberherrlichkeit zu bringen suchten. Je mehr

sich dieses Streben fühlbar machte, desto entschiedener sammelten sich auf katholischer Seite eine Menge Gegner, welche Allem aufboten, die Rechte der Kirche so weit als möglich auszudehnen und die Absichten der Radikalen zu vereiteln, oder das, was sie bereits geschaffen, wieder zu zerstören. Denn sie vertheidigten die unumschränkte kirchliche Gewalt des Staates, und nach ihrer Meinung sollte die Kirche nicht nur vom Staate gänzlich unabhängig sein, sondern auch ihre unbedingte Herrschaft gesichert werden. Diese streng katholische Partei bezeichnete man auch mit dem Namen der Ultramontanen. Es gab übrigens unter beiden Parteien Männer, welche weniger aus innerer Ueberzeugung, als um ihres Vortheils willen handelten, und man erkennt leicht, daß der gegenseitige Hader wieder einen ähnlichen Charakter trug, wie im 16. und 17. Jahrhundert. — Wir haben früher gesehen, wie Uri, Schwyz und Unterwalden aus politischen Gründen sich an die alte Bundesverfassung klammerten; sie mußten aber auch, als streng katholische Orte, in kirchlicher Hinsicht am Fünfzehnerbunde festhalten, weil er ihren Glauben und ihre religiösen Einrichtungen gewährleistete. Inwiefern nun die konservativen evangelischen Stände, welche aus politischen Rücksichten zu jenem Bunde und zu den alten Zuständen hielten, mit ihnen gleicher Meinung waren, ein desto größeres Gewicht hatte ihre Stimme auf der Tagsatzung. — Wir glaubten, diese allgemeinen Bemerkungen hier voraussenden zu müssen, weil sie für das Verständniß der nun folgenden Ereignisse wesentlich nothwendig sind.

Man wird sich erinnern; daß Luzern in den vorigen Jahrhunderten als katholischer Vorort in der Eidgenossenschaft eine wichtige Bedeutung hatte. Allein seit den dreißiger Jahren hatten sich in diesem Kantone mehr die radikalen Grundsätze geltend gemacht. Die Regierung hatte nach dem Beispiele anderer Kantone eine Menge Bestimmungen und Einrichtungen getroffen, welche dem eifrig katholischen Sinne des Volkes zu wenig Rechnung trugen. Besonders klagten Viele über die Art und Weise, wie die Rechte des Staates gegenüber denen der Kirche gehandhabt wurden, über die Maßregeln, welche man getroffen, um die Schulen den Einwirkungen der Geistlichkeit zu entziehen, und über die unkatholische Richtung, welche man hauptsächlich an der höhern Lehranstalt bemerken wollte. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand Joseph Leu von Ebersol, ein einfacher

Landmann, welcher von Jugend auf nur in jener streng katholischen Religiosität, die der Kirche eine unbedingte Macht einräumt, Glück und Heil zu finden glaubte, und welcher in dieser Ueberzeugung mit unerschrockenem Muthe, doch immer auf dem Wege des Gesetzes, die Geistlichkeit von den hemmenden Schranken zu befreien und zugleich eine möglichst ausgedehnte Volksherrschaft zu begründen strebte. Denn durch diese Volksherrschaft sollte auch die unbedingte Gewalt der Kirche gesichert werden, weil gerade das Luzerner Landvolk für die Einflüsse der Priesterschaft sehr empfänglich war. Nichts ist natürlicher, als daß die Letztere größtentheils seine Absichten unterstützte, und daß das auf die damalige Regierung längst mißtrauische Volk sich um so enger ihm anschloß, je größere Ausdehnung seiner Rechte es durch ihn zu erlangen hoffte.

Unter solchen Umständen nahte das Jahr 1841, und mit ihm die gesetzmäßige Frist zur Revision der Verfassung. Desto höher stieg die Spannung. Eine zahlreiche Volksversammlung zu Rußwyl, welche von Leu geleitet wurde, verfaßte eine Bittschrift an den Großen Rath, in welcher sie nicht nur verlangte, daß die Frage, ob eine Revision Statt zu finden habe, sofort dem Volke vorgelegt werde, sondern auch mehrere Grundsätze bezeichnete, nach welchen die Veränderungen vorgenommen werden sollten. Ungefähr die Hälfte der stimmfähigen Bürger begleiteten dies Schreiben mit ihren Unterschriften. Daher beschloß der Große Rath, weil sich eben nichts Anderes thun ließ, auf 21. Nov. 1840
den 31. Jänner 1841 eine Volksabstimmung anzuordnen über die Frage, ob eine Revision verlangt werde. Zugleich wurde bestimmt, daß, wenn sich die Mehrheit für dieselbe erkläre, ein eigener Verfassungsrath nach der Bevölkerung gewählt werden solle.

So gieng das Jahr 1840 zu Ende. Das Volk beobachtete inzwischen mit lebhaftem Interesse den Gang der Ereignisse im Aargau. Da kam plötzlich die Kunde von der Aufhebung der Klöster daselbst. Nichts war natürlicher, als daß bei der obwaltenden Stimmung dieser Gewaltschritt vom Luzernervolke für einen wirklichen Angriff auf die katholische Religion angesehen wurde, daß die Furcht vor Religionsgefahr noch fester wurzeln mußte, und daß es nothwendig schien, den alten Glauben durch eine Verfassung zu sichern, welche der Kirche und dem Volke die ausgedehntesten Rechte gewährleistete. Als daher die Abstimmung vorgenommen wurde, so stimmte nicht nur die große 31. Jan. 1841

Mehrheit der Bürger für die Vornahme einer Revision, sondern die Wahlen des Verfassungsrathes wurden auch in überwiegender Mehrzahl im Sinne der Revisionsfreunde getroffen. Die Berathung begann und war bald vollendet; beide Parteien arbeiteten nun je nach ihrer Meinung mit unbeschreiblicher Thätigkeit für Annahme oder Verwerfung des neuen Grundgesetzes. Am 1. Mai kam es zur allgemeinen Abstimmung, und die neue Verfassung wurde mit großer
1. Mai Mehrheit angenommen. Sie hob die Badener Artikel auf; kirchliche Erlasse hatten nicht mehr das Plazet oder die Genehmigung der weltlichen Regierung einzuholen; der Fortbestand der Klöster, die unabhängige Verwaltung ihrer Güter und die Aufnahme von Novizen waren gesichert; eine besondere Behörde von neun Mitgliedern, von denen die Geistlichkeit vier aus ihrer Mitte wählte, hatte das Erziehungswesen zu leiten und Alles, was auf die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat Bezug haben konnte, vorzuberathen; die Mitglieder des Großen Rathes wurden unmittelbar nach der Kopfzahl gewählt und hatten sich eidlich zu verpflichten, Religion und Rechte der katholischen Kirche getreulich zu wahren und zu schützen. Zudem konnte das Volk jährlich eine Revision durch einen Verfassungsrath fordern und Gesetze und Verträge durch das Veto verwerfen. Sogar Veränderungen im Bundesvertrage mußten ihm zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. — Alsbald schritt mau auch zur Wahl des Großen Rathes, welcher, gleich dem Regierungsrathe, ganz im Sinn und Geiste dieser Verfassung ausfiel und nun sogleich den Austritt aus dem Siebener-Bunde erklärte. So weit war es gekommen, daß man sogar die neue Verfassung dem Pabste gleichsam zur Genehmigung vorlegte. —

Durch diesen gänzlichen Umschwung im Kanton Luzern wurden die eidgenössischen Verhältnisse, wie sie seit zehn Jahren bestanden hatten, bedeutend verändert. Die streng katholischen kleinen Kantone standen nicht mehr allein, sondern fanden einen festen Haltpunkt in Luzern, das wieder, wie früher, als katholischer Vorort auftrat und als solcher auch mit allem Nachdrucke zu wirken begann. Das zeigte sich sogleich in der Angelegenheit der Klösteraufhebung im Aargau.

Die Tagsatzung hatte am 2. April 1841 nach langem und heftigem Streite mit zwölf und zwei halben Stimmen erklärt, die Aufhebung der Klöster im Aargau sei mit dem zwölften Artikel des

Bundesvertrages unvereinbar*), und der Kanton Aargau habe mit der Durchführung dieses Beschlusses inne zu halten, bis die Sache durch die oberste Bundesbehörde entschieden sei. Nun schloß sich auch der Kanton Luzern an die Waldstätten, Zug, Freiburg und Appenzell-Innerrhoden an und verlangte, Aargau solle die sämmtlichen Klöster wieder herstellen und in ihre Rechte einsetzen. Gleicher Meinung war der Große Rath von Wallis. Aus schon bekannten Gründen mußten auch Baselstadt und Neuenburg, obwohl reformirt, dieser Forderung beipflichten. Mehrere Kantone sprachen den Wunsch aus, man möchte wenigstens die schuldigen Klöster von den unschuldigen unterscheiden. Daraufhin erbot sich der Große Rath von Aargau, die Frauenklöster wieder herzustellen. Damit erklärte sich die Mehrheit der Tagsatzung zufrieden, und die Mannsklöster, darunter die zwei reichsten, Muri 31. Aug. 1843 und Wettingen, blieben aufgehoben. Zwar konnte auch bei diesen nicht bestimmt bewiesen werden, daß sie sich durch Aufwiegelung oder Mitwirkung am Aufstande betheiliget hatten; indessen schienen die gegen sie erhobenen Klagen doch nicht ganz unbegründet.

Damit betrachtete die Tagsatzung diese Angelegenheit als abgethan, nicht aber die Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg. Diese verwahrten sich gegen den gefaßten Beschluß, erklärten ihn als eine Verletzung der Bundesverfassung und behielten sich alle geeigneten Schritte zur Aufrechthaltuug des Bundesvertrages in allen seinen Bestimmungen vor. Zürich hingegen wies darauf hin, der Streitpunkt sei der Tagsatzung zur Lösung vorgelegt worden, und man habe sie somit als befugte Behörde anerkannt; folglich sei auch ihr Entscheid vollkommen rechtsgültig. So blieb es beim gefaßten Beschlusse, und die Gesandten giengen auseinander.

Jetzt traten Abgeordnete aus denjenigen Kantonen, welche die Wiederherstellnng aller Klöster verlangt hatten, zu einer berathenden Konferenz in Luzern zusammen. Man beschloß unter Anderem, die Zurücknahme des Tagsatzungsbeschlusses vom 31. August und die

*) Der betreffende Bundes-Artikel sagte: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Kantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet; ihr Vermögen ist gleich anderem Privatgute den Steuern und Abgaben unterworfen."

Wiedereinsetzung der thurgauischen Klöster in ihre Rechte zu verlangen. Baselstadt und Neuenburg wollten an einem so „gefährlichen Beginnen" nicht Theil nehmen. Der Große Rath von Luzern aber genehmigte nicht nur dies Begehren, sondern erklärte noch: „Wenn die Mehrheit der Kantone auf dem erwähnten Beschlusse und dem „Bundesbruche" beharrt, so behaltet sich Luzern die fernern Schritte vor. In diesem Falle soll eine abermalige Konferenz gehalten werden, dem Regierungsrathe aber Vollmacht zu militärischen Vorsorgen eingeräumt sein." — Zürich und Bern warnten vor diesem Beschlusse, welcher eine förmliche Auflehnung gegen die Tagsatzung enthalte; nichtsdestoweniger stimmte Freiburg, und nothgedrungen auch die Räthe der drei Länder, ihm bei. Es wurde eine zweite Konferenz gehalten und von den eidgenössischen Ständen die Herstellung aller Klöster im Aargau gefordert.
8. Aug. 1844 Als aber die Tagsatzung dieses Begehren abwies, legten die Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis eine abermalige Verwahrung ein, welche in starken Ausdrücken abgefaßt war und das ganze Verfahren als „Bundesbruch" bezeichnete. —

So wurde die Spaltung in der Eidgenossenschaft immer größer, und immer drohender mehrten sich die Vorzeichen eines nahenden Bürgerkrieges.

95. Neue Unruhen im Wallis. (1844)

Unterdessen hatten im Walliserlande neue, höchst bedauerliche Vorfälle Statt gefunden, welche keineswegs geeignet waren, in der Eidgenossenschaft eine ruhigere Stimmung zu bewirken. Zwar hatte, seitdem die Unterwalliser im Jahre 1840 gesiegt hatten, eine Zeit lang Ruhe geherrscht; allein die beiden schon früher erwähnten Vereine, die „junge" nnd die „alte Schweiz", arbeiteten einander stets entgegen und brachten das Volk wieder in Aufregung; die Aufhebung der Klöster im Aargau vermehrte auch hier die Erbitterung der Kirchlichgesinnten, und die Art und Weise, wie durch Wort und Schrift religiöse Dinge verspottet wurden, verletzte die heiligsten Gefühle des Volkes. Zudem trat schon die Verschiedenheit in Sprache, Sitten und Charakter hemmend gegen eine wirkliche Versöhnung der Ober- und und Unterwalliser auf. Denn der Oberwalliser redet deutsch und besitzt mehr die Eigenthümlichkeiten der kleinen Kantone; der Unterwalliser

aber spricht französisch und gehört auch vermöge seiner Sitten und Gebräuche mehr zu den angrenzenden französischen Nachbarn. So wurden durch die Aufregung der Führer die beiden Theile immer mehr auseinandergerissen. Schlägereien und Gewaltthätigkeiten waren nichts Seltenes, und es war nicht möglich, mit Erfolg eine gemäßigte Richtung zwischen beiden Parteien einzunehmen.

Dennoch wurde dies versucht. Denn als im Jahre 1843 die Großrathswahlen im Sinne der „alten Schweiz", oder der konservativen Partei ausgefallen waren, so wurde ein Staatsrath aus größtentheils freisinnigen Mitgliedern gewählt. Aber damit war die „junge 1843
Schweiz" nicht zufrieden; sie verlangte einen ungemischt liberalen Staatsrathe und ihre Gegner waren mit seinem Benehmen ebenfalls nicht einverstanden, weil er sich zu wenig an die Konservativen anschloß. So verlor die Regierung das Zutrauen Beider und war zu schwach, um dem drohenden Sturme vorzubeugen. Denn die Parteien erhitzten sich so, daß ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich wurde. Die Geistlichkeit, von Luzern aus unterstützt, versagte den „Jungschweizern" die Ertheilung der Sakramente und reizte sie dadurch zu noch größern Gewaltthätigkeiten. Besonders entwickelte ein Komite in Martinach großen Eifer. Aber auch im Unterwallis hatte sich eine starke Partei gegen die „Radikalen" gebildet, und es kam hier bereits zu Thätlichkeiten, während man im Oberwallis eifrig rüstete.

In solcher Lage wandte sich der Staatsrath an den Vorort Anfang Mai 1844
Luzern und verlangte von ihm Hülfe zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Dieser erließ ein Aufgebot; allein die Kantone Bern und Waadt leisteten ihm keine Folge, indem sie dem Vororte das Recht, Truppen aufzubieten, bestritten; auch Zürich gab ablehnende Antwort. Bern erklärte sogar, daß es einen Durchzug eidgenössischer Truppen über sein Gebiet gar nicht gestatten werde. Da faßte die Regierung von Wallis endlich den Entschluß, selbst zu handeln. Sie schloß sich an die Oberwalliser an und besetzte einige gefährliche Punkte mit Militär. Der Große Rath billigte diese Maßregeln, ließ in Oberwallis die Landwehr unter die Waffen rufen und ernannte Wilhelm 17. Mai 1844
von Kalbermatten zum Befehlshaber der Truppen, nachdem bereits ein Theil der Rathsglieder aus dem Unterwallis die äußerst stürmische Sitzung verlassen hatte. Das Anerbieten einer vorörtlichen Vermittlung blieb unbeachtet.

Auch das Komite von Martinach war nicht müßig und rief die Unterwalliser zu den Waffen. Ihr Hauptanführer war Moritz Barmann. Schon am folgenden Tage rückten beide Parteien gegen Sitten
18. Mai vor. Umsonst eilten angesehene Rathsmitglieder hin und her, um den Zusammenstoß zu hindern und Frieden oder wenigstens Aufschub zu erzielen. Denn auf die Nachricht, die „Jungschweizer" hätten
19. u. 20. Mai Saviése überfallen, entspannen sich bald hitzige Gefechte, in welchen die Oberwalliser nach hartnäckigem Kampfe siegten. Am grausamsten
21. Mai war das Gewürge am Trient, über welchen sich Barmann mit den Seinen einen Rückzug zu erzwingen suchte. Etwa Vierhunderten gelang es, trotz dem mörderischen Feuer der Feinde, den Fluß zu durchwaten und sich durch die Flucht zu retten, während die Uebrigen bis nach Martinach verfolgt wurden. — Ein Zuzug aus dem Waadtland war unschlüssig in St. Moritzen geblieben und zerstreute sich wieder auf die Nachricht von der Niederlage am Trient.

Als so der Sieg der konservativen Partei entschieden war, wurden von der Regierung mehrere Bestimmungen getroffen, welche das Uebergewicht der Kirchlichgesinnten befestigten. Die Priesterschaft erhielt mehrere Rechte, besonders im Erziehungswesen, und einen größern Einfluß im Großen Rathe; der protestantische Gottesdienst aber wurde gänzlich verboten.

Hieraus erklärt sich auch, warum Wallis sich den sechs Ständen anschloß, welche sich in eine besondere Konferenz zusammengethan hatten und gegen das Verfahren der Tagsatzung in der aargauischen Klöstersache auftraten.

96. Berufung der Jesuiten nach Luzern und die Freischaaren. (1844 und 1845)

Man wird sich erinnern, daß schon im Jahre 1818 die Jesuiten wieder nach Freiburg berufen wurden, und daß man daselbst die Leitung der Jugendbildung in ihre Hände legte. Auch im Wallis war das Gleiche geschehen, und seither hatten sie sich auch in Schwyz einen Sitz zu verschaffen gewußt.

Dieser Orden war aber bei der Mehrzahl des Schweizervolkes nicht eben sehr beliebt, — bei den Reformirten, weil er von Alters her ihre Konfession bekämpfte und verdammte und sie durch den katholischen Glauben überall zu verdrängen suchte, — bei vielen Katholiken,

weil er zu sehr einer unbedingten Herrschaft der Kirche das Wort führte, in seinem Erziehungswerke und seinem Wirken überhaupt unverwandt dieses Ziel verfolgte und somit an der Spitze der sogenannten „ultramontanen" Partei stand. In beiden Konfessionen aber wurde stark darüber geklagt, daß die Söhne des hl. Ignatius ihren geistlichen Beruf gerne zu politischen Zwecken mißbrauchen. Es war somit natürlich, wenn ernstliche Besorgnisse entstanden, als ihre Aufnahme in Schwyz gestattet wurde, und noch größer wurden die Bedenken und der Unwille, als es immer unzweifelhafter schien, man werde sie auch nach Luzern berufen; denn hier, als am katholischen Vororte, konnte ihr Wirken von besonders großem Einflusse werden. Daher beschloß der Große Rath des Kantons Aargau auf den Antrag des 29. Mai 1844
Seminardirektors Augustin Keller, bei der Tagsatzung die Ausweisung des Jesuitenordens aus der Schweiz anzuregen.

Schon vor dem Siege der streng kirchlichgesinnten Partei in Luzern hatte Joseph Leu im Großen Rathe den Antrag gestellt, die höhere Lehranstalt den Jesuiten zu übertragen, war aber damals abgewiesen worden. Nachdem jedoch in den kantonalen Verhältnissen ein gänzlicher Umschwung erlangt worden, war er von Neuem mit seinem Vorschlage aufgetreten, hatte aber nicht blos bei den Liberalen, sondern selbst unter seinen sonstigen Meinungsgenossen und sogar bei dem Regierungsrathe, der doch ganz im Sinne der kirchlichen Partei zusammengesetzt war, heftigen Widerspruch gefunden. Denn ein bedeutender Theil der Geistlichkeit, und besonders die Professoren der höhern Lehranstalt, sahen darin eine Mißtrauenserklärung gegen ihre katholische Gesinnung. Der Erziehungsrath und die Regierung machten darauf aufmerksam, daß die Berufung der Jesuiten ein Verrath gegen die Verfassung sei, welche die Leitung des Erziehungswesens einer besondern Staatsbehörde vorbehalte, während dieser Orden den Unterricht nach eigenen Grundsätzen betreibe, seine eigenen Oberen habe und diesen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sei, und daß somit Widersprüche und bedenkliche Folgen nicht ausbleiben würden; andere entschiedene Anhänger der neuen Ordnung warnten vor einem „Mißgriffe", welchen ihre Gegner in und außer dem Kantone zu ihrem Vortheile benützen könnten, und wodurch selbst der Bestand der bisherigen drei Jesuitenkollegien der Schweiz gefährdet würde. — Die Jesuitenfreunde dagegen betonten hauptsächlich, die Luzern'sche

Verfassung stelle die römisch-katholische Religion als Staatsreligion auf; somit könne die Aufnahme eines Ordens eben dieser Religion weder eine Verletzung der Verfassung, noch staatsgefährlich sein; zudem sei die Berufung der Jesuiten vom hl. Vater empfohlen worden.

Während dermaßen der Kanton Luzern in einem heftigen Kampfe begriffen war, hatte die Regierung vom Aargau bereits ein Kreisschreiben an die eidgenössischen Stände gerichtet und darin die Ausweisung aller Jesuiten aus der ganzen Schweiz beantragt. Die Tagsatzung aber,
Im Aug. 1844 ebendieselbe, welche die Zurücknahme des Beschlusses in Betreff der aargauischen Klöster verweigerte, wollte, mit Ausnahme von Baselland, auf diesen Vorschlag nicht eintreten, weil das eine Verletzung der Kantonalsouveränität sei, mit andern Worten, weil die Tagsatzung nicht in das Recht der Selbstherrlichkeit einzelner Kantone eingreifen könne, so lange nicht bestimmte Thatsachen den Bund gefährden oder das Einschreiten der obersten Behörde nothwendig machen. — Allein die Sache war nun einmal angeregt und fand desto größeren Anklang bei der Mehrzahl des Volkes, was sich bei öffentlichen Versammlungen, hauptsächlich aber auf dem eidgenössischen Schützenfeste in Basel zeigte. In mehreren Kantonen, wo die Regierungen den Gewaltsmaßregeln abgeneigt waren, entstanden heftige Bewegungen und wurden „entschiedenere" Männer an die Spitze des Staates verlangt.

So war die Stimmung in der Eidgenossenschaft, als die Jesuitenfreunde in Luzern, wo seither Siegwart-Müller zum Schultheißen gewählt worden war, endlich ihren Antrag durchsetzten und die Mehr-
24. Okt. heit des Großen Rathes den verhängnißvollen Beschluß faßte: „Die theologische Lehranstalt und das Priesterseminar sollen den Jesuiten übergeben werden. Bevor aber dieser Beschluß in Kraft treten konnte, mußte er noch der Genehmigung des Volkes unterworfen werden. Darauf setzten die Gegner ihre letzte Hoffnung. Allein er wurde nur von einem Drittheil der Stimmberechtigten verworfen und war somit von der Mehrheit angenommen. Da blickte Mancher voll banger Besorgniß in die Zukunft.

Jetzt vereinigten sich einige Gegner der Regierung in Luzern mit Freunden in andern benachbarten Kantonen. Sie hatten die Ansicht, daß, wo die Verfassung verletzt sei, die Selbsthülfe gelte, und da die Einführung der Jesuiten auf gesetzlichem Wege nicht mehr zu verhindern war, so sollte die herrschende Partei durch einen Aufstand und

mit Hülfe von Zuzügern aus andern Kantonen gestürzt werden. In Zeitungen wurde dazu aufgefordert und in den Kantonen Bern, Solothurn, Aargau und Baselland die Zurüstungen ziemlich offen betrieben, ohne daß die betreffenden Regierungen diesem Beginnen Einhalt thaten oder zu thun wagten. Am 8. Christmonat sollten die Gegner der Jesuiten in der Stadt Luzern die Waffen ergreifen und sich mit ihren Gesinnungsgenossen vom Lande und den Zuzügern aus den andern Kantonen vereinigen. Allein das Unternehmen mißlang gänzlich; denn einerseits hatte die Regierung, von dem Plane unterrrichtet, vorsorgende Maßregeln getroffen; anderseits wurde der Aufstand ohne Plan und Zusammenhang begonnen. Bewaffnete Schaaren vom Lande und aus dem Aargau zogen zwar bis in die Nähe der Stadt, 8. Dez.
aus welcher sie nun weitere Befehle erwarteten. Allein diese blieben aus, und am Ende erhielten sie die Kunde, die Aufständischen hätten sich auf einen Zusammenstoß mit einer Streifwache der Regierung zerstreut. Nun wandten auch sie sich zur Rückkehr. Sie kamen indessen noch bei der Emmenbrücke in ein nicht unblutiges Gefecht mit Regierungstruppen, welche in die Flucht geschlagen wurden. Wären sie nunmehr vorgerückt, so hätten sie vielleicht die Stadt im ersten Schrecken einnehmen können. Allein die Führer waren zu rathlos; man zerstreute sich, und die Aargauer kehrten in ihr Land zurück. Das Gleiche geschah von einer anrückenden Hülfsschaar aus Bern und Baselland.

Das war der erste Freischaarenzug, welchem nun von Seite der Regierung in Luzern eine solche Menge Verhaftungen folgten, daß die Gefängnisse zu eng wurden und Schulzimmer dazu benutzt werden mußten. Daher suchte, wer immer sich am Aufstande betheiliget oder ihn begünstiget hatte, in gleichgesinnte Kantone zu entfliehen. Die Zahl dieser Flüchtlinge soll nach und nach bis auf zwölfhundert gestiegen sein. Ihre Klagen vermehrten die Gährung in den Kantonen; Volksversammlungen wurden gehalten, Vereine gebildet, Flugschriften verbreitet und die Regierungen aufgefordert, für Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz mitzuwirken. Diese öffentliche Stimmung, die auch in manchen Großen Räthen herrschte, und besonders der Aufenthalt der zahlreichen Luzerner Flüchtlinge in den angrenzenden Gegenden von Bern und Aargau, welche mit ihrer Heimath in fortwährendem Verkehr standen, erregten bei der Regierung in Luzern die Besorgniß neuer Ueberfälle, weshalb sie sich zum Kriege bereit

hielt. Auch die Waldstätten und Zug rüsteten sich. Ein gemeinsamer Kriegsrath wurde versammelt und als Oberkommandant der General Ludwig von Sonnenberg berufen.

Die Umtriebe der Freischaarenpartei zeigten sich nirgends auffallender, als im Kanton Waadt. Als nämlich hier der Große Rath sich nicht entschließen wollte, für gewaltsame Ausweisung der Jesuiten mitzuwirken, brach ein Aufstand aus; die Regierung wurde
14. Febr. 1845 gestürzt, die Verfassung nach dem Volkswillen umgeändert und Heinrich Druey an die Spitze der Regierung gestellt. Damit war wieder eine Kantonsstimme gegen die Jesuiten gewonnen.

Auch im Kanton Zürich, wo seit dem Jahre 1839 eine konservative Regierung geherrscht hatte, waren in Folge der jüngsten Ereignisse wieder entschieden freisinnige Wahlen getroffen worden. So erhielt die Sache der Jesuitenausweisung immer mehr Mitwirker. Indessen
Im Febr. u. März fanden sich auf der nun folgenden Tagsatzung erst sieben und eine halbe Stimme für diesen Antrag.

Da sich Luzern über das Freischaarenwesen beklagt hatte, so wurde dasselbe durch eine geringe Mehrheit der Tagsatzung verboten. Allein die Vollziehung des hierüber gefaßten Beschlusses hieng ja eben von den Kantonen selber ab, und so blieb das Verbot ohne Erfolg.

Unterdessen dauerten die Untersuchungen über die Theilnehmer des Aufstandes in Luzern fort. Da wurden auch die Schaaren der Flüchtlinge an den Aargauer- und Bernergrenzen immer zahlreicher, immer drohender. Sie wollten „ihre gefangenen Brüder befreien und das Vaterland wieder gewinnen — oder untergehen." Mit ihnen vereinigten sich eine Menge Zuzüger aus verschiedenen Kantonen. Die Rüstungen wurden wieder ganz offen betrieben und von mehreren Regierungen so zu sagen begünstiget. Den Oberbefehl übernahm Ulrich Ochsenbein von Nidau; die Anzahl seiner verschiedenartig, aber gut bewaffneten Truppen belief sich auf ungefähr 4000 Mann.

So begann denn am 31. März 1845 der zweite Freischaarenzug. Schon am Vorabende — es war ein Sonntag — rückte eine Vorhut von 450 Luzernern von Zofingen aus und besetzte Altishofen und Dagmersellen. Um Ein Uhr in der Nacht setzte sich auch die übrige Mannschaft in zwei Heersäulen in Bewegung und vereinigte sich
31. Mrz. ungehindert bei Ettiswyl. Auffallender Weise aber zeigte sich auch beim gleichgesinnten Theile des Luzerner Volkes wenig Neigung, sich ihnen

anzuschließen. Bei Littau kam es zu einem Gefechte mit den Regierungstruppen, in welchem die Freischaaren siegten, sich den Uebergang über die Emme erzwangen und nun gegen Luzern vorwärts rückten, bis zehn Minuten vor die Stadt. Ihr linker Flügel aber wurde von den Regierungstruppen an der Emmenbrücke zum Rückzuge genöthiget und begab sich wieder nach Hellbühl.

Unterdessen war es dunkel geworden und die Schaaren von langem Marsche erschöpft. Daher wollte Ochsenbein die Nacht zur Ruhe und Stärkung benutzen, und um das vorgerückte schwere Geschütz vor einem Ueberfalle zu sichern, ließ er es umwenden und auf die Littauer Höhe zurückführen. Zu gleicher Zeit kam die Vorhut mit einer von der Emmenbrücke zurückkehrenden Abtheilung der Regierungstruppen in's Gefecht und feuerte ihre Gewehre ab. Das Alles wirkte so entmuthigend auf die ohnehin erschöpften Freischaaren, daß sie sich überfallen glaubten, jede Zuversicht verloren und rathlos anfiengen, sich in der Dunkelheit zu zerstreuen. Die Unordnung wurde so groß, daß kein Befehl mehr gehört wurde und bald Alles sich in regellose Flucht auflöste. Bei Malters entspann sich ein gräßliches Gefecht, das erst gegen fünf Uhr Morgens mit gänzlicher Niederlage der Frei- 1. April
schaaren endigte. — Die andere Abtheilung, welche sich auf Hellbühl zurückgezogen hatte und ebenfalls voll Erschöpfung und Muthlosigkeit war, konnte sich noch zeitig durch die Flucht retten. Die Vorhut aber, welche den vor der Stadt gelegenen Gütsch hatte besetzen wollen, wurde gleichfalls von der Uebermacht nach hartnäckigem Gefechte zersprengt und theilweise gefangen.

In dieser Gefahr hatten die kleinen Nachbarkantone der Regierung von Luzern thätige Hülfe geleistet. Der Vorort Zürich aber bot, wie er von den Vorfällen Kenntniß erhielt, unverweilt Truppen auf, welche nun an die Aargauer- und Bernergrenzen verlegt wurden, um weitere Thätlichkeiten zu verhüten. Denn es herrschte eine gewaltige Aufregung unter dem Volke dieser Gegenden.

Von der großen Zahl der Gefangenen, welche sich gegen 2000 belief, wurden die jüngern sogleich entlassen, die ältern aber einstweilen in der Jesuiten- und Franziskanerkirche eingeschlossen.

Schon am 5. April kam eine außerordentliche Tagsatzung zusammen, welche der Regierung von Luzern empfahl, Milde zu üben, keine Todesurtheile zu fällen und namentlich keine zu vollziehen. Noch

im gleichen Monate kauften die verschiedenen Kantone ihre Angehörigen los. Gegen die gefangenen Luzerner aber wurde strenge Untersuchung gehalten und von der Regierung scharfe Urtheile gefällt, sogar Todesstrafe über sie verhängt. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch Dr. Robert Steiger, welcher durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse als Arzt, und mehr noch durch seine Wohlthätigkeit gegen die Armen in einem ausgezeichneten Rufe stand. Sein Todesurtheil war gefällt; in seinem Gefängnisse harrte er der Vollziehung desselben entgegen. Unter dem Volke zeigte sich Mitleid und Jammer über sein unglückliches Schicksal. Da erscholl plötzlich der freudige Ruf:
20. Juni „Steiger ist gerettet!" — Den Anstrengungen seiner Freunde war es nämlich gelungen, die Wachen zu bestechen und ihm so Gelegenheit zur Flucht in den Kanton Zürich zu verschaffen. Die Kunde von diesem Ereigniß eilte weithin durch Europa, weckte überall frohes Erstaunen und wurde sogar von Dichtern gefeiert. Die herrschende Partei in Luzern aber wurde um so wachsamer.

Am 29. Brachmonat des gleichen Jahres hielten die Jesuiten ihren Einzug in Luzern und begannen sofort ihre Wirksamkeit als Lehrer und Priester. Damit war alle Hoffnung auf Nachgiebigkeit von Seite der Regierung dieses Kantons verschwunden.

97. Der Sonderbund. (1845—1847)

Hatten die Bestrebungen der Radikalen, besonders die Klösteraufhebung im Aargau und die Art und Weise, wie diese Angelegenheit durch die Tagsatzung erlediget wurde, in den streng katholischen Kantonen schon tiefe Besorgniß erregt, so mußten die immerwährenden Angriffe auf die Jesuiten und ihre Anhänger, hauptsächlich aber die gesetzlosen Freischaarenzüge und das zweideutige Benehmen mehrerer Regierungen den Unwillen steigern. Dazu trugen einzelne Tagblätter durch ihre offenen Angriffe auf alle Religion und religiöse Gegenstände Vieles bei. Beobachtete man ferner die fortgesetzten Bewegungen in andern Kantonen, so ließ sich voraussehen, daß sich in der Tagsatzung die Stimmen für Ausweisung der Jesuiten noch vermehren könnten, und man befürchtete sogar, es könnten am Ende statt der Freischaaren die Kantone selber einen geregelten Angriff wagen. All' diese Umstände führten die innern Kantone immer enger zusam-

men; das gleich denkende Freiburg schloß sich ihnen an, und die kirchlichgesinnte Partei im Wallis suchte ihren jüngst errungenen Sieg durch eine nähere Verbindung mit ihnen zu befestigen. Dazu kam ein neues Ereigniß, welches die Parteileidenschaft noch mehr erregte.

Drei Wochen waren seit dem Einzuge der Jesuiten in Luzern verstrichen: — da wurde **Joseph Leu** von Ebersol schlafend in seinem 20. Juli
eigenen Bette **erschossen**.

Diesen wüsten Mord hielten die zahlreichen Freunde Leu's für ein Werk des Parteihasses, und sie traten nur um so entschlossener auf. Mit den befreundeten Ständen wurden mehrere Konferenzen gehalten, und da Luzern bei den jüngsten Ereignissen von bundesgemäßer Hülfe verlassen geblieben war, glaubten sie sich verpflichtet, zur Abwehr neuer Gefahren selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. So vereinigten sich denn die Stände **Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg** und **Wallis** am 11. Christmonat 1845 in Luzern zu einem besondern Bündnisse, in welchem sie sich gegenseitig verpflichteten, einander ihre Rechte und Gebiete mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen, in der Stunde der Gefahr auch ohne Mahnung einander zu Hülfe zu eilen und für die Leitung des Krieges einen gemeinschaftlichen Kriegsrath mit ausgedehnten Vollmachten zu bestimmen. Das ist der eigentlich so benannte **Sonderbund**, welchen 11. Dez.
die große Mehrheit der Bevölkerung dieser Kantone nur als eine Maßregel zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Unabhängigkeit gegen neue Angriffe ansah, der aber unstreitig noch den geheimen Zweck hatte, die katholischen Orte auf's Engste mit einander zu verbinden, von der reformirten Schweiz so viel möglich zu trenn[illegible] und den Einfluß dieser Letztern zu schwächen*). Daher trachtete [illegible]an auch

*) Ueber die geheimen Absichten des Sonderbundes [illegible]er seiner Stifter scheint ein im März 1848 aufgefundener Entwurf gewichti[illegible] Aufschlüsse zu geben. Er wurde dem Schultheißen von Luzern, **Siegwart**[illegible]**üller**, zugeschrieben, ist aber von Niemanden unterzeichnet und kann da[illegible] nicht als förmlicher Beweis gelten. Da er jedoch unter andern Aktenstücke[illegible]ufgefunden wurde, so verdient er immerhin einige Beachtung. Nach ihm [illegible]te die reformirte Schweiz durch eine neue Eintheilung der Kantone mög[illegible]st geschwächt werden. Von Bern sollte das ganze Juragebiet bis an di[illegible]are und Zihl als eigener Kanton abgerissen, das Oberland zwischen Unt[illegible]alden und Wallis getheilt und Seftigen, Schwarzenburg und Laupen an [illegible]burg überlassen werden. Das zürcherische

die Katholiken anderer Kantone für sich zu gewinnen und suchte sogar im Auslande Unterstützung nach.

Die Abschließung des Sonderbundes blieb lange geheim, bis sie
9. Juni 1846 endlich dem Großen Rathe von Freiburg zur Abstimmung vorgelegt wurde. Jetzt kam die Kunde davon auch in die andern Kantone und rief überall die heftigste Bewegung hervor. Sofort verlangte der Vorort Zürich von Luzern Auskunft. Dieses Bündniß mußte der freisinnigen Partei der Schweiz nicht nur als ein ihrem Streben ganz entgegengesetzter, sondern auch als ein den Bestand der Eidgenossenschaft selbst gefährdender Verein erscheinen, und es handelte sich von jetzt an nicht mehr blos um die Ausweisung des Jesuitenordens, sondern auch um die Aufhebung des Sonderbundes.

An der nun folgenden Tagsatzung in Zürich herrschte eine
6. Juli bis 12. Sept. so gereizte Stimmung, daß sich die Gesandten wiederholt persönliche Beleidigungen erlaubten. Man beklagte sich bitter, daß von einigen Kantonen dem früheren Tagsatzungsbeschlusse in Bezug auf das Freischaarenwesen noch keine Folge war geleistet worden. Umsonst verlangten die Sonderbundskantone die Herstellung aller aargauischen Klöster; aber auch für die Ausweisung der Jesuiten und die Auflösung des Bündnisses der kleinen Kantone brachte man keine Mehrheit heraus. Denn bis jetzt wurden diese Anträge erst von zehn Ständen, nämlich von Aargau, Bern, Solothurn, Zürich, Thurgau, Schaffhausen, Graubünden, Glarus, Waadt und Tessin, und den beiden Halbkantonen Baselland und Appenzell-Außerrhoden unterstützt; zu einem Beschlusse waren aber zwölf ganze Stimmen erforderlich. So gieng die Tagsatzung wieder auseinander, ohne die Sache erlediget, wohl aber die Spaltung noch erhöht zu haben.

Eine politische Umwälzung im Kanton Bern, wo die bisherige

Gebiet vom Albis bis an die Reuß, sowie der katholische Theil des Aargau's nebst den Bezirken Zofingen und Kulm sollten an Luzern, vom Kanton Waadt die Bezirke Aigle, Chateau d'Oex und die Ormonds an Wallis, Wiflisburg bis Luzens und von Vivis bis Chatel St. Denis an Freiburg kommen. Der Kanton Glarus sollte ganz zwischen Uri und Schwyz getheilt werden. Alle Klöster sollten hergestellt, die Jesuiten überall eingeführt, den Gegnern eine Kriegssteuer auferlegt und eine Million davon zu Errichtung einer katholischen Universität in Luzern verwendet werden".

(Vögelin, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. IV. Bd. S. 299.)

liberale Regierung den sogenannten Volksführern noch zu wenig „entschieden" schien und daher durch eine andere ersetzt wurde, an deren Spitze der Oberkommandant des zweiten Freischaarenzuges, Ulrich Ochsenbein, stand, hatte den Gegnern Luzern's bereits ein größeres Gewicht verschafft. — Die Regierung von Genf war zwar den Jesuiten höchst abgeneigt; allein sie hielt den Bund nicht für berechtiget, in dieser Sache zu entscheiden, welche von der Selbstherrlichkeit der Kantone abhange. Für die Aufhebung des Sonderbundes wollte sie, zwar in geringer Mehrheit, ebenfalls nicht mitstimmen, bis die kleinen Kantone gegen fernere feindliche Angriffe oder Freischaarenzüge gehörig gesichert seien. Das mißfiel aber einem großen Theile des Volkes, an dessen Spitze Fazy stand; es erhob sich gegen die Regierung, und ein blutiger Kampf führte eine vollständige Umwälzung herbei. Im Okt. Sofort beschloß der neue Große Rath, in den eidgenössischen Angelegenheiten jenen zehn Ständen beizustimmen.

Jetzt fehlte noch die zwölfte Stimme. Mit banger Erwartung blickten daher beide Theile nach dem Kanton St. Gallen, wo im Frühjahr 1847 der Große Rath wieder neu gewählt werden mußte. Denn hier waren seit langer Zeit die beiden politischen Parteien einander gleich. Daher entstand jedesmal ein heftiger Kampf, wenn die verfassungsmäßige Frist zur Erneuerung der Wahlen herannahte. Diesmal aber waren sie nicht blos für den Kanton wichtig, sie waren entscheidend für die ganze Eidgenossenschaft. — Die Liberalen siegten, 2. Mai 1847 und die erforderliche zwölfte Stimme war gewonnen.

Im Heumonat trat sodann die Tagsatzung in Bern zusammen. 5. Juli bis 9. Sept. Sie beschloß nach stürmischen Verhandlungen mit zwölf und zwei halben Stimmen: „Der Sonderbund ist mit dem eidgenössischen Bunde unverträglich und daher aufgehoben; die Jesuiten haben die Schweiz zu verlassen. Zugleich wurden die sieben Kantone für die Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich erklärt, und die Tagsatzung behielt sich die weitern Maßregeln vor.

98. Der Bürgerkrieg. (1847)

Nunmehr standen den sieben Kantonen nur zwei Wege offen, entweder Sonderbund und Jesuiten aufzugeben oder einen ungleichen

Kampf mit ihren Gegnern einzugehen. Sie wählten das Letztere. In ihrer gefahrvollen Lage ordneten sie öffentliche Gebete an. Das Volk, größtentheils in der Meinung, es handle sich nicht nur um die Jesuiten, sondern um die Erhaltung des katholischen Glaubens, zeigte sich entschlossen, seinen Führern zu folgen und für die Religion Alles zu wagen. Schon vor und während der Tagsatzung hatte man sich eifrig gerüstet; ein Kriegsrath wurde ernannt, die Truppenmacht geordnet, Befehlshaber bestimmt, Befestigungen unternommen, der Landsturm eingerichtet und alle Vorsorgen zu einem ernsten Kriege getroffen. Diese Rüstungen wurden selbst vom Auslande her unterstützt. Frankreich lieferte Waffen; Oestreich gab ein Geldanleihen und eine beträchtliche Anzahl Flinten; auch Sardinien zeigte sich zur Hülfe bereit. In England dagegen war man entschieden gegen den Sonderbund und die Einführung der Jesuiten. Ueberhaupt aber fehlte es den ausländischen Mächten an Einstimmigkeit, um dem Bürgerkrieg in der Schweiz zuvorzukommen; auch schien noch kein genügender Grund zur fremden Einmischung vorhanden, so lange nicht der Bund von 1815 öffentlich angegriffen würde.

Als nun die Tagsatzung sich vertagt hatte und die wichtige Sache an die Landsgemeinden und Großen Räthe kam, so wurde in den Sonderbundskantonen, doch hie und da nicht ohne heftigen Widerspruch, beschlossen, am Sonderbunde fest zu halten, und die Vorbereitungen zu einem kräftigen Widerstande fortgesetzt. In den zwölf Ständen aber, welche für Aufhebung dieses Bündnisses gestimmt hatten, entschied man sich, dem Tagsatzungsbeschlusse nöthigenfalls durch Waffengewalt Geltung zu verschaffen. Sofort wurden auch von dieser Seite die Rüstungen eifrig betrieben.

Im Weinmonat kam dann die Tagsatzung wieder zusammen. Bevor sie aber Gewalt beschloß, wollte sie noch einen Versuch machen, die Sache friedlich auszugleichen, und beschloß daher, in jeden der sieben Stände je zwei eidgenössische Kommissäre zu senden und eine Proklamation, d. h. ein Schreiben an das Volk zu erlassen, in welchem demselben die Unverträglichkeit des Sonderbundes mit dem eidgenössischen Bunde erklärt und feierlich versichert wurde, „daß die von den Vätern ererbten Rechte und Freiheiten, die künftige Stellung der Stände im eidgenössischen Bunde, der Glaube der Väter als ein Heiligthum unangetastet bleiben sollte; daß man keine Bedrückung von Bundes-

genossen, keine Vernichtung der Kantonalsouveränität, keinen gewaltsamen Umsturz bestehender Bundeseinrichtungen, keine Einheitsregierung, keine Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten, keine Gefährdung ihrer Religion beabsichtige, daß man vielmehr allen Kantonen gegen ungerechte Angriffe in guten Treuen denjenigen Schutz gewähren würde, den sie von eidgenössischen Mitständen anzusprechen berechtigt wären". Allein nur im Kanton Zug wurde gestattet, diese versöhnliche Proklamation unter dem Volke zu verbreiten; in den übrigen sechs Ständen wurde sie strenge verboten und die Gesandten mit ihren Anträgen entschieden abgewiesen. So kamen sie denn unverrichteter Sache wieder nach Bern zurück. Da die Tagsatzung diesen Ausgang beinahe voraussehen konnte, hatte sie bereits das Aufgebot der Truppen beschlossen und Wilhelm Dufour von Genf zum Oberbefehlshaber ernannt.

Nichtsdestoweniger wurde von Baselstadt nochmals ein Versuch gemacht, den Frieden wieder herzustellen. Eine besondere Konferenz sollte die Mittel dazu berathen. Allein die Vereinigung scheiterte an der Klöster- und Jesuitenfrage. Da verlangten die Gesandten der sieben Stände eine Sitzung der obersten Bundesbehörde. Sie stellten 29. Okt.
als erste Friedensbedingung Niederlegung der Waffen beider Theile. Nach einer bitteren Verhandlung wurde mit der gewöhnlichen Mehrheit von zwölf und zwei halben Stimmen beschlossen, von den frühern Bestimmungen nicht mehr zurückzugehen. Da verließen die Gesandten der Sonderbundskantone die Tagsatzung und kehrten in ihre Heimath zurück.

Nunmehr war der Bürgerkrieg entschieden. Nach dem Grundsatze einer Republik, daß sich die Minderheit der Mehrheit zu unterwerfen habe, wurden die sieben Orte als Aufrührer betrachtet; die Tagsatzung beschloß, gegen dieselben die Gewalt der Waffen anzuwenden und be- 4. Nov.
auftragte den eidgenössischen Oberbefehlshaber, Wilhelm Dufour, mit der Vollziehung dieses Beschlusses. Das Alles wurde in einer Proklamation dem gesammten Schweizervolke mitgetheilt. Außer den bereits aufgebotenen 50,000 Mann Bundesauszug wurde nun eine ebenso große Anzahl Reserve unter die Waffen gerufen.

Allein auch die Sonderbundskantone waren gerüstet. Der Kriegsrath hatte den Obersten Ulrich von Salis-Soglio aus Graubünden zum Oberbefehlshaber über die gesammten Truppen ernannt,

welche sich beinahe auf 30,000 Mann beliefen. Diese sollten noch durch einen Landsturm von 50,000 Mann unterstützt werden.

Sogleich, aber mit größter Vorsicht und Berechnung, traf Dufour seine Anordnungen, verlegte eine Abtheilung seiner Truppen an die von den Gegnern bedrohten Grenzen und umgab die sieben Kantone mit einer furchtbaren Waffenkette. Erst wollte er Freiburg nehmen, dann sollte gegen Luzern und Zug vorgeschritten werden.

Als man in Luzern diesen Plan merkte, so beschloß der Kriegsrath daselbst, durch einen Einfall in's Freiamt den Angriff von Freiburg abzulenken. Allein, obwohl zuerst vom dichten Nebel begünstiget, mußten sich die Sonderbundstruppen nach harten Gefechten bei Ricken-
12. Nov. bach an der Reuß, Geltwyl und Menzikon wieder zurückziehen.

Inzwischen hatte Dufour den Kreis um Freiburg immer enger gezogen und stand mit mehr als 25,000 Mann und 60 Feldstücken bereits in der Nähe der Hauptstadt. Da sandte er einen Abgeordneten an die Regierung und ließ zur Uebergabe auffordern. Sie verlangte einen Waffenstillstand bis zum folgenden Tage, welcher gewährt wurde. Da aber dieser nicht schnell genug allen eidgenössischen Truppen angezeigt werden konnte, so entspann sich noch am gleichen Abend
13. Nov. bei der freiburgischen Schanze von Bertigni ein hitziges Gefecht, in welchem es nicht gelang, die Schanze zu erstürmen. Sieben Todte und mehr als fünfzig Verwundete lagen darnieder. Während der Nacht rüstete man sich nun von beiden Seiten auf den bevorstehenden Hauptkampf. — Am Morgen aber erklärte der Staatsrath, nachdem er sich mit seinen höhern Offizieren berathen hatte, der Uebermacht
14 Nov. nicht gewachsen zu sein. Der Sonderbund wurde aufgegeben und den Eidgenossen die Thore geöffnet. — Da entstand unter den Freiburgertruppen und dem Landsturme eine fürchterliche Wuth; „Verrath!" hieß es von allen Seiten; viele Soldaten zerschlugen ihre Waffen, zerrissen die Banner; Offiziere zerbrachen ihre Degen; nur mit Mühe gelang es, den Sturm zu beschwichtigen, und voll Unmuth kehrten die Massen in ihre Dörfer und Wohnungen zurück. Die Jesuiten retteten sich durch die Flucht. Die Regierung aber wurde gewaltsam durch eine Versammlung gestürzt, welche im Theater zusammengekommen war und sich als Volksversammlung erklärte, obschon kein Landmann dabei war, und deren gewaltthätige Beschlüsse keineswegs geeignet waren, eine friedlichere Stimmung herbeizuführen.

Die Kerker wurden geöffnet und die politischen Gefangenen in Freiheit gesetzt. Das verlassene Jesuitengebäude wurde von den eingezogenen Truppen hart mitgenommen; auch an andern Orten ward geplündert und zertrümmert; mißbeliebige Personen wurden mißhandelt, selbst erschossen, bis dann ernste Befehle des Oberkommandanten diesem Treiben Einhalt thaten. Dufour ließ die Schuldigen strenge bestrafen; denn während des ganzen Krieges war er immer bemüht, Gewaltthaten und Rachehandlungen so viel möglich zu verhindern.

Kaum hatte Freiburg kapitulirt, so beorderte Dufour die Hauptmacht seiner Truppen gegen die innern Kantone und ließ diese von allen Seiten immer stärker umzingeln. Zug, das seiner offenen Lage wegen dem Feinde am meisten ausgesetzt war, und das schon früher nachgiebigere Gesinnungen gezeigt hatte, erklärte im Angesichte der 21.Nov. drohenden Gefahr seine Uebergabe. Um so näher rückten Dufour's Heere gegen Luzern und Schwyz. In der Gegend des Rotherberges standen, auf verschiedene Punkte ungeschickt vertheilt, etwa 3500 Mann unter Salis-Soglio. Gegen diese ließ Dufour von Zug her und aus dem Freiamt zusammen wenigstens 10,000 Krieger anrücken. Bei Honau, Gislikon und Meierskappel kam es zu 23.Nov. blutigen Gefechten, in welchen die Sonderbundstruppen nach hartem Widerstande unterlagen. Zu gleicher Zeit drang eine andere Abtheilung unter Ochsenbein durch das Entlibuch vor, was aber nur langsam geschehen konnte, da sie stets auf harten Widerstand traf. Als dermaßen die Gefahr für die Stadt Luzern immer größer wurde, als die Kanonen immer näher donnerten, als Verwundete und Todte in Menge nach der Stadt gebracht wurden und Verwirrung und Besorgniß besonders während der Nacht sich erhöhten: da eilten schon um zwei Uhr des folgenden Morgens Regierung, Jesuiten, mehrere Geistliche und Klosterfrauen auf dem Dampfschiffe nach Flüelen. Sofort sandte nun der größtentheils liberale Stadtrath an Dufour die geforderte Uebergabe, und die Sieger zogen in gedrängten Massen 24.Nov. in die Stadt. Bei den Sonderbundstruppen aber zeigte sich nunmehr eine ähnliche Wuth, wie in Freiburg. — Auch in Luzern war es anfänglich nicht möglich, allerlei Gewaltthätigkeiten, welche gewöhnlich einen Bürgerkrieg begleiten, zu verhüten. Aber bald gelang es dem kräftigen Einschreiten der Befehlshaber, wieder strenge Mannszucht herzustellen.

Ein Umstand hatte bei diesem Kampfe für das Sonderbundsheer sehr nachtheilig gewirkt. Drei Tage nach der Uebergabe von Freiburg war nämlich ein Theil desselben, 1700 Mann mit vier Geschützen, über den Gotthard gedrungen und hatte die Tessiner
17. Nov. siegreich zurückgedrängt. Von den Graubündnern bedroht und von der gehofften Hülfe der Walliser verlassen, hatten sie sich dann am Platifer aufgestellt und erhielten den Befehl, eiligst nach Luzern zu kommen, erst, als es zu spät war.

Schon am Tage nach der Einnahme Luzern's erklärte auch Unter-
25. Nov. walden die Uebergabe, und als die Eidgenossen bereits in die March und bis Einsiedeln vorgedrungen waren, geschah das Gleiche
26. Nov. auch von Schwyz und Uri. Die Regierung von Luzern hatte sich von Uri über die Berge nach Piemont geflüchtet, und da diejenige
29. Nov. des Landes Wallis ihr nachfolgte, so wurde auch hier die Uebergabe erklärt.

Nun folgte in allen Kantonen des Sonderbundes eine gänzliche Umgestaltung in Verfassung und Behörden. Die Tagsatzung aber
2. Dez. stellte an die sieben Stände die Forderung, fünf Millionen Franken Kriegskosten zu bezahlen, wovon Eine Million sogleich entrichtet, für das Uebrige aber Sicherheit gegeben werden müße. Erst später wurde dieser harte Spruch etwas gemildert. — Eine Vermittlung der fremden Mächte, welche vom 30. Wintermonat datirt war, wies die Tagsatzung als unbefugt zurück. Wie wir schon früher bemerkten, besaßen die auswärtigen Höfe zu wenig Einstimmigkeit, um gegen den Krieg in der Eidgenossenschaft einzugreifen; auch hatten mehrere Fürsten in ihren eigenen Gebieten Aufstände zu besorgen. Als sie sich endlich doch zu einem Vermittlungsantrag vereinigen konnten, kam die fremde Einmischung glücklicherweise — zu spät.

In der Folge wurde von der neuen Regierung in Luzern gegen die Mitglieder der alten Regierung und andere Beförderer des Sonderbundes mit herber Strenge verfahren, der Rechtsgang gegen sie eingeleitet, Klöster und Stiftungen aufgehoben und ihre Güter vom Staate eingezogen. Mit gleicher Strenge wurde in Freiburg und Wallis gehandelt. Denn man war, da die Tagsatzung von den besiegten Kantonen die Gesammtsumme der Kriegskosten forderte, und die Staatskassen ohnehin schon zerrüttet waren, in nicht geringer Geldverlegenheit. Dabei gab man freilich vor, daß die Klöster den

Zweck ihrer Stifter längst nicht mehr erfüllen und daß mehrere derselben sich an den jüngsten politischen Umtrieben betheiligt hätten. Es blieb aber immerhin ein Gewaltschritt, der nicht wenig dazu beitrug, den alten Parteihaß auch auf die Gegenwart überzutragen. — Weil sich Neuenburg und Appenzell-Innerrhoden geweigert hatten, gegen den Sonderbund mit zu Felde zu ziehen, so wurden sie von der Tagsatzung mit Geldsummen gebüßt.

99. Der neue Bund. (1848)

Hatte man schon zur Zeit des Umschwunges, den viele Kantone in den Dreißigerjahren erlitten, die Einführung einer neuen Bundesverfassung versucht, so war dies durch die seitherigen Ereignisse zur Nothwendigkeit geworden. Denn abgesehen davon, daß der Bund von 1815 mit der Neugestaltung mehrerer Kantone nicht im Einklange stand, hatte er dermaßen alle Kraft verloren, daß es unmöglich war, durch ihn die in Parteien zerrissene Eidgenossenschaft in gehöriger Ordnung zusammenzuhalten. Das hatten die drei Sonderbünde, nämlich der Siebner-, Sarner- und eigentliche Sonderbund, das hatten die Klösteraufhebung im Aargau, die Freischaarenzüge und die Besiegung des Sonderbundes im Namen des eidgenössischen genugsam bewiesen. Rechnet man noch dazu die immerwährenden Revolutionsgelüste, die zahlreichen politischen Vereine und die vielen Tagblätter, welche dem alten Bunde immerfort entgegenarbeiteten, so lag es auf der Hand, daß nur eine den neuen Verhältnissen angemessene, innere Vereinigung das aufgeregte Vaterland beruhigen und der Schweiz jene Selbstständigkeit verleihen konnte, durch welche allein sie auch gegen Außen mit der erforderlichen Kraft aufzutreten im Stande ist. Daher hatte die Tagsatzung in ihrer Mehrheit schon vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges einen Ausschuß von vierzehn Mitgliedern gewählt, damit er über diesen Gegenstand ein Gutachten ausarbeite. Wohl hatte man den sieben Kantonen die Zusicherung gegeben, daß ihre bisherige Stellung zum Bunde, sowie ihre selbstherrlichen kantonalen Rechte nicht sollten angetastet werden; allein, da jene Ansprache war zurückgewiesen worden, so glaubte man sich auch nicht weiter zur Beachtung derselben verpflichtet.

Als nun im Januar 1848 die Tagsatzung wieder zusammentrat, und an derselben auch aus den sieben besiegten Kantonen allmälig

wieder Abgeordnete, aber Männer mit andern Ansichten, erschienen, so wurde die Revision des Bundes, welche durch den Bürgerkrieg war verschoben worden, wieder ernstlich in Berathung gezogen. Wie aber die Kunde von solchem Beginnen in der Eidgenossenschaft an die auswärtigen Höfe gelangte, da meinten diese, der Schweiz sei es nicht erlaubt, in ihrem Innern nur so mir nichts dir nichts zu machen, was sie wolle, obschon sie gerade von ihnen als ein völlig selbstständiger und unabhängiger Staat anerkannt worden war. Einzig England war entgegengesetzter Ansicht. Die übrigen vier Großmächte
1848 erhoben also Einsprache gegen das Vorangehen der Eidgenossenschaft und sandten der Tagsatzung gleichlautende Noten zu, des Inhalts: „Wir sind die Gewährleister des Bundes von 1815; also darf ohne unsere Bewilligung und ohne die einhellige Genehmigung aller Kantone keine Veränderung des Schweizerbundes vorgenommen werden.“ Da erwiederte die Tagsatzung, das sei eine Sprache, wie sie Oberherren führen; die Schweiz aber sei frei und keines Menschen Unterthan; somit habe sie, wie jeder andere Staat, das Recht, ihre Verfassung nach Gutfinden zu bestimmen. Und muthig und fest wurde die Berathung fortgesetzt.

Allein die vier Mächte waren einig gegen die Schweiz und schienen nicht übel Lust zu haben, ihr gegenüber das Recht des Stärkern geltend zu machen. Da brach in Europa der längst befürchtete Sturm los, welcher Fürsten stürzte und Throne erschütterte. Eine neue Re-
21. Febr. volution in Paris trieb den Franzosenkönig Ludwig Philipp in die Verbannung und erhob Frankreich zu einer Republik. An der Spitze derselben stand Ludwig Napoleon, um sich dann später, nach dem Beispiele seines Onkels, zum Kaiser ausrufen zu lassen. Auch in Oestreich, Preußen und Italien begann es zu toben, und überall in Nah und Fern gab es Aufstände und drohende Unruhen. Von einer fremden Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten konnte keine Rede mehr sein.

Die schnelle Umwälzung in Paris wirkte mächtig auf die Republikaner im Kanton Neuenburg und ermuthigte sie, sich gänzlich von Preußen loszureißen. Sie erhoben sich plötzlich, nöthigten die
1. März bestehende Regierung, abzutreten, erklärten den Kanton Neuenburg als eine von Preußen unabhängige Republik und gaben ihm eine neue, durchaus republikanische Verfassung. Der preußische Gesandte

protestirte dagegen, aber vergeblich. Es konnte seiner Einsprache kein Nachdruck verschafft werden, da Unruhen in Berlin selbst den König ernstlich bedrohten. Von der Tagsatzung wurde dann die neue Verfassung des Kantons gewährleistet, dabei aber trotz der günstigen Umstände unterlassen, die Anerkennung der errungenen Freiheit für Neuenburg auch von preußischer Seite zu bewirken. So dauerte nicht nur die Spannung im Kanton fort — denn die Zahl der Königlichgesinnten war keineswegs gering, — sondern es mußten früher oder später Verwicklungen mit Preußen entstehen, welche dann auch nicht ausblieben, glücklicherweise jedoch eine friedliche Lösung der Streitfrage zur Folge hatten.

Während den oben erwähnten stürmischen Bewegungen suchte Sardinien um ein Bündniß mit der Schweiz nach; es wurde aber von der Tagsatzung abgelehnt und der Beschluß gefaßt, während der Kämpfe in Deutschland und Italien Neutralität zu beobachten. Allein das altherkömmliche Reislaufen, das selbst von einigen Regierungen begünstiget wurde, besonders aber Verbindungen mit italienischen und deutschen Flüchtlingen, welche nicht nur öffentliche Aufrufe zur Bewaffnung erließen, sondern sogar auf schweizerischem Gebiete Truppen anwarben und von da aus Einfälle in Piemont und das Großherzogthum Baden unternahmen, waren offenbar eine Verletzung derselben und zogen der Schweiz eine Menge „Noten" zu, in welchen sich Oestreich und die deutsche Reichsregierung bitter beklagten. Tessin mußte sogar mit Truppen besetzt werden, um dem dortigen Treiben Einhalt zu thun.

Unterdessen war die Berathung einer neuen Bundesverfassung rasch vorwärtsgeschritten. Ein aus dem Volke gewählter Nationalrath sollte den Volkswillen, und ein von den Regierungen zusammengesetzter Ständerath die Ansichten der Kantonalbehörden vertreten. Beide zusammen, die Bundesversammlung, hatten dann als oberste gesetzgebende Gewalt einen Bundesrath aus sieben Mitgliedern zu bestimmen, welchem die Sorge für Handhabung der Gesetze nach Innen und Außen oblag. Außerdem sollte für Ausübung der Rechtspflege ein Bundesgericht aufgestellt werden. Die Tagsatzung erkannte wohl, daß weder eine vollständige Einheitsverfassung, wie sie die Helvetik war, noch eine blose Staatenverbindung, wie seit 1815, den nunmehrigen Verhältnissen entsprechen könne. Daher sollte bei

möglichster Einheit zugleich die auf geschichtliche Entwicklung begründete Selbstständigkeit der Kantone aufrecht gehalten werden. — Um aber die nöthige Einheit in das eidgenössische Staatsleben zu bringen, wurden verschiedene Bestimmungen getroffen, nach denen sich die Verfassungen der Kantone zu richten haben; namentlich aber wurden alle Unterthanenverhältnisse, alle Vorrechte der Geburt und des Ortes aufgehoben, freie Niederlassung und freier Verkehr für jeden Schweizer im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet und das Zoll-, Post- und Münzwesen dem Bunde vorbehalten. — Nachdem die Berathung zu Ende war, wurde der Entwurf dem Schweizervolke zur Annahme oder Verwerfnng vorgelegt. Er wnrde
Im Aug. von der Mehrheit der Stimmenden angenommen; der größte Theil des Volkes stimmte gar nicht mit, die Einen aus wirklicher Abneigung, die Andern wegen Ermüdung und Gleichgültigkeit.

Da, am 12. Herbstmonat 1848, gab dann die Tagsatzung die feierliche Erklärung: „Die neue Bundesverfassung ist als Grundgesetz der schweizerischen Eidgenossenschaft angenommen." Rasch durcheilte diese Nachricht alle Gauen des Schweizerlandes und der Donner der Kanonen verkündete sie bis hinauf in die höchsten Spitzen der Alpen.

100. Schluß.

Mit der Einführung der neuen Bundesverfassung beginnt in der Schweiz ein neues Leben, eine neue Geschichte. Was jene drei Männer einst auf einsamer Wiese am Vierwaldstättersee begründet, das hatte sich im Laufe der Jahrhunderte immer weiter entwickelt und war endlich zu einem fest vereinigten Bundesstaat herangewachsen. Welch' gewaltige Veränderungen waren nicht in einem Zeitraume von fünfzig Jahren vor sich gegangen! — Denn am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts fanden wir noch jene Oligarchen- und Patrizierherrschaft mit all' ihren Vorrechten und Unterthanenverhältnissen, jene lockere Verbindung der eidgenössischen und zugewandten Orte, jene schmähliche Kriecherei vor Frankreich, jenen hemmenden Oertligeist und all' jene zerrütteten Zustände, welche unmöglich fortbestehen konnten, sollte die Schweiz ihre verlorne Kraft wieder erhalten. Da weckt die französische Revolution auch die Unzufriedenen in der Schweiz, und

die Strenge der Regierungen gegen die Beschwerdenführer, die Uneinigkeit und der selbstsüchtige Geist vieler Stände macht es den Franzosen leicht, unser Vaterland zu überfallen, das morsche Gebäude der alten Eidgenossenschaft schonungslos einzureißen und über seinen Trümmern die helvetische Republik zu errichten. Alle Weigerung des Beitrittes ist umsonst; der Schwyzer Heldenmuth sieht sich gezwungen, durch ehrenvollen Frieden seine letzten Kräfte zu retten, und Nidwalden muß seine Widerspenstigkeit mit der gräuelvollsten Rache büßen. Um das Elend, welches der empörende Druck der Franzosen hervorgerufen, voll zu machen, muß die Schweiz noch zum Kampfplatz fremder Heere werden. Und als diese endlich unser Vaterland verlassen und das Volk sich erhebt, um die verhaßte Helvetik zu stürzen, da wirft sich Napoleon zum Vermittler der Eidgenossenschaft auf und gibt ihr die Vermittlungsurkunde, durch welche die frühern Unterthanenverhältnisse aufgehoben bleiben und die Zahl der eidgenössischen Orte durch die Aufnahme von Graubünden, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Waadt und Tessin auf neunzehn gebracht wird. Aber diese Verfassung, obwohl für die Schweiz wohlthätig, will doch nicht gefallen, weil sie der Befehl eines Fremden ist, dessen Herrschsucht man zu sehr befürchten muß. Daher wird der Sturz Napoleon's benutzt, sie abzuwerfen, worauf dann unter wesentlichem Einflusse der fremden Mächte der Fünfzehnerbund zu Stande kömmt, der mit den bisherigen Ständen noch die Kantone Wallis, Neuenburg und Genf verbindet. Da jedoch durch diesen Bund veraltet geglaubte Zustände und Vorrechte wieder in's Leben traten, so erheben sich bald die Freisinnigen und bewirken in vielen Kantonen freiere Verfassungen, zu deren Schutze sich sieben Kantone zu dem sogenannten Siebnerbunde vereinigen. Die Revision der Bundesverfassung aber mißlingt an dem beharrlichen Widerstande der konservativen Kantone, welche sich ihrerseits in dem Sarnerbunde enger aneinanderschließen. Noch gelingt es aber, die letztere Verbindung wieder aufzulösen, nachdem bereits der Kanton Basel in zwei Halbkantone zerfallen und eine ähnliche Trennung in Schwyz nur mit Mühe verhindert werden konnte. Durch die Badenerkonferenz wird sodann der alte Kampf zwischen Kirche und Staat wieder wachgerufen und der politisch-religiöse Streit durch die Klösteraufhebung im Aargau und die Berufung der Jesuiten nach Luzern

immer heftiger erregt. Die gesetzlosen Freischaarenzüge, um die Jesuitenpartei zu stürzen, veranlassen sieben katholische Kantone, sich durch einen Sonderbund gegenseitig zu schützen, welcher dann, nach mehreren politischen Stürmen in andern Kantonen, von der Mehrheit der Tagsatzung bekämpft und mit Waffengewalt aufgelöst wird. Und die günstige Gelegenheit benutzend, wird sofort die längst angestrebte Revision des Bundes vorgenommen, und die durch so viele Kämpfe errungenen freieren Verhältnisse der Kantone werden durch die Annahme der neuen Bundesverfassung gesichert. Da folgt endlich auf die vielbewegte Zeit allmälig wieder Ruhe und glücklicher Friede. —

Dieser Friede wurde aber noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, gestört. Denn in der Nacht vom 2. auf den 3. Herbstmonat 1856 erhoben sich, wie es scheint, nicht ohne fremde Einwirkung, die Royalisten oder Königlichgesinnten in Neuenburg, überfielen bewaffnet und mehrere hundert Mann stark das Schloß daselbst, nahmen die darin befindlichen Regierungsmitglieder gefangen und verkündeten die Wiederherstellung der Herrschaft des Königs von Preußen. Das Gleiche geschah auch in Locle. Allein nirgends fanden die Aufständischen jene Unterstützung, auf die sie wohl gerechnet haben mochten; die Republikaner aber, obwohl einer Eisenbahnfrage wegen unter sich tief entzweit, standen sofort vereinigt auf, um den Freistaat zu retten. Fast überall griffen sie zu den Waffen, ordneten sich freiwillig zusammen, wie sich's eben traf, vertrieben die Royalisten aus Locle und erstürmten in der Frühe des 4. Herbstmonats selbst das Neuenburger Schloß. Allein damit war die Sache noch nicht erledigt; denn sofort erhob sich auch der preußische Hof, verlangte, wie früher, seine Herrschaftsrechte zurück und forderte vom Bundesrathe vor Allem die unbedingte Freilassung der Gefangenen. Frankreich unterstützte dies Begehren, indem der französische Gesandte dem Bundespräsidenten erklärte, daß im Weigerungsfalle eine ansehnliche preußische Truppenmacht die Schweiz angreifen würde. Die Bundesregierung aber wollte nur dann die Gefangenen freigeben, wenn die Unabhängigkeitserklärung Neuenburg's zum Voraus zugesichert werde. Die Spannung wurde der Art, daß ein Krieg mit Preußen unvermeidlich schien. Das Volk selbst hatte den bisherigen Verhandlungen ruhig und ohne hervortretende Theilnahme zugesehen; als aber Frankreich der Schweiz

gegenüber eine gebieterische Sprache zu führen begann, als namentlich in einem französischen Blatte, im „Moniteur", eine drohende Note erschien, da fühlten sich alle Herzen zu Stadt und Land auf's Tiefste verletzt, und in edlem nationalem Selbstgefühle verlangten die Schweizer in Nah und Fern, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft selbst mit den Waffen zu vertheidigen. Als daher Truppen aufgeboten wurden, so erhob sich Jung und Alt, das theure Vaterland zu schützen; die Parteien schwanden bei der gemeinsamen Gefahr, und nach langen, langen Jahren zeigte sich die Schweiz endlich wieder als eine fest vereinigte Nation, bereit, für die Freiheit das Aeußerste zu wagen. Diese unerwartete Haltung stimmte die europäischen Mächte anders; sie konnten dem Ausbruche eines Krieges, dessen Folgen nicht zu berechnen waren, nicht gleichgültig zusehen, und so kam denn durch ihre Vermittlung eine Uebereinkunft zu Stande, in welcher der König von Preußen seinen Hoheitsrechten über Neuenburg förmlich entsagte.

So war das 19. Jahrhundert bis jetzt eine Zeit des Ringens nach größerer Freiheit und des Kampfes zwischen Kirche und Staat, aber auch ein Jahrhundert der Erweiterung des Bundes und der politischen Umgestaltung. Was es noch in seinem dunkeln Schooße birgt, — das ist nur Dem bekannt, der die Geschicke der Völker in seiner Hand trägt. —

Und hiemit, liebes Schweizervolk, ist unsere Erzählung zu Ende. An dir liegt es nun, den Frieden zu bewahren und das Glück der Freiheit, das du genießest, auch für deine Kinder und Enkel zu erhalten. Blicke hin auf die Geschichte deiner Väter! Sie zeigt dir den Weg, den du zu gehen hast. Ahme nach ihre Tugenden, suche ihre Fehler zu vermeiden! Ferne sei von dir aller Parteihaß, der so oft das Glück unseres Vaterlandes untergrub! Eidgenossen, verbannet den alten Groll reichet einander die Hände als treue, biedere Freunde, damit ihr seid „ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth euch trennend und Gefahr!" Trotzet nicht den Mächten, die euch umgeben; aber duldet auch nicht, daß sie eure Rechte schmälern oder gar mit Füßen treten! Bauet nicht auf trügerische Fürstengunst, auch nicht zu sehr auf eure Kraft; blicket auf vielmehr zum Gotte eurer Väter, der in Sturm

und Drang sie nie verließ, — und wenn sie kommen, die Großen der Erde, euch eure Freiheit zu rauben, so verzaget nicht, erhebt euch muthvoll selbst zum Kampfe; ziehet aus, vereinigt aus, das Vaterland zu retten und

Vertraut auf Ihn, der hier auf Erden,
Aus Nacht und Dunkel schaffet Licht!
Dann kann die Schweiz zum Felsen werden,
An dem der Uebermuth sich bricht;
Dann wird, was einst der Ahnen Blut
In Heldenschlachten uns errang,
Von Enkeln noch als höchstes Gut
Bewahrt vor schnödem Fürstenzwang;
Dann wird, so lang die Alpen steh'n,
Die freie Schweiz nicht untergeh'n!

Anhang.

Uebersicht der Geschichte einzelner Kantone

bis zu

ihrem Eintritte in den ewigen Bund.

Nachdem wir die Geschichte der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft erzählt und vernommen haben, wie nach und nach zweiundzwanzig Kantone den ewigen Bund beschworen, wie sich dieser Bund im Laufe der Zeit umgestaltete, immer fester sich erhob und tausend Stürmen von Innen und Außen trotzte, wird es wohl jedem Leser erwünscht sein, auch einigermaßen zu erfahren, welches die Schicksale und Zustände der einzelnen Kantone waren, ehe sie zur Eidgenossenschaft gehörten. Wir wollen versuchen, das in Kürze nachzutragen.

Was die Kantone Aargau, Thurgau, Waadt und Tessin anbetrifft, so kann ihre Geschichte hier füglich übergangen werden, da ihre Zustände als Unterthanenlande bereits genugsam erwähnt worden sind. Das Gleiche gilt natürlich auch von Uri, Schwyz und Unterwalden. Ebenso wäre vom Lande Glarus nicht viel Anderes zu bemerken, als was schon bei der Erzählung seiner Aufnahme in den Bund gesagt wurde.

Von den übrigen Kantonen bieten einige ebenfalls wenig Wichtiges und erlauben daher eine gedrängte Kürze; dagegen fordern andere, wie Graubünden und Genf, eine nähere Beleuchtung. Wir wollen sie der Reihenfolge nach betrachten, in welcher sie dem ewigen Bunde beitraten.

Luzern.

Eine alte Sage berichtet, daß am Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstättersee zur Zeit der römischen Herrschaft ein Thurm gestanden sei, auf welchem sich als Zeichen für die Schiffer eine Leuchte (lucerna) befand. Daher mag der Name des Ortes stammen. Uebrigens war Luzern zur Zeit der Völkerwanderung noch wenig bekannt. Erst als im Jahre 695 Wikard, ein Verwandter des fränkischen Königs Chlodwig III., daselbst den St. Leodegar-Münster stiftete, begann seine Geschichte. Diesem Gotteshause verlieh Chlodwig den Ort Luzern. Ungefähr 70 Jahre nachher wurde das Stift dem Benediktinerkloster Murbach im Elsaß einverleibt. Dadurch kam Luzern 765
selbst unter die Murbach'schen Aebte, wurde aber von diesen milde regiert und erhielt manche Vergünstigung. Wie sich das städtische Gemeinwesen hob, strebte man in Luzern immer mehr nach Unabhängigkeit und erlangte bald

einen eigenen Rath von achtzehn Mitgliedern, welcher halbjährlich wechselte. Das Kloster Murbach ließ sich zur Wahrung seiner Rechte in demselben durch einen Ammann vertreten.

So genossen die Luzerner nicht unbedeutender Freiheiten und lebten mit ihren Nachbarn in den Waldstätten auf friedlichem Fuße, als Kaiser Rudolf von Habsburg mit dem Gedanken umgieng, ihre Stadt sammt Umgebung seinem Hause, dem Herzogthum Oestreich, einzuverleiben. Wirklich gelang es ihm kurz vor seinem Tode, den Abt Berchthold von Falkenstein dahin zu
16. Apr. 1291 bringen, daß er ihm Luzern zu Gunsten Albrecht's käuflich abtrat. Das verdroß die Bürger der Stadt; denn sie sahen dadurch ihr Streben nach Unabhängigkeit auf einmal gehemmt. Um sich ihre Rechte, welche Albrecht und seine Nachfolger ihnen zu verkürzen trachteten, zu wahren, schlossen sie erst unter sich ein Bündniß, bis sie im Jahre 1332 in einem ewigen Bunde mit den Waldstätten Schutz suchten und auch fanden.

Zürich.

Schon zur Zeit des Kaisers Augustus hatten die Römer am Ausflusse der Limmat aus dem Zürichsee ein militärisches Standquartier, was aus einer aufgefundenen Inschrift hervorgeht. Auf dieser Inschrift findet sich der Name Turc; daher kommt wohl die Benennung Turicum, bei den Einwohnern Zurich und später Zürich. Indessen war diese Station, obschon Verbindungsort mit Rhätien, damals noch unbedeutend. Wichtiger scheint Vitodurum (Oberwinterthur) gewesen zu sein. Denn durch diesen Ort führte eine römische Heerstraße von Vindonissa (Windisch) über Baden und Neftenbach nach Rhätien. Noch bedeutungsloser war Zürich unter den Alemannen und Franken, bis es sich unter Karl dem Großen wieder erhob, welcher diesem Orte eine besondere Aufmerksamkeit schenkte und daselbst die berühmte karolinische Schule gründete.

Wahrscheinlich hatte dieser Kaiser in Zürich eine Pfalz, das heißt ein kaiserliches Schloß, wo er sich bisweilen aufhielt, um durch seine Gegenwart die öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit, wie in andern Provinzen, gleichmäßig zu handhaben. Von ihm wurde der schon früher gebaute Münster vielfach beschenkt und durch das Chorherrenstift bereichert. Das Letztere besaß bedeutende Besitzungen und Gerichtsbarkeiten in der Nähe Zürich's. Noch größere Rechte und beinahe königliche Gewalt erhielt die Frauenabtei oder der Frauenmünster, welche von Ludwig dem Deutschen, König der Ostfranken,

einem Enkel Karl's des Großen, gestiftet wurde, und welche daher auch in 1853
der Folge eine höhere Macht über die Stadt ausübte.

Wann jedoch daselbst mit der Anlegung einer Stadt begonnen wurde, ist nicht genau anzugeben. Wahrscheinlich geschah dies unter Heinrich
dem Finkler, oder doch zu jener Zeit, wo man sich gegen die Einfälle der Um 900
Madscharen sichern mußte. Sie erhielt eine noch sehr beschränkte Ausdehnung am rechten Limmatufer; am linken stand ein Brückenkopf mit zwei Thürmen. Aber rasch blühte die junge Stadt empor und erlangte unter der milden Herrschaft der Zähringer bald eine wichtige Bedeutung. Und als dies
edle Fürstengeschecht erlosch, erhob sie Kaiser Friedrich II. zur freien 1218
Reichsstadt, jedoch so, daß die Aebtissin an der Herrschaft Theil hatte. Dafür hielt Zürich auch treu zu dem Hohenstaufischen Kaiserhause, als eine Menge geistlicher Fürsten dieses zu stürzen suchten, und die Stadt trotzte selbst viele Jahre dem Banne des Pabstes.

Um diese Zeit hatte Zürich schon bedeutende Handelsverbindungen mit Italien, welche durch die Eröffnung der Gotthardsstraße erleichtert wurden. Die Handwerke schwangen sich in so erfreulicher Weise empor, daß die Zünfte bald einen Antheil an den öffentlichen Geschäften beanspruchten. Künste und Wissenschaften wurden gepflegt. Zürich hatte seine Minnesänger, seine lateinischen Dichter und Gelehrten. — Auch Winterthur, ein Zweig des Hauses Kyburg, erhob sich rasch und zeichnete sich in der Folge besonders durch seine Anhänglichkeit an Oestreich aus, während Zürich stets zum Reiche hielt. Beide Städte wetteiferten, sich im damaligen Thurgau Macht und Ansehen zu erwerben.

Um das Jahr 1250 fand in Zürich ein Aufruhr statt, über welchen wir jedoch keine nähern Aufschlüsse haben. Wahrscheinlich wurde durch ihn den Kaufleuten der Zutritt in den Rath erlangt, dieser aber in seiner Amtsdauer beschränkt und genöthiget, für wichtige Fälle einen Bürgerausschuß von 100 Mitgliedern zusammenzurufen. Das war die Grundlage zum spätern Großen Rathe.

Zum Schutze seines kaufmännischen Waarenverkehrs verband sich Zürich mit mehr als sechzig Städten. Als aber nichts destoweniger in jener Zeit des Faustrechtes der Handel gänzlich stockte, sah sich die Stadt nach einem mächtigen Schutzfreund um. Einen solchen glaubte sie in ihrem Nachbarn, dem Freiherrn von Regensberg, zu finden. Allein dieser erwiederte den Gesandten spöttisch: „Euer Zürich ist von meinen Burgen umgeben, wie ein Fischlein vom Netze. Euer Schirmherr mag ich nicht sein; wollt

Ihr Euch aber mir unterwerfen, so will ich Euch gnädig regieren." — Da wandten sich die Züricher an den Grafen Rudolf von Habsburg, welcher ihre Bitte mit Freuden gewährte. Das empörte den Regensberger dermaßen, daß er gegen die Stadt auszog und anfing, ihre Gebiete zu verheeren. Aber Rudolf stand den Zürichern treulich zur Seite. Er eroberte mittelst
1268 trefflicher Listen erst die Burg Baldern auf dem Albis, dann auch die Uetliburg, brannte beide nieder, nahm dem Regensberger eine Besitzung um die andere, bis dieser sich gezwungen sah, demüthig um Frieden zu bitten.

Allein schon mit Rudolf's Tode sank dies gute Einvernehmen Zürich's mit dem Hause Habsburg. Denn sein Sohn Albrecht von Oestreich hatte sich durch seine Herrschsucht eine solche Abneigung zugezogen, daß die nach Freiheit strebenden Züricher in der streitigen Kaiserwahl lieber zu Adolf von Nassau hielten. Dagegen erklärte sich Winterthur für Albrecht, woraus sich zwischen den beiden Nachbarstädten ein hitziger Krieg entspann. Die
13 Apr. 1292 Züricher belagerten Winterthur, erlitten aber bei St. Georgen eine vollständige Niederlage. Als später Albrecht alleiniger Kaiser geworden war, zog er selbst gegen Zürich zu Felde, um diese Stadt für ihre Anhänglichkeit an dem Nassauer zu strafen. Er lagerte sich auf dem vor der Stadt ge-
1298 legenen Zürichberg. Allein die Bürger, obschon sie auf eine solche Belagerung nicht vorbereitet waren, zeigten sich keineswegs furchtsam. Sie schlossen ihre Thore nicht, sandten Abgeordnete in das Lager des Kaisers und ließen ihm sagen, daß sie ihn als ihr Reichsoberhaupt anerkennen, wenn er ihnen ihre Rechte und Freiheiten bestätige. Um ihn aber über ihre Vertheidigungsmacht zu täuschen, besetzten sie die Mauern und Thürme, während ihre Frauen und Töchter Harnische anzogen, sich bewaffnet auf der breiten Brücke in Ordnung stellten und in langen Reihen unter kriegerischer Musik nach dem Lindenhof marschirten. Als Albrecht von der Höhe herab das viele heitere Kriegsvolk sah, zog er im Frieden wieder ab; denn zu einer langen Belagerung war er nicht gerüstet.

Jetzt zeigte sich Zürich wieder freundlicher gegen Oestreich. Nach dem Tode Albrecht's verschloß die Stadt seinen Mördern ihre Thore. Dafür blieb sie auch von der Blutrache verschont und erhielt einige Gebietserweiterungen. Zufolge einer Uebereinkunft mit den Herzogen Friedrich und Leopold zog sie auch mit dem Letztern gegen die Waldstätten nach Morgarten. Aber bald lief sie Gefahr, selber Unterthanin Oestreich's zu werden. Denn als Kaiser Friedrich von Oestreich starb und der Gegenkaiser Ludwig der Baier seine bisherigen Gegner für ihre bedeutenden Verluste einigermaßen entschädigen

wollte, verpfändete er dem Hause Oestreich unter andern auch die Stadt 1331
Zürich. Da trat die Bürgerschaft entschlossen zusammen und schwur, eher das Leben zu opfern, als ihre Freiheit zu verlieren; Frauen und Kinder aber flehten in den Kirchen Tag und Nacht zum Himmel, daß er sie vor der drohenden Knechtschaft errette. In ihrer Noth wandte sich die Stadt an die drei Länder in den Waldstätten. Diesen konnte es nicht gleichgültig sein, wenn die mächtige Nachbarstadt ein östreichischer Ort wurde, und sie unterstützten die Züricher in ihrer Bitte um Aufhebung der Pfandschaft. Der Kaiser gab den vereinigten Vorstellungen nach und verpfändete den Oestreichern eine andere Stadt.

Inzwischen hatte sich der Stand der Handwerker sehr vermehrt und verlangte immer entschiedener nach Theilnahme an der Regierung. Es erhoben sich Klagen über heimliche Verwendung der Staatsgelder und erhöhten noch die Unzufriedenheit. Da kam, nachdem lange umsonst eine Zunftverfassung
angestrebt worden war, der Ritter Rudolf Brun, warf sich an die Spitze 1336
der Handwerker, theilte sie in Zünfte ein, stellte eine neue Verfassung auf, reizte durch seine weitgreifenden Veränderungen und seine Gewaltthaten den zurückgesetzten Adel gegen sich und die Stadt, bis er im Jahre 1351 genöthiget war, sich durch einen ewigen Bund mit den Eidgenossen gegen Oestreich zu schützen.

Zug.

Die erste Geschichte Zug's ist ziemlich dunkel. Das Städtchen bildete einen grundherrlichen Hof des mächtigen Hauses Lenzburg und gieng, wie dieses ausstarb, an das Haus Kyburg über. Im Jahre 1272 kam Zug unter das Haus Habsburg, welches sich auch die grundherrlichen Rechte im Hofe Egeri und in den Gemeinden Baar und Am Berg erwarb. In diese Zeit fällt die Mordnacht auf der Löbern.

Der umliegende Adel, welcher durch Rudolf von Habsburg viele Niederlagen erlitt, war nämlich gegen diesen Grafen, und weil ihm Zug sehr ergeben war, auch gegen diese Stadt aufgebracht. Daher standen mehrere Ritter und Herren zusammen und verschworen sich, in einer Nacht die Stadt unversehens zu überfallen und zu zerstören. Der Ueberfall sollte von zwei Seiten geschehen; zum Scheine vom See her, hauptsächlich aber auf der Löbern. Zug ahnte Nichts von der Gefahr, die ihm drohte; da entdeckte glücklicher Weise noch am Abende vor der verabredeten Nacht ein Schiffer den Mordplan und warnte eiligst die Stadt. Sogleich traf diese ihre Maß-

regeln, schlug Pfeiler in den See, um das Landen unmöglich zu machen, und erwartete kampfesmuthig den Feind. Früh Morgens um zwei Uhr kam
9. Sept. 1275 er sorglos daher gezogen. Da sah er sich plötzlich von den zugerischen Pfeilen, Hellebarden und Schlachtäxten auf's Unangenehmste bewillkommt. Es entspann sich ein ernster und blutiger Kampf, in welchem die Zuger nach der äußersten Anstrengung siegten und zweihundert fünfzig Feinde tödteten. Viele wurden in den See gesprengt; die Uebrigen flohen.

In der Folge wurde Zug ein wichtiger Waffenplatz Oestreich's und zeigte sich auch diesem Hause sehr ergeben. Nur das äußere Amt, d. h. die drei Landgemeinden waren der östreichischen Herrschaft bald überdrüssig, weshalb sie sich auch im Jahre 1352 den Eidgenossen ohne Widerstand ergaben, während die Stadt selbst erst durch die Geringschätzung ihres Herzogs sich bewogen fühlte, den ewigen Bund mit den Waldstätten zu unterzeichnen. —

Bern.

Als im zwölften Jahrhundert der burgundische Adel überall die gesetzliche Ordnung und den Frieden des Landes durch Raub und Ueberfall bedrohte, ließ der Herzog Berchtold V. von Zähringen in der Nähe seines Jagdschlosses Nideck auf einer von der Aare gebildeten Halbinsel eine feste Stadt
1191 bauen, um die Ruhestörer besser im Zaume halten zu können. Diese Stadt erhielt den Namen Bern. Um sie zu bevölkern, schenkte er denjenigen, welche sich darin niederließen, große Vorrechte. Wer sich in der Stadt ein eigenes Haus erwarb, gleichviel ob Handwerker oder Ritter, war Bürger der Stadt und gehörte mit zu der Gemeinde, welche jährlich zusammentrat und einen Schultheißen und zwölf Räthe wählte. Als Berchtold V. ohne Nach-
1218 kommen starb, wurde Bern von Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben. Der von den Bürgern gewählte Schultheiß war zugleich Reichsvogt und erhielt gemeinsam mit dem Rathe das Recht des Blutbannes. Auf solche Weise begünstiget, entwickelte sich in Bern bald neben einem kräftigen und kriegerischen Geiste ein schönes freistädtisches Leben.

In jener unruhigen Zeit, als Zürich den Schutz des Grafen Rudolf von Habsburg anrief, zogen die Berner denjenigen des Grafen von Savoyen vor. Als Rudolf Kaiser wurde, nahmen sie an seiner Krönung keinen Antheil. Sie unterstützten ihn auch nicht in seinem Kriege gegen Böhmen, und
1283 nur mit Widerwillen kämpften sie später unter seinen Fahnen gegen Murten und Peterlingen. Das Alles stimmte den Kaiser nicht sehr freundlich gegen

die freie Stadt, die er gar gerne unter der Herrschaft seines Hauses Oestreich gewußt hätte. Ein bedauerlicher Vorfall gab ihm Veranlassung, gegen sie zu Felde zu ziehen. Es verschwand nämlich in der Stadt auf einmal ein Christenknäblein, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden war. Bald fiel Verdacht auf die Juden, und wirklich fand man das vermißte Kind auf schreckliche Weise getödtet in dem Keller eines jüdischen Reichen. Hierauf beschlossen Rath und Gemeinde nicht allein furchtbare Strafe der Schuldigen, sondern auch gänzliche Verbannung aller Juden aus ihrer Stadt. Nun aber standen die Glieder dieser Nation im ganzen deutschen Reiche unter dem Schutze des Kaisers. Erzürnt zog Rudolf mit einem Heere von 30,000 Mann vor die Stadt und belagerte sie zwei Male nach einander, jedoch ohne Er- 1288
folg. Weder Stürme noch Listen vermochten Etwas gegen die „goldenen Bürger", welche die hölzernen Mauern vertheidigten. Als der Kaiser weggezogen war, setzte sein Sohn, der Herzog Rudolf, die Feindseligkeiten fort. Es gelang ihm, die Berner in einen Hinterhalt zu locken und ihnen an der Schooshalde, vor den Thoren der Stadt, eine blutige Niederlage beizu- 1289
bringen. Nur die außerordentliche Tapferkeit der Bürger rettete Bern vor gänzlichem Untergange. Eine ganze Familie, die Neunhaupte, opferte hier heldenmüthig ihr Leben für die Unabhängigkeit. Aus Achtung vor so beispiellosem Muthe gewährte der Kaiser der Stadt den Frieden und bestätigte ihre Stellung als freie Reichsstadt.

Nachdem die Berner auf solche Weise ihre Unabhängigkeit sich erhalten hatten, nahmen sie einige Aenderungen in der Verfassung vor. Die ganze Stadt war nämlich in vier Viertel eingetheilt. Nun wurde festgesetzt, daß jedes Viertel jährlich hauptsächlich aus dem Stande der Kaufleute und Handwerker vier Männer zu wählen habe, welche dann in Verbindung mit dem Zwölfer Rathe einen Großen Rath von 200 Mitgliedern ernannten. Denn bisher war nur in wichtigen Fällen ein Bürgerausschuß von 50 Mitgliedern zur Mitberathung gezogen worden.

Nach Kaiser Rudolf's Tode drohte der Stadt neue Gefahr. Als nämlich Adolf von Nassau zum deutschen Kaiser gewählt wurde, erhob sich der ganze umliegende Adel für Albrecht von Oestreich. Bern dagegen hielt zum Nassauer. Da zogen jene mit großer Macht gegen die Stadt zu Felde und lagerten sich ganz nahe auf der Anhöhe des Donnerbühls. Sie wurden Im Mrz. 1298
aber von den tapfern Bernern, welche zwar wenig Hülfe, aber desto mehr Muth besaßen, mit furchtbarem Lärm in Schrecken gejagt, angegriffen und vollständig geschlagen. Vierhundert und sechszig Feinde bezahlten diesen Kriegs-

zug mit dem Leben; dreihundert und sechszig wurden gefangen genommen. Achtzehn eroberte Banner schmückten als ruhmvolle Erinnerung dieses Tages die Vinzenzenkirche. Diesen Sieg verdankten die Berner hauptsächlich der Kriegserfahrenheit ihres Hauptmanns, Ulrich von Erlach.

Jetzt war Bern's Macht gefürchtet und vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Mehrere Burgen wurden zerstört, Adelige gezwungen, sich mit Bern zu verbinden und Bürger der Stadt zu werden, und jeder günstige Anlaß benutzt, durch Bündnisse, Kauf und Eroberungen die Herrschaft zu erweitern. Viele geistliche und weltliche Herren begaben sich sogar freiwillig unter den Schutz der mächtigen Stadt. Aber auch eine Menge Adeliger wurden um so erbitterter gegen die junge Republik. Sie sannen von Neuem auf ihren Untergang, doch ohne etwas Entscheidendes zu wagen, bis die eigenthümliche Stellung Bern's zum deutschen Kaiser und zu Oestreich ihren bösen Plänen zu Hülfe kam.

Das war nämlich so. Als im Jahre 1313 die deutschen Fürsten zwei Kaiser auf einmal wählten, so hielten es die Berner mit Kaiser Friedrich von Oestreich und wollten vom andern, nämlich von Ludwig dem Baier, um so weniger etwas wissen, als er vom Pabste selbst abgesetzt und bei seiner Weigerung sogar mit dem Kirchenbanne belegt wurde. Sie waren also erklärte Gegner des Kaisers Ludwig und seiner Partei, während sie von Kaiser Friedrich stets begünstiget wurden. Als aber im Jahre 1330 der Letztere starb, so trat sein Bruder, Herzog Otto von Oestreich, unbegreiflicher Weise ebenfalls auf Seite Ludwig's, und die ganze östreichische Partei that natürlich dasselbe. Bern jedoch wollte selbstständiger handeln und verweigerte neun Jahre lang dem Baier beharrlich seine Anerkennung. Dadurch kam die Stadt auch in ein feindliches Verhältniß zu Oestreich, und zwar so, daß bald die Herzoge dieses Hauses an der Spitze ihrer Gegner standen.

So von allen Seiten begünstigt, traten die burgundischen Adeligen auf
1339 einem Landtage zu Nidau zusammen und schwuren nichts Geringeres, als die stolze Stadt von Grund und Boden zu zerstören und daselbst keinen Menschen am Leben zu lassen. Sofort wurde mächtig zum Kriege gerüstet. Aus dem Aargau, aus Savoyen und Hochburgund, aus dem Uechtland und dem Elsaß zog die wohlbewaffnete Mannschaft heran, mehr als 15,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde. Einer aber von den Dienstmannen des Grafen von Nidau, der edle Ritter Rudolf von Erlach, welcher zugleich Bürger der Stadt Bern war, kam zu seinem Herrn und bat ihn um die Erlaubniß, der Vaterstadt helfen zu dürfen. Mit stolzer Gleichgültigkeit erwiederte ihm

der Graf: „Von den siebenhundert gekrönten Helmen und den zwölfhundert geharnischten Rittern, welche mir ergeben sind, kann ich Einen Mann wohl verlieren.“ Da sprach Erlach: „Herr Graf, Ihr nennt mich einen Mann; als solcher will ich mich zeigen.“ Und eiligst ritt er von dannen, seinen geliebten Mitbürgern zu Hülfe.

Mittlerweile hatten sich auch die Berner, fest entschlossen, sich eher unter dem Schutte ihrer Mauern begraben zu lassen, als sich zu ergeben, auf eine ernste Vertheidigung vorgesehen. Sie hatten unlängst die Herrschaft über das feste Städtchen Laupen erworben und eilten nun, dasselbe mit den Waffen zu vertheidigen; denn die Feinde suchten es ihnen wieder zu entreißen und belagerten es. Den Oberbefehl über die Besatzung dieses wichtigen Postens ertheilten die Berner dem Sohne ihres Schultheißen, dem tapfern Johann von Bubenberg, welcher sogleich hineilte und mit kalter Todesverachtung die Stürme und Angriffe der Feinde zurückschlug. Sein Vater, der Schultheiß selbst, sollte die Bewachung der Stadt Bern leiten. Nun fehlte aber noch die Hauptsache, ein tüchtiger Oberfeldherr für das bernerische Hauptheer. Während sich der Große Rath über die wichtige Wahl dieses Mannes besprach und keinen geeigneten Krieger zu finden wußte, ritt gerade Rudolf von Erlach auf seinem Schlachtrosse in die Stadt. Sofort wurde er, im Andenken seines Vaters, des Siegers am Donnerbühl, einstimmig zum Feldherrn ausgerufen und ihm das Banner der Stadt übergeben. Denn er war ein tapferer Feldherr, welcher bereits sechs Schlachten beigewohnt hatte, in denen jedesmal die gute Ordnung über den weit zahlreichern Feind den Sieg davon trug. Deshalb nahm er auch das schwierige Amt nur unter der Bedingung an, daß Mann für Mann seinen Befehlen folgen und nicht Alle, statt zu gehorchen, befehlen wollen. Am 21. Brachmonat 1339 zog Erlach an der Spitze des Bernerheeres, mit welchem sich noch einige Hülfsmannschaft vereinigte, nach Laupen und hielt daselbst auf einer Anhöhe, dem Feinde 21. Juni gegenüber. Unter den Hülfstruppen befanden sich auch 900 Mann aus den Waldstätten, welche, obwohl sie sonst auf Seite Ludwig's standen, im Gefühle ihrer eigenen erkämpften Freiheit die bedrohte und um Hülfe bittende Stadt nicht im Stiche lassen wollten. Diese Tapfern erbaten sich den Ehrenkampf mit der Reiterei; Erlach selbst mit den Bernern wollte gegen das Fußvolk kämpfen. Zum Schutze seiner Person und des Banners, das er führte, wählte er sich eine auserlesene Schaar besonders aus den Zünften der Gerber und Metzger, indem er ihnen zurief: „Wo sind jetzt die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern mit Blumen und Federbüschen geschmückt die

ersten waren, bei Tänzen und Gelagen den Feinden Hohn zu sprechen? Die sollen jetzt hervor zu mir treten an den Tanz und retten die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier Erlach!" — Da erscholl es wie aus Einem Munde: „Herr, wir stehen zu Euch!" —

Die Schlacht begann. Erst thaten die Schleuderer Jeder drei Würfe und zogen sich wieder zurück. Sodann prasseln eiserne Kriegswagen mit Sicheln und Sensen an den Rädern den Hügel hinunter mitten in die Reihen der Feinde und richten große Verwirrung unter ihnen an. Aber schon fliehen voll Schrecken die hintersten Reihen der Berner, indem sie die Wendung der Schleuderer für ein Zeichen zum Rückzuge nehmen. In diesem entscheidenden Augenblicke ruft Erlach: „Jetzt werden wir siegen; die Spreu ist vom Korne gestoben!" — Da stürmten sie muthvoll hinunter, die Banner, die Hellebarden, die Morgensterne; da warfen sie sich mit furchtbarem Ungestüm auf die erschrockenen Feinde; da jagten sie nach kurzem Widerstand das zahlreiche Fußvolk in die Flucht. Dann eilen die Berner Denen aus den Waldstätten zu Hülfe, welche mit der Reiterei einen härteren Kampf zu bestehen hatten. Aber der Stolz des Adels muß auch hier der Eintracht freier Männer erliegen; ringsum fallen die Ritter unter den Hieben ihrer Gegner; Banner um Banner sinkt unter; Verzweiflung ergreift die erst noch so Hochmüthigen; sie wenden sich zur Flucht, und B e r n ist g e r e t t e t. — Fünfzehnhundert Feinde hatten das Leben verloren; unter ihnen lag auch der Graf von Nidau. Mit einundzwanzig eroberten Bannern kehrte Erlach's Heer am folgenden Tage nach Bern zurück, wo die Sieger unter lautem Jubel des Volkes empfangen wurden. Sofort legte der edle Feldherr die ihm anvertraute unumschränkte Gewalt wieder ab, indem er für sich Nichts verlangte, als das ehrenvolle Bewußtsein, seine Vaterstadt gerettet zu haben.

Noch war aber der Krieg nicht zu Ende. Gar manchem adeligen Herrn wurde jetzt sein Schloß erstürmt und niedergebrannt; gar mancher Ritter mußte es schwer büßen, gegen Bern gestanden zu sein. Johann von B ü r g i s t e i n hatte sich, auf die falsche Nachricht, die Berner seien geschlagen worden, öffentlich über ihre vermeintliche Niederlage gefreut und gesagt:

„Das war ein guter Schmied fürwahr,
Durch den das Ding geschmiedet war!"

Sofort zogen die Berner gegen ihn zu Felde und zerstörten seine Burg; er selbst wurde bald darauf erschossen. Voll Schrecken über das Waffenglück der Berner sagte man sich allgemein: „Unser Herr Gott ist Bürger gewor-

den zu Bern; wer darf ferner gegen diese Stadt kämpfen?" — Endlich kam der Friede wieder zu Stande. Auf's Neue verbanden sich wieder 9. Aug. 1340
Städte und Herren mit der mächtigen Republik. So schloß die Stadt Biel im Jahre 1352 ein ewiges Bündniß mit ihr.

Im gleichen Jahre unterstützte Bern den Herzog Albrecht von Oestreich in seiner Fehde gegen Zürich. Allein bald erkannte die Bürgerschaft, daß es vortheilhafter für sie sei, die Freundschaft der Eidgenossen zu suchen, und eingedenk der treuen Hülfe der Waldstätten bei Laupen schloß die Stadt mit ihnen im Jahre 1353 einen ewigen Bund.

Noch müssen wir des traurigen Todes erwähnen, durch welchen die Stadt Bern ihres gefeierten Erretters beraubt wurde. Rudolf von Erlach hatte sich nämlich auf sein Landgut Reichenbach an der Aare zurückgezogen und lebte daselbst still und einfach zwanzig Jahre lang. Da eines Tages — Knechte und Mägde waren gerade auf dem Felde beschäftiget — kommt sein Tochtermann, Jost Rudenz, ein leichtsinniger Ritter, der in Schulden gerathen war, hadert mit Rudolf über die Ehesteuer, reißt im Zorne des Helden eigenes Schlachtschwert von der Wand und ermordet den ehr- 1360
würdigen Greisen. Dann flieht er, von des Ritters treuen Hunden verfolgt, in die Wälder. Voll Schrecken und Empörung vernahm die Bürgerschaft diese gräuelvolle That; dem elenden Mörder wurde allgemein nachgesetzt; aber er ward nicht wieder gesehen.

Freiburg.

Zwanzig Jahre vor Erbauung der Stadt Bern wurde vom Herzoge Berchtold IV. von Zähringen an den steilen Ufern der Saane die Stadt 1177
Freiburg gegründet. Auch sie erhielt große Vorrechte. Allein sie war nicht, wie Bern, auf freiem, kaiserlichem Boden erbaut und konnte sich, als Eigenthum eines Herrn, nicht in so freier Weise entfalten. Als die Herzoge von Zähringen ausstarben, kamen Freiburg und das ganze Uecht- 1218
land an die Grafen von Kyburg. In den unruhigen Zeiten des Faustrechtes wurde Rudolf von Habsburg der Beschützer dieser Stadt, 1263
und bald sah sich das Haus Kyburg gezwungen, seine Rechte über dieselbe an das Haus Habsburg abzutreten. So war Freiburg, nach hundert Jahren seines Bestandes, eine östreichische Stadt geworden und 1277
blieb es beinahe zwei Jahrhunderte lang. Als solche kämpfte sie an der Spitze des burgundischen Adels bei Laupen gegen die Berner, wurde

aber von den Siegern dafür hart gebüßt. Denn die erbitterten Berner drangen mit Feuer und Schwert bis vor ihre Thore, und ohne den Heldenmuth zweier Bürger, welche durch das Abwerfen einer Brücke das Vordringen der Feinde unmöglich machten, wäre sie von ihnen erobert worden. Auch im Sempacherkriege wurden die Freiburger hart mitgenommen und von Bern und Biel mit unversöhnlicher Hitze verfolgt. Bei Bümplitz
19. Sept. 1386 erlitten sie eine solche Niederlage, daß man in der dortigen Gegend, wenn Einer seinem Verderben zueilt, noch jetzt sagt: „Er geht nach Bümplitz." Zwar kam wieder ein Friede und später sogar ein Bündniß mit Bern zu Stande; allein Freiburg war seinem Herrscherhause Oestreich zu sehr ergeben, als daß ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß mit der mächtigen Nachbarstadt hätte Statt finden können, besonders als der alte Zürichkrieg ausbrach. Und als Kaiser Friedrich von Oestreich von Zürich aus persönlich nach
1442 Freiburg kam und der Bürgerschaft, welche ihn sammt seinem Gefolge auf's Köstlichste bewirthete, ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, da hielt die Stadt noch fester zu ihm.

So weigerte sich Freiburg, mit den Bernern gegen die Armagnaken zu ziehen. Um sich dafür zu rächen, zog Bern gegen die Stadt zu Felde. Dazu kam aber noch etwas Anderes. Wilhelm von Wiflisburg, ein savoyscher Dienstmann und zugleich Schultheiß von Freiburg, wurde wegen Er-
1447 pressungen gerichtlich verfolgt. Dadurch zog sich die Stadt auch die Feindschaft Savoyen's zu. Und Wilhelm, das Herz voll Rachbegierde, hörte nicht auf, den Herzog noch mehr gegen die Stadt aufzureizen. So wurden die Freiburger von zwei Feinden bekriegt, ohne daß sie von ihrer Herrschaft, dem Hause Oestreich, große Hülfe erwarten konnten. Denn sie waren gänzlich von derselben abgeschnitten. Die größte Niederlage erlitten sie an der
1448 Galtern, als sie eben von einem Streifzuge heimkehren wollten. Da fielen 400 Mann durch das Schwert der Berner. Bald nachher sahen sich die Freiburger gezwungen, einen für sie nachtheiligen Frieden zu unterzeichnen. Das rief unter der Bürgerschaft eine tiefe Gährung hervor. Man sah endlich ein, daß man von Oestreich wenig Hülfe zu erwarten habe, und es regte sich deshalb bei Vielen der Wunsch, von diesem Hause frei zu werden und sich unter den Schutz einer andern Macht zu begeben. Allein auch in der Wahl der Letztern war man nicht einig. Die Einen suchten eine Verbindung mit Bern zu erzielen; Andere hingegen neigten sich mehr zu Savoyen. Um sich den gefährdeten Besitz dieser Stadt zu retten, kam Herzog
1449 Albrecht von Oestreich selbst nach Freiburg und suchte durch Strenge

und Härte die Ordnung wieder herzustellen. Nachdem er mehrere Verbannungen und Bestrafungen vorgenommen, setzte er den Marschall Thüring von Hallwyl als Statthalter ein, welcher ebenso gewaltthätig verfuhr. Dadurch machten sich die Oestreicher so verhaßt, daß sie bald an der Behauptung der Stadt verzweifelten. Sie wollten aber dieselbe nicht so wohlfeil hergeben und nahmen Zuflucht zu einem Betruge. Thüring gab nämlich der Bürgerschaft vor, der Herzog werde nächstens wieder nach Freiburg kommen, um Alles auszusöhnen. Um ihn aber recht günstig zu stimmen, müsse man ihn festlich und mit Glanz empfangen. Auf diese Weise brachte er es so weit, daß ihm die reichsten Bürger all' ihr Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten für den Empfang des Herzogs übergaben. Mit diesem Schatze machte er sich auf und davon und hinterließ dafür der Stadt eine Urkunde, in welcher sich Oestreich aller Rechte auf Freiburg begab, als 1451
Preis dieser Freisprechung aber das Silbergeschirr behielt. Nun wäre die Stadt wohl schweizerisch geworden, hätte nicht Bern nach der Herrschaft über dieselbe gestrebt. Als noch dazu der Herzog von Savoyen der Bürgerschaft alles Gute versprach, ergab sich Freiburg an diese Nachbarmacht. 1452
Um aber zugleich Savoyen's Macht im Zaume zu halten, wurde bald nachher ein Freundschaftsbündniß mit Bern abgeschlossen.

Es kamen die Burgunderkriege, in welchen sich Freiburg zunächst um Bern, dann aber auch um die übrige Eidgenossenschaft durch kräftige, freundnachbarliche Hülfe höchst verdient machte. Dafür boten auch die Berner Allem auf, ihrer Bundesgenossin völlige Unabhängigkeit und die Aufnahme in den eidgenössischen Bund zu erhalten. Wir wissen aber bereits, daß das Letztere in der Eifersucht der Länder Schwierigkeiten fand, und daß deshalb die Städte Bern, Zürich und Luzern mit Freiburg einstweilen ein besonderes Bündniß schlossen. Kurz nachher gelang es auch der Stadt Bern, den Herzog von Savoyen dahin zu bringen, daß er gegen Uebernahme eines Theiles seiner Schulden aller Rechte auf Freiburg sich begab. So war Im Aug. 1477
denn — dreihundert Jahre nach ihrer Erbauung — diese Stadt endlich eine freie Reichsstadt geworden. Vier Jahre später erhielt sie dann auch durch Vermittlung des edlen Nikolaus von der Flüe den Beitritt zum ewigen Bunde der Eidgenossen.

Solothurn.

Die Gegend um Solothurn, wohin nach einer nicht stichhaltigen Sage Ursus, ein christlicher Soldat, das Christenthum gebracht haben soll, war

schon vor dem unglücklichen Zuge nach Gallien bewohnt, unter der römischen Herrschaft sehr bevölkert*) und wurde im vierten und fünften Jahrhundert durch eine Menge fremder Volksstämme, die einander auf blutige Weise verfolgten und vertrieben, wie kaum ein anderer Landestheil, überschwemmt und verheert, bis das ganze Land im Jahre 534 durch die Franken erobert wurde. Unter diesen und hauptsächlich unter den karolingischen Kaisern kam Solothurn als Wallfahrtsort wieder empor. Um diese Zeit wurde daselbst ein Benediktinerkloster gegründet, welches den Ort noch mehr hob. Als nach Kaiser Karl dem Dicken neben dem deutschen
888 Reiche das neue Königreich Burgund entstand, wurde auch Solothurn dazu gerechnet. Bertha, die Gemahlin des Königs Rudolf II., ließ den Ort befestigen, umgab ihn mit Mauern und Gräben und machte ihn zur Stadt. Das Kloster aber verwandelte sie in ein reiches Chorherren-Stift und gab ihm Güter und Zehnten und verlieh ihm eine Menge Freiheiten und Rechte über die Gemeinde. Solche Rechte waren: die Wahl des Schultheißen, das Zoll- und Münzrecht u. s. w. Allein die nachfolgenden Könige entzogen dem Stifte diese Rechte wieder und gaben sie einem Edelmanne als Lehen. Als im Jahr 1032 das burgundische Reich untergieng, kam Solothurn wieder an die deutschen Kaiser, welche das Emporstreben der Stadt sehr begünstigten, und insbesondere unter die Herzoge von Zährin-
1032 gen, unter deren milder Herrschaft das freie Gemeinwesen in schönster Weise sich entfaltete. Und als mit Berchtold V. dies edle Geschlecht erlosch, wurde
1218 Solothurn, gleich Bern, von Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben, und jene Freiheiten und Rechte, welche bis jetzt die Edelleute besessen hatten, wurden der Bürgerschaft abgetreten.

Damals hatte die Stadt noch kein Gebiet. Die umliegenden Ortschaften gehörten einer Menge Grafen und kleiner Fürsten, welche oft wechselten und ihre Besitzungen vertauschten oder auch verschenkten. Um sich gegen diese Fürstlein zu schützen, schloß Solothurn ein Schutzbündniß mit Bern. Von da an finden wir die beiden Städte eng verschwestert; obwohl nicht immer gleicher Sinnesart, gehen sie doch stets zusammen; die Stadt Bern, aufbrausend und hinterlistig, überall voran; Solothurn, gutmüthig und nachgiebig, treulich ihr zur Seite. So kämpften die Solothurner in

*) Von Grenchen bis Olten finden sich eine Menge römischer Ueberreste, als Mauerwerke, Straßen, Inschriften, Münzen, Bilder, Waffen, Geräthschaften, Gräber und Anderes.

der ruhmvollen Schlacht am Donnerbühl und später wieder bei Laupen für die Sache der Berner.

Aber nochmal büßte Solothurn seine reichsunmittelbare Stellung auf einige Jahre ein, indem sich die Grafen von Buchegg wichtige Rechte 1313
für die Stadt erwarben. Während dieser Zeit kam die Bürgerschaft sogar in Gefahr, Unterthanin Oestreich's zu werden. Denn Herzog Leopold von Oestreich, derselbe, welcher bei Morgarten war geschlagen worden, zog drei Jahre nach dieser Schlacht mit großer Macht vor die Stadt und Im Herbst 1318
belagerte dieselbe mehrere Wochen lang, weil sie seinen Bruder Friedrich nicht als Kaiser anerkennen wollte, sondern zu Ludwig von Baiern hielt. Die Berner, obwohl sie sonst nicht zur Par'ei Ludwig's gehörten, sandten dennoch ihrer treuen Bundesgenossin 400 Mann zu Hülfe. Standhaft wehrten sich die Solothurner gegen die Macht des Herzogs. Dieser ließ, um der Stadt von beiden Seiten beikommen zu können, oberhalb derselben über die Aare eine Brücke schlagen. Von anhaltenden Regengüssen aber schwoll der Fluß dermaßen an, daß er die Brücke wegzureißen drohte. Leopold befahl nun, sie in aller Eile mit Steinen zu beschweren, und als dieses nichts half, ließ er, um sie durch ein möglichst großes Gewicht zu befestigen, so viel Mannschaft darauf marschiren, als sie fassen konnte. Aber o weh! — auf einmal krachen die Pfeiler von den Fluthen gebrochen, die Brücke stürzt zusammen; Holz und Mannschaft werden vom Wasser fortgerissen und treiben willenlos nach der Stadt. Kaum bemerken die Solothurner dies Unglück, so eilen sie mit Stangen und Stricken an den Fluß, springen in Kähne, retten, wen sie können, und bringen so eine bedeutende Anzahl der Versunkenen an's Land. Nachdem sie dann die Geretteten gewärmt und verpflegt, schicken sie dieselben dem Herzoge wieder in's Lager zurück. — Ob solcher Edelherzigkeit erstaunt und gerührt, hob Leopold die Belagerung sogleich auf, schloß Friede mit der Stadt und schenkte ihr zum ehrenvollen Andenken ihrer Großmuth ein Banner. — Nach Verlauf von beinahe dreißig Jahren erkaufte sie sich von dem Grafen Hugo von Buchegg das Recht, den Schultheißen zu wählen, und kehrte somit wieder in ihre frühere 1347
Stellung als freie Reichsstadt zurück. Hierauf, im Jahre 1351, schloß Solothurn mit Bern statt der früheren, vorübergehenden Schutzverträge ein ewiges Bündniß. Damals hatte die Stadt bereits nach dem Vorbilde Zürich's eine Zunftverfassung.

Als Ingram Couci mit seinen englischen Horden die Schweiz ver- 1375
heerte, zog auch Solothurn gegen die fremden Abenteurer zu Felde. Die

zahlreichsten Kämpfe aber hatte die Stadt gegen das Haus Kyburg zu bestehen. Denn die junge, freiheitstrebende Stadt war dem umliegenden Adel ein Dorn im Auge. Besonders Graf Rudolf von Kyburg, welchen es verdroß, daß sein Haus durch die schlechte Wirthschaft seiner Väter gesunken war, und welcher daher Macht und Besitzthum wieder erweitern wollte, suchte durch List und Gewalt sich auch Solothurn's zu bemächtigen. Er wohnte damals unweit der Stadt auf dem Schlosse Bipp, das er als Pfand vom Grafen von Thierstein erhalten hatte. Hier sann er auf einen verrätherischen Plan, für welchen er leicht seinen Oheim, den Grafen Eberhard, gewann, welcher Probst zum St. Ursusmünster in Solothurn war. Auch die Chorherren waren ihm ergeben. Einer derselben, Hans Am-
1382 stein, welcher an der Stadtmauer wohnte, sollte in der Nacht vor St. Martinstag kyburgisches Kriegsvolk durch sein Haus in die Stadt einlassen und den Klöpfel der Sturmglocke mit Tüchern umwinden. Das Schelmenstück schien gelingen zu wollen; denn schon brach die verabredete Nacht an, und schon rückten die feindlichen Schaaren im Finstern gegen die Stadt, ohne daß die Bürger die Gefahr ahnten, welche ob ihrem Haupte schwebte. — Allein die Vorsehung wollte, daß Solothurn frei bleibe. Denn plötzlich — es war schon um Mitternacht — kam Hans Rot, ein Bauer von Rumisberg, athemlos zum Eichthore gelaufen, rief dem Wächter und sagte ihm, es ziehen feindliche Krieger heran; zufälliger Weise sei er unter sie gerathen und habe vernommen, wie der Graf von Kyburg in dieser Nacht durch Verrätherei eines Chorherrn die Stadt plötzlich überfallen und die Bürger in ihren Betten ermorden wolle. — Sogleich wurde der Schultheiß geweckt, sogleich die Sturmglocke gezogen, — sie gab keinen Laut von sich. Hierauf Lärm in den Straßen; Alles eilt auf, Alles ergreift die Waffen. Wie der Graf mit seinen Leuten in aller Stille ankam, sah er zu seinem größten Erstaunen die Bürger wohlgerüstet auf den Ringmauern. Beschämt zog er wieder ab, nachdem er noch voll Ingrimm vor der Stadt gemordet und die nächste Umgebung verwüstet hatte. Nun wurde der verrätherische Chorherr Amstein von den Bürgern gefangen genommen und bestraft. Der wackere Rumisberger aber, welcher die Stadt gewarnt und gerettet hatte, wurde köstlich beschenkt. Noch heutzutage erhält jährlich der Aelteste seines Geschlechtes einen Rock mit den Farben der Stadt.

Dieser mißlungene Angriff bekam jedoch dem Grafen von Kyburg übel. Um sich für den Friedensbruch zu rächen, nahmen die Solothurner Güter und Besitzungen dieses Hauses weg und führten ernstliche Kriege gegen Ru-

dolf und seine Anhänger, jedoch nie allein, sondern immer mit Hülfe der Berner. Von jetzt an erweiterte die Stadt rasch ihr noch kleines Gebiet. Sie erwarb sich einen Ort nach dem andern, theils durch vortheilhaften 1389 bis
Kauf — denn der müßige Adel hatte Geld nöthig, — theils durch Er- 1450
oberungen, indem sie ihre feindlichen Nachbarn züchtigte. An der Eroberung des Aargaues nahmen die Solothurner ebenfalls Theil, begnügten sich jedoch mit 2000 Gl. Kostenentschädigung. Als Thomas von Falkenstein mit andern Adeligen im alten Zürichkriege die Gegend um Aarau mit Mord und Brand verheerte, zogen die Solothurner vor seine Burg Gösgen an der Aare und verbrannten sie. Sodann belagerten sie mit den Bernern seine Feste
Farnsburg und opferten in der Heldenschlacht bei St. Jakob Blut und 1444
Leben für die Ehre und Unabhängigkeit der Schweiz. Durch so viele ruhmvolle Feldzüge kam aber eine eigentliche Kriegswuth unter das Volk, und kein Schweizerort zählte so viele Söldner unter fremden Fahnen, wie Solothurn.

Nun kamen die Burgunderkriege, in welchen die Stadt den Eidgenossen wieder die gewohnte Treue erwies. Dafür that auch Bern Alles, um ihr den Zutritt zum eidgenössischen Bunde zu verschaffen, jedoch lange umsonst, bis endlich, nach einem besondern Bündnisse mit Bern, Zürich und Luzern, zu Ende des Jahres 1481 dem Friedesvermittler aus dem Ranft gelang, was Bern vergeblich angestrebt hatte.

Basel.

Eine Sage erzählt, daß vor uralter Zeit an den Ufern der Birsig sich einige Ansiedelungen befanden, um die Leute von Gallien nach Germanien überzusetzen. Jedenfalls ist der Ursprung Basel's sehr alt. Schon die Römer hatten auf dem nunmehrigen Münsterplatze ein Festungswerk, und es sind daselbst viele römische Denkmäler aufgefunden worden. Durch die Hunnen und Alemannen wurde die Gegend wieder verwüstet, bis sich unter den Franken an der Stelle des römischen Kastells eine fränkische Burg oder Pfalz erhob, woselbst die Kaiser sich, wie in Zürich, zeitweilig aufhielten, um Recht zu sprechen. Nun zogen die Bewohner und der
Bischof der zerstörten Stadt Augst ebenfalls dahin und siedelte sich hier 740
an, wodurch Basel zur Stadt wurde und den Beinamen: „Tochter von Augst“ erhielt. Bald erwarb sich die Stadt einen eigenen Baselgau, und schon Karl der Große soll den Bischof zum Herrn über Basel gemacht und ihm landesherrliche Rechte und den Titel eines Fürsten gegeben haben. Als die wilden Ungarn oder Madscharen über Deutschland hereinbrachen,

wurde die Stadt von ihnen erobert und zerstört, jedoch bald nachher von
Um 925 Heinrich dem Finkler wieder aufgebaut und mit Mauern umgeben.

Seit dieser Zeit erlangte Basel größere Bedeutung. Denn die Bischöfe erhielten von den deutschen und burgundischen*) Fürsten eine Menge Hoheitsrechte und wurden von ihnen mit ausgedehnten Landesstrecken und wichtigen Herrschaften beschenkt. Nebst dieser wachsenden Macht entfaltete der bischöfliche Hof bald auch einen zunehmenden Glanz. Kaiser Heinrich II., genannt der Heilige, schmückte die Stadt mit einem neuen Dome, welchen er
1019 reichlich beschenkte und fürstlich ausstattete. Noch mehr nahm Basel an Ausdehnung und Bedeutung zu, als daselbst im Jahre 1061 eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten wurde. Die Folge davon war, daß der Bischof
1080 Burkhard die Stadt mit neuen Mauern und Gräben umgeben mußte. — An den Kreuzzügen nahmen Bischof und Adel häufigen Antheil; durch sie knüpfte Basel Handelsverbindungen an; durch sie kamen feinere Sitten, kam der Minnegesang in die Stadt. Aber auch durch sie wurde Basel mit einem Aussatze bescheert, welcher 500 Jahre wüthete und weswegen das Siechenhaus zu St. Jakob gebaut werden mußte.

In der ausgedehnten Macht des Bischofs lag der Keim zur nachherigen Freiheit der Stadt, indem sie später durch kluge Benutzung der Umstände ein Recht nach dem andern an sich brachte. Bis aber die Stadt diese Selbstständigkeit erlangte, mußte sie eine ähnliche Entwicklung durchgehen, wie Zürich, nur auf ruhigere Weise. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte sie einen eigenen städtischen Rath aus den bevorzugten Geschlechtern und aus Kaufleuten mit einem Bürgermeister. Außerdem gab es noch einen Schultheißen, welcher das Richteramt bekleidete. Die erst unfreien Handwerker vereinigten sich in Zünfte und erhielten bald Antheil an der Regierung. Ueberhaupt gewann Basel im dreizehnten Jahrhundert am meisten für seine Freiheit, sowie auch für seinen Glanz, welcher sich durch Kirchen und Klöster vermehrte.

Zur Zeit des Zwischenreiches sah Basel bedeutende Unruhen; darunter
1250 bis 1273 vorerst die Spaltung der adeligen Geschlechter in die Gesellschaften vom Stern und vom Psittich oder Papagei. Das war nämlich so. Die beiden Geschlechter der Schaler und der Mönche führten als Abzeichen einen grünen

*) Wahrscheinlich kam Basel nach Karl's des Dicken Tode gleich Solothurn an das Königreich Burgund, gehörte jedoch schon im Jahre 1024 wieder zum deutschen Reiche.

Papagei auf weißem Felde. Daher hieß man sie „die Herren vom Psittich". Weil sie aber fast ausschließlich die hohen Aemter des Bürgermeisters und des Schultheißen in Händen hatten, so regte sich bei den andern Geschlechtern die Eifersucht, und es traten mehrere in eine Gegengesellschaft zusammen und nannten sich „die Herren vom Stern". Denn sie führten als Abzeichen einen weißen Stern auf rothem Felde. Man bekämpfte sich gegenseitig, jedoch ohne Gefahr für die Stadt, bis Graf Rudolf von Habsburg sich mit dem Bischofe in einen Krieg verwickelte. Nunmehr hielten es die Herren vom Stern mit Rudolf, während die vom Psittich den Bischof unterstützten und ihre Gegner in einem Auflaufe aus der Stadt verjagten. Das bisher gefahrlose Zerwürfniß wurde jetzt zur blutigen Fehde, die jedoch nicht in offenen Schlachten, sondern in Streifereien und durch Verheerung von Feindesland sich zeigte. Da wurden ringsum Burgen gebrochen, Dörfer verwüstet, zweimal die Stadt bestürmt, Vorstädte verbrannt, Felder verheert u. s. w. Nun
kam auf einmal die unerwartete Kunde, Rudolf von Habsburg sei zum deutschen 1273
Kaiser erwählt worden. Da legten die Baseler ihre Waffen nieder, schlossen mit ihrem Belagerer Friede, wünschten ihm Glück zu seiner Erhebung und luden ihn freundschaftlich ein, in ihre Stadt zu kommen. Und damit hatte der langwierige Streit ein Ende. Während dieser Unruhen war Klein-Basel, das noch nicht zur Stadt gehörte, mit Mauern umgeben worden und hatte eigenes Stadtrecht bekommen.

Während Kaiser Rudolf's Regierung zeigte Basel große Anhänglichkeit an ihren frühern Feind, und Rudolf ermangelte nicht, die Stadt auch reichlich dafür zu belohnen. Immer mehr entwickelte sich eine freie, bürgerliche Verfassung, indem die Zünfte immer mehr Antheil an der Regierung erhielten. Bedeutende Erschütterungen gab es nicht, bis Kaiser Ludwig der Baier mit allen ihm huldigenden Städten und Ortschaften vom Pabste in den Kirchenbann gethan wurde. Die Baseler aber waren, mehr noch, als die Eidgenossen, dem Kaiser Ludwig zugethan. Ja, es kam hier so weit, daß ein päbstlicher
Abgeordneter, welcher eben die Bannbulle an die Münsterpforten angeschlagen 1328
hatte, über die Pfalz in den Rhein hinuntergestürzt wurde. — Als mit Ludwig's Tode diese Mißhelligkeiten wieder aufhörten, kam ein noch schwereres Uebel, der sogenannte schwarze Tod, eine Krankheit, welche die Stadt dermaßen durchwüthete, daß vom Aeschenthor bis zum Rheinthor, d. h. durch die ganze Länge Basel's, nur drei Ehen ungetrennt blieben. Schon der blose Athem oder das Berühren eines Kleides genügte, davon befallen zu werden, und wer einmal angesteckt war, der war in drei Tagen eine Leiche. Um diese

Seuche, welche dreihundert Jahre lang einheimisch blieb und während dieser Zeit in zwanzig Malen 60,000 Opfer dahinraffte, loszuwerden, wurden die
1348 Juden grausam verfolgt; man beschuldigte sie, die Brunnen vergiftet zu haben. Andere geißelten sich auf offener Straße, um den Himmel zu versöhnen, und trieben dabei viel wunderliches und abergläubisches Zeug, bis eine päpstliche Verdammungsbulle dem tollen Wesen ein Ende machte.

Es war, als hätte sich die ganze Natur gegen Basel verschworen. Denn
1356 mit der Pest kam auch noch ein Erdbeben, wie in dieser Gegend seit Menschengedenken keines Statt gefunden hatte. Nachdem schon früher starke Erschütterungen vorgekommen waren, erbebte am St. Lukastage, den 18. Weinmonat 1356 der Boden weit umher von Neuem. Es war zur Vesperzeit; die schauerliche Szene wiederholte sich bis tief in die Nacht. Da geschahen zehn so gewaltige, aufeinanderfolgende Stöße, daß von allen Seiten die Mauern einstürzten; kein Thurm, keine Kirche blieb ganz; mehr als achtzig Burgen in der Umgegend wurden zerstört; große Waldungen sanken zusammen. Was immer fliehen konnte, floh auf das offene Feld. Unter den Trümmern der Stadt, aus welchen kaum dreihundert Häuser noch aufrecht hervorragten, fanden dreihundert Menschen ein plötzliches Grab. Aus dem Schutte erhob sich ein wildes Feuer, das acht Tage lang unaufhaltsam um sich fraß und die noch verschonten Ueberreste vollends verzehrte. Jammernd und wehklagend blickten die kaum dem Tode entronnenen Bürger auf die rauchenden Trümmer*). Der Schrecken war so groß, daß man die Stadt nicht mehr an der gleichen Stelle aufbauen wollte. Endlich gieng man doch wieder an die Arbeit. Da zeigte Herzog Albrecht von Oestreich, der nämliche, welcher dreimal Zürich belagerte, unerwarteten Edelsinn. Er war mit Basel verfeindet, und einige seiner Räthe machten ihm den Vorschlag, diese Gelegenheit zu benutzen und seine Feinde anzugreifen. „Denn jetzt," sagten sie, „ist Basel ohne Mühe einzunehmen." — „Da sei Gott vor," erwiederte Albrecht, „daß ich niederträchtig genug wäre, Die zu tödten, welche Gott verwundet hat." Und sogleich befahl er, daß 400 Mann aus dem Schwarzwald nach Basel gehen und den Verunglückten auf seine Kosten bei der Wiederaufbauung der Stadt Hülfe leisten. Ehre, wem Ehre gebührt! —

*) Zur Erinnerung an diesen Schreckensfall wurde auf St. Lukastag eine jährliche Prozession angeordnet, wobei Räthe und Bürger in grauen Röcken erschienen. Später aber wurde dies den Armen gegeben, und noch jetzt wird das sogenannte Schülertuch ausgetheilt. Zugleich wurden strenge Sittengesetze erlassen, damit der Himmel die Stadt von ferneren Strafen verschone.

Schöner und besser gebaut, als vorher, erhob sich Basel rasch aus seinen Trümmern. Noch war aber die Stadt nicht einmal mit Mauern umgeben, als sie von zuchtlosen englischen Horden bedroht wurde. Der Führer dieser 1365
Banden, welche in Folge eines Waffenstillstandes in Frankreich müssig herumzogen, hieß Cervola. Auf den Hülferuf der Baseler eilten sofort 3000 Eidgenossen diesem „Springhirz", wie sie ihn nannten, entgegen, worauf er wohlweislich wieder abzog. Als zehn Jahre später die noch zahlreichern Gügler an Basel vorüber in den Aargau fielen, war die Stadt mit 1375
Mauern versehen.

So kam das Jahr 1376, und mit ihm die sogenannte böse Fastnacht. Es verdroß nämlich die Oestreicher, welche Klein-Basel an sich gebracht hatten, immer mehr, daß die große Stadt von Jahr zu Jahr mächtiger wurde und daß es ihnen trotz List und Gewalt nicht gelingen wollte, dieselbe ebenfalls zu unterwerfen. Nun ritten an der Fastnacht des Jahres 1376 mehrere östreichische Herren, nachdem sie in der Klein-Stadt ein Turnier gefeiert 1376
hatten, in die Groß-Stadt hinüber, angeblich, um Kurzweil zu treiben. Sie verübten aber mancherlei Muthwillen, zeigten sich hochmüthig gegen die Männer, unanständig gegen die Frauen, so daß die Bürger Verrath befürchteten, zu den Waffen griffen, Einige der Herren erschlugen und die Andern verjagten. Zornig erhob sich der umliegende Adel. Unglücklicher Weise herrschte im Innern der Stadt Parteiung, wodurch es Oestreich leichter wurde, sie zu einem nachtheiligen Frieden zu zwingen. Dreizehn Bürger wurden enthauptet, Viele verbannt, sogar Acht und Bann über die Stadt geschleudert.

Allein die Bürgerschaft verlor den Muth nicht. Der Bischof hatte Geld nöthig, und so erkaufte sie sich von ihm ein Recht nach dem andern, bis er am Ende nur noch den Namen als Fürst behielt. So wurde die Stadt immer selbstständiger, immer mächtiger, und nahm bald die Stellung einer freien Reichsstadt ein. Im Sempacherkriege vergrößerte sie ihre Mauern, und im Jahre 1392 brachte sie durch Kauf auch Klein-Basel an sich. Der Bischof hatte gut grollen; er mußte ihr sogar, nur um seine vierzig schönen Rosse behalten zu können, auch Waldenburg, Homburg und Liestal 1400
käuflich abtreten. Die allgemeine Kirchenversammlung, welche im 15. Jahrhundert zu Basel Statt fand, trug nicht wenig zur Hebung der Stadt bei. Nach dem alten Zürichkrieg, in welchem sie die Eidgenossen unterstützte, erwarb sie sich Farnsburg und Sissach und erweiterte nach den Burgunderkriegen ihr Gebiet noch durch Mönchenstein und Muttenz. Noch mehr, als durch diese Erwerbungen, stieg ihr Ruhm seit dem Jahre 1460,

als sie durch die Gründung einer Universität nicht allein der Hauptsitz der schweizerischen Bildung, sondern auch ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit für ganz Europa wurde.

In den Burgunderkriegen war Basel bei der niedern Vereinigung, einem Bunde, welchen die Bischöfe von Straßburg und Basel mit
1474 ihren Städten und Gebieten gegenüber dem Herzoge von Burgund abschlossen. Auch an den Schwabenkriegen nahm Basel, wie wir bereits wissen, thätigen Antheil, jedoch in verschiedener Richtung, indem der Adel und der Bischof zu Oestreich, die Bürgerschaft aber mehr zu den Eidgenossen sich neigte. Die Unzuverlässigkeit der niedern Vereinigung bewog auch Basel, sich für immer mit den Letztern zu verbinden, und so kam denn im Jahre 1501 der ewige Bund mit den Eidgenossen zu Stande.

Schaffhausen.

Zur Zeit der römischen Herrschaft war das heutige Schaffhauser Gebiet von gälischen Völkerschaften, den Latobrigen und Tulingern, bewohnt. In der Gegend von Stein lag Gaunodurum, wurde aber zur Zeit der Völkerwanderung von den Alemannen zerstört. Diese ließen sich in der Umgegend nieder und legten am Rheine eine Fähre an, welche der Verbindungspunkt zwischen Helvetien und Schwaben wurde. Bald mußten daselbst auch Einrichtungen zum Ein- und Ausladen der Waaren getroffen werden, weil hier die Schifffahrt wegen der Beschaffenheit des Stromes eine ziemliche Strecke unterbrochen war. So gab's nach und nach ein Dorf, welches von den fränkischen Königen, besonders von den Karolingern, befestiget und durch Erbauung von Thürmen geschützt wurde. Im 9. Jahrhundert befanden sich deren bereits zwölf da und bildeten eine Kette, die von einem Berge zum andern reichte. Im 11. Jahrhundert war Schaffhausen zum Flecken angewachsen und gehörte dem Grafen Eberhard III. Dieser
1052 erbaute daselbst zu Ehren des Erlösers und Aller Heiligen ein Kloster und nahm selber das Ordenskleid an. Seine Gemahlin, eine geborene Gräfin von Kirchberg, baute dann in einer einsamen Gegend unweit des Fleckens das Frauenkloster St. Agnesen und nahm den Schleier. Eberhard's Sohn, Burkhard, übergab den Flecken Schaffhausen dem Kloster Allerheiligen, und dieser vergrößerte sich so rasch, daß er schon im Jahre 1190 als Stadt erwähnt wird. Kaiser Heinrich VI. nahm sie dann unter seinen und des Reiches Schutz. Die Bürgerschaft aber, nach Selbstständigkeit strebend, er-

langte von den Aebten ein Recht nach dem andern, bis Schaffhausen im Jahre 1264 zur freien Reichsstadt erhoben wurde. Allein später wurde sie von Ludwig dem Baier gleich Zürich an Oestreich verpfändet und verlor da- 1330
durch ihre freie Stellung wieder. Bei Morgarten, Sempach, Näfels und in den Appenzeller Kriegen kämpfte sie unter Oestreich's Fahnen. —

Das Gemeinwesen wurde ursprünglich von den Edelleuten besorgt; aber die nichtadelige Völkerschaft vermehrte sich immer mehr und strebte nach Theilnahme an der Regierung. Um sich die Schaffhauser gewogen zu machen, verordnete Herzog Leopold, daß der Große Rath aus Adel und Bürgern gleichmäßig ernannt werde. Noch mehr wurde die Stadt von Herzog Friedrich begünstiget, welcher ihr ein Recht nach dem andern abtrat und nicht hinderte, daß sie vom Abte von Allerheiligen sich auch das Vorrecht erkaufte, den Schult- 1411
heißen zu wählen. Jetzt wurde die Bürgerschaft in zwölf Zünfte eingetheilt, und dem Adel eine einzige zugesagt. So hatte sich in Schaffhausen, trotz der Oberhoheit Oestreich's, rasch das freistädtische Wesen entwickelt. Die Stadt war um diese Zeit in der höchsten Blüthe; sie zählte bereits 12,000 Einwohner und war der Haupthandelsplatz von Oberschwaben. Als in der benachbarten Stadt Konstanz ein allgemeines Konzilium zusammentrat, mehrte sich noch der Verkehr.

Man wird sich aus früher Erzähltem erinnern, daß Kaiser Sigismund zur Zeit dieser Kirchenversammlung über den Herzog Friedrich von Oestreich die Reichsacht aussprach*). Diese Gelegenheit benutzten die Schaffhauser, um sich vom Kaiser die Reichsunmittelbarkeit wieder zu er- 1415
kaufen. Sie erhielten dieselbe für 30,000 Dukaten, welche Sigismund dem Herzoge von Oestreich auszuzahlen versprach, sobald dieser der Acht enthoben sei. Allein der Kaiser benahm sich auch hier nicht besser, als gegenüber den Eidgenossen in Bezug auf den Aargau; er verweigerte die Ausbezahlung und meinte, Schaffhausen sollte wieder unter Oestreich's Herrschaft zurückkehren. Die Bürger aber wollten ihre Freiheit nicht wieder verlieren, und so entspannen sich hitzige Fehden mit dem umliegenden östreichischen Adel. Da wandte sich die bedrohte Stadt an die Eidgenossen, welche ihr auch kräftige Hülfe verliehen und sich durch ein Bündniß auf fünfund- 1. Juni 1454
zwanzig Jahre sogar verpflichteten, die Reichsunmittelbarkeit Schaffhausen's zu schützen und zu schirmen, so viel es ihnen möglich war. Dafür zogen die Schaffhauser auch getreulich mit gegen Burgund und erwarben sich da-

*) Siehe: Erster Abschnitt, S. 69.

durch solche Zuneigung, daß ihr Bündniß auf weitere fünfundzwanzig
1479 Jahre erneuert wurde. In den Schwabenkriegen, durch welche sie zu Thäingen und Schleitheim sich noch Hallau und Neunkirch erwarben, bewiesen sie die gleiche Treue, weshalb ihnen auch im Jahre 1501 die Aufnahme in den ewigen, eidgenössischen Bund zugesagt wurde.

Appenzell.

Wie es in den ältesten Zeiten im heutigen Kanton Appenzell ausgesehen, ist sehr unbestimmt. Wahrscheinlich war die Gegend wild und unbewohnt, bis die Franken ihr mächtiges Reich gründeten und die Alemannnen unterjochten. Da zogen Viele der Letzteren vom Mittelrhein und aus dem Schwarzwalde in die finstern Gebirge, um daselbst ihren Sitten und Göttern getreu und frei zu leben. Später wurde das Land, gleich den Waldstätten, der Grafschaft Thurgau zugetheilt und kam in der Folge unter die Herrschaft des Klosters St. Gallen. Natürlicher Weise wurden die Bergleute mit in die oft blutigen Zwiste und Fehden hineingerissen, welche die St. Gallischen Aebte besonders mit dem Bischofe von Konstanz führten, und die Ortschaften längs der Sitter wurden dabei wiederholt hart mitgenommen.

Als im Jahre 1272 sich über die Wahl eines Abtes Streitigkeiten erhoben, hielten es die Bergleute mit Ulrich von Güttingen. Zum Lohne für ihre Treue schenkte ihnen dieser das Recht, einen eigenen Ammann zu
Um 1275 wählen. Der erste Landammann war Hermann von Schönenbühl.

Damals bestand aber unter den verschiedenen Ortschaften, welche später den Kanton bildeten, noch keine nähere Vereinigung. Erst im Jahre 1367 schloß Appenzell mit Hundwyl einen Bund, hatte aber dafür viel von den St. Gallischen Amtleuten zu leiden. Nichtsdestoweniger gestattete der Abt Georg von Wildenstein, wahrscheinlich, um sich die Bergleute geneigt zu machen, daß Appenzell, Urnäsch, Hundwyl, Gais und
1377 Teufen dem großen Bunde der schwäbischen Reichsstädte beitraten. Um die nothwendige Bundessteuer im Volke auszuheben, wählten sie jährlich aus ihrer Mitte einen Ausschuß von dreizehn Männern. Das war die erste Verbindung dieser Ortschaften zu einem Ganzen; das war auch der Anfang der Landsgemeinde, und sie nannten sich seither Appenzell das Land.

Als bald darauf Kuno von Staffeln zum Abte des Gottes- 1379
hauses St. Gallen gewählt wurde, verweigerten ihm die Appenzeller, im Bewußtsein ihrer nunmehrigen Kraft, die Huldigung. Erzürnt verlangte der Abt auch ihre Lostrennung vom schwäbischen Bunde. Er mußte sich jedoch mit den grundherrlichen und Vogteirechten begnügen, welche ihm die vermittelnden Städte der Umgebung zusprachen. Allein nach einigen Jahren
wurde der schwäbische Städtebund aufgelöst, und so standen die Appenzeller 1389
wieder allein.

Jetzt begann auch der Abt Kuno hart und strenge zu herrschen und durch seine Amtleute das Bergvolk mit neuen Steuern und schweren Zöllen zu bedrücken. Die Härte der Vögte zeigte sich nirgends grausamer, als beim Einziehen des sogenannten „Todfalles." Dies war nämlich das alte, grausame Recht, aus der Verlassenschaft des Verstorbenen das beste Stück auszuwählen. Der Vogt von Appenzell ließ einst sogar ein Grab öffnen und das Kleid wegnehmen, in welches arme Kinder die Leiche ihres Vaters gehüllt hatten. Empört ob solch' ungewohntem Drucke erhoben sich die Ap-
penzeller, überfielen die festen Schlösser, verjagten ihre Vögte und verbanden 1402
sich mit der Stadt St. Gallen. In seiner Noth rief der Abt Oestreich um Hülfe an. Die Appenzeller aber wandten sich an ihre Nachbarn in der
Eidgenossenschaft und ließen sich von den Schwyzern in's Landrecht auf- 1403
nehmen.

Jetzt begann ihre Heldenzeit. Der Abt, in Verbindung mit Oestreich und mehreren benachbarten Städten, zog am 15. Mai 1403 mit einem
Heere von 5000 Mann gegen Vögelisegg, um dort plötzlich in's 15. Mai
Appenzellerland einzufallen. Ein tief eingeschnittener Hohlweg, rings von dichtem Walde umgeben, führte auf die Höhe, und das Heer, besonders die Reiter, hatten große Mühe, darin vorwärts zu kommen. Da plötzlich werden sie von einem Hagel von Steinen ganz unsanft erschreckt, und ehe sie sich's versehen, sind sie von allen Seiten von den Bergleuten überfallen, die unter ihnen ein entsetzliches Blutbad anrichten. Da werden die Pferde scheu, und in gräßlicher Verwirrung flieht Alles St. Gallen zu, immer von den Siegern verfolgt. Erst bei Notkersegg kehrten die Appenzeller wieder um und zogen jubelnd in ihre Berge zurück. Ihr ganzes Heer hatte aus 200 Landleuten, 300 Freiwilligen aus Schwyz und 200 aus Glarus bestanden. — Durch ihren Sieg kühner geworden, trugen nun die Bergleute ihre Waffen über die Landmarken hinaus, nöthigten den Abt, nach Wyl zu entfliehen, eroberten die ganze Abtei, bewogen die Reichsstädte, Friede zu schließen,

und St. Gallen, sich wieder mit ihnen zu verbinden. Der Abt hingegen wandte sich auf's Neue an Oestreich.

Während der Herzog Friedrich sich rüstete, kam Graf Rudolf von Werdenberg zu den Appenzellern. Oestreich hatte ihn aus seinen Besitzungen vertrieben; da legte er seine Ritterzeichen ab, kleidete sich gleich den Hirten in einen leinenen Kittel, um ihr Zutrauen zu gewinnen, und wurde von ihnen zum Feldhauptmann ernannt. Als nun die Oestreicher gegen Appenzell heranzogen, wurden sie von den tapfern Bergleuten bei der
17. Juni 1405 Wolfhalde vollständig in die Flucht geschlagen. Der Herzog sammelte sogleich eine neue Schaar gegen die Sieger, obgleich es stark regnete. Ein Heer von 3000 Mann zog an dem Stoß hinauf. Hier hatten die Appenzeller eine Schanze angelegt. Oberhalb derselben stellte sich der Feldhauptmann mit seinen 400 Kriegern zum Empfange des Feindes auf. Die Oestreicher machten in die Schanze eine enge Lücke und drängten sich mit großer Mühe hindurch. Der Boden war so schlüpfrig, daß sie beim Aufwärtssteigen immer ausglitschten. Jetzt treiben die Appenzeller Steine und Holzblöcke den Berg hinab, mitten unter die Feinde, und wälzen sich dann selber mit ihren wuchtigen Leibern und nervigen Armen auf die Gegner. Da sie baarfuß und des Gehens auf schlüpfrigem Boden besser gewohnt waren, so hatten sie vor dem Feinde einen großen Vortheil. Der Kampf wurde hartnäckig. Da erschienen auf der Höhe des Berges eine Schaar Weiber, alle in Hirtenkittel gekleidet. Die List gelang; die Oestreicher, in der Meinung, das sei eine neue Mannschaft der Bergleute, gaben ihre Sache verloren und eilten, sich durch die Flucht zu retten. Da fiel aber noch Mancher, bevor es gelang, über die Schanze zu entkommen. — In diesem Kampfe hatte sich besonders Uli Rotach von Appenzell ausgezeichnet. Als er sich von zwölf Feinden umringt sah, lehnte er sich mit dem Rücken an eine Hütte, erschlug mit seiner Hellebarde fünf seiner Gegner und vertheidigte sich so lange, bis er von den Flammen der in Feuer gesteckten Hütte verzehrt wurde.

Jetzt zogen die kühnen Sieger aus, um den Herzog und den umliegenden Adel zu strafen. Sie eilten in's Rheinthal, setzten ihren Feldhauptmann wieder in seine Grafschaft ein und gelangten durch den Ruf ihrer Tapferkeit und ihres Freiheitssinnes an die Spitze des freien Bundes am obern See, welcher bald die Stadt und Landschaft St. Gallen, das ganze Rheinthal, Gaster, einem großen Theil von Toggenburg, Montafun und Walgau umfaßte, und vor welchem, als vor einer zweiten Schweiz,

Oestreich und der schwäbische Ritterbund erzitterte. Zum Schutze und zu Gunsten ihrer zahlreichen Verbündeten unternahmen die Appenzeller nun 1405 viele Kriegszüge in den Thurgau, in's Toggenburg, Gaster, Wäggithal, bis die untere March, welche sie Schwyz zum Geschenk machten, in das Illen- 1408 thal, den Bregenzerwald, an den Inn und die Etsch, die Grafschaft Kyburg bis Andelfingen. Ueberall wurden die Burgen gestürzt; sie wollten die Völker vom Drucke des Adels befreien; daher stand auch Alles zu ihrem Bunde. Den Abt Kuno aber zwangen sie, wieder nach St. Gallen zurückzukehren und sich unter ihren Schutz zu begeben. Selbst der Kaiser gerieth über ihre Eroberungen in Besorgniß und rief schleunigst den sämmtlichen Adel gegen sie unter die Waffen.

Eben waren die Verbündeten mit der Belagerung von Bregenz beschäftigt, und ein dichter Nebel lag auf Land und See, als sie von 8000 Rittern überfallen und von dieser Uebermacht völlig geschlagen wurden. Da 13. Jan. 1408 wurde der Bund ob dem See aufgelöst; die Appenzeller verloren ihre Eroberungen wieder und sahen bald ein, daß sie zufrieden sein müßten, wenn sie die Freiheit innert ihren eigenen Grenzen erhalten könnten. Zu diesem Zwecke wandten sie sich an die Eidgenossen und stellten an diese das Gesuch um Aufnahme in den ewigen Bund. Das wurde ihnen aber nicht gewährt; dagegen nahmen die sieben Orte (ohne Bern) die Appenzeller in ihr Burg- und Landrecht auf, unter der Bedingung, daß sie ohne 1411 ihren Willen keinen Krieg mehr führen, ihnen im Kriege unentgeldlich zuziehen, in eigener Noth sich mit jedem beliebigen Zuzuge begnügen und ihn besolden und bei Bundesstreitigkeiten nur zu vermitteln suchen sollten. Dem Abte aber sollten sie die Vogtei, d. h. seine Gerichtsbarkeit über Diebstahl und Frevel, mit allem damit verbundenen Einkommen, anerkennen.

Die Streitigkeiten mit der Abtei St. Gallen hörten indessen nicht auf. Denn die Bergleute meinten, sie hätten sich durch ihre Kriege von allen Verbindlichkeiten gegen das Kloster befreit. Da sie sich durchaus nicht fügen wollten, so kamen sie auf Anstiften der Abtei in das schwerste Interdikt 1426 (Kirchenbann). Allein die Appenzeller wollten nicht „in dem Ding" sein, zwangen ihre Priester, die Messe zu halten, bestraften die Widerspenstigen mit Verbannung und Tod, zogen weit im Thurgau herum, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, was zum Interdikte hielt, und kümmerten sich weder um Kaiser, noch Eidgenossen. Sie wiegelten selbst das Volk im Toggen-

burg gegen ihren Oberherrn auf. Da wurde von der Geistlichkeit, dem Adel, den Reichsstädten, Zürich und Schwyz gegen die Uebermüthigen ein Kreuzzug angeordnet, an dessen Spitze sich der Graf Friedrich von Toggenburg stellte. Die Appenzeller wurden in einem blutigen Tref-
1428 fen bei Goßau besiegt, während sie auf verschiedenen andern Punkten die Angriffe ihrer Feinde zurückschlugen. Da gelang es den Eidgenossen,
1429 den Frieden zu Stande zu bringen, und damit das Bergvolk ihn nicht so leicht wieder breche, wurden die Appenzeller unter ihre Vormundschaft gesetzt. Nun warfen die Einen die Schuld an diesem schlimmen Ausgange auf die Andern, und es entstanden bittere Streitigkeiten im Innern, die lange fortdauerten.

Als unter den Eidgenossen der alte Zürichkrieg ausbrach, blieben die Appenzeller anfänglich neutral und suchten zu vermitteln, wie es ihnen der Landrechtsbrief vorschrieb. Allein Zürich ließ ihre Friedensboten enthaupten. Das entrüstete das Bergvolk. Es schloß sich an die Schwyzer und die übrigen eidgenössischen Orte, half bei der Eroberung von Greifensee mit, unternahm mit ihnen einen Streifzug über den Rhein, verbrannte alle
1445 Ortschaften von Balzers bis an den Bodensee, nahm die Grafschaft Sargans weg und schlug die Oestreicher wieder bei Wolfhalden. Aus Erkenntlichkeit für solche Verdienste wurden dann auch die bisherigen Bedingungen des
1452 Landrechtes von den Eidgenossen erleichtert. Dafür leisteten ihnen die Appenzeller in den folgenden Kriegen thätige Hülfe.

Nochmals brach ein Krieg mit der Abtei aus. Die Appenzeller hatten nämlich das Rheinthal an sich gebracht, und da ihnen der Abt Ulrich Rösch den Besitz desselben bedrohte, so verbanden sie sich im Rorschacherkriege*) mit den St. Gallern, zogen mit ihnen nach Rorschach,
1469 zerstörten daselbst das neue Kloster und hauseten mit furchtbarer Wuth. Als aber die Eidgenossen dem Abte zu Hülfe eilten und der Landammann Schwendiner, welcher durch seinen Trotz den Krieg herbeigeführt hatte, floh, so suchten sie zu unterhandeln und erhielten den Frieden, mußten aber 5210 Gl. bezahlen und das Rheinthal den Eidgenossen abtreten, welche aus ihm eine gemeine Herrschaft machten.

Da sie in den darauf folgenden Schwabenkriegen und den italienischen Feldzügen tapfer für die Sache der Eidgenossen fochten, so erhielten sie dann endlich im Jahre 1513 die gewünschte Aufnahme in den ewigen Bund.

---

*) Siehe das Nähere unter St. Gallen!

St. Gallen*).

Um das Jahr 566 wanderten Männer, vom Feuereifer für die Ausbreitung des Christenthums beseelt, aus dem entfernten Irland und Schottland unter Führung des Apostels Kolumbanus nach dem Festlande herüber, das Heil der reinen Lehre zu predigen. Gallien war der erste Schauplatz ihrer begeisterten Wirksamkeit, und von dort vertrieben, wandten sie ihre Schritte nach Helvetien. Kolumban ließ sich zuerst am Zürchsee 911
und später am Bodensee nieder. Unter den mit ihm wandernden Jüngern war ihm Gall der liebste, ein Mann voll Einfalt und Würde, voll Sanftmuth und Weisheit. Diesen ließ er zu Arbon beim Priester Wilmar zurück, um die immer größere Verbreitung des Christenthums zu bewirken. Kolumban selbst zog in die Lombardei.

Mit der Begeisterung eines Apostels lag Gallus seinem hohen Berufe ob. Jahrelang strebte er unentwegt dem gewählten Ziele zu; allein Rohheit und böser Wille traten ihm so oft hindernd entgegen, daß er mißmuthig beschloß, die Tage seines Alters in stiller Einsamkeit zuzubringen. Von Hildebold, einem rüstigen Jäger, hatte er gehört, daß südwärts von Arbon in einem breiten, waldumfangenen Hochthale eine lauschige, versteckte Wiese liege, wo das Wild der Forste zur Tränke gehe. Dahin ließ Gallus sich geleiten und fand die Stelle so ganz seinen Wünschen entsprechend, daß er hier seine Einsiedlerhütte baute. Da kamen, so erzählt die Legende, die Bären des Waldes, ihm zu dienen, und trugen Holz herzu, um das von ihm angezündete Feuer zu unterhalten. Ihn begleiteten die treuesten seiner Schüler, worunter besonders Mangold genannt wird, der auch des Meisters Nachfolger wurde. Sechsundzwanzig Jahre weilte der Apostel in dieser Abgeschiedenheit. Allmälig sammelten sich fromme Hirten um seine und der Seinen Hütten, lichteten den Wald, trockneten Sümpfe aus und erweiterten den Kranz der Wohnstätten. St. Gall's frommer Lebenswandel ward weit und breit bekannt, so daß, als der Bischof von Konstanz mit Tod abgegangen war, man ihn zu dieser hohen Kirchenstelle berief. Gallus lehnte sie ab und starb im Jahre 640 im fünfundneunzigsten Altersjahre zu Arbon, wohin ein Besuch ihn geführt hatte. Den Leichnam begrub man in

---

*) Hauptsächlich nach den historischen Umrissen aus „St. Gallen und seine Umgebungen." Scheitlin u. Zollikofer, 1859.

seiner Zelle, und die Verehrung des Ortes, wo der Apostel gelebt, einer= einerseits, sowie die dargebrachten Opfer und die Vereinigung seiner Schüler anderseits legten den Grund zum nachmaligen Kloster St. Gallen.

666 und 709 Kriegerische Ueberfälle der Franken hätten beinahe die Eremiten=Kolonie zerstört. Erst im Jahre 720 unter dem Einfluß des Priesters Othmar bildete sich der Kloster=Convent, das heißt die eigentliche Vereinigung der Mönche zu einem Kloster, förmlich aus und nahm die Regel des Benedikt
720 von Nursia an. Karl Martel, der Großvater Karl's des Großen, bestätigte den Vorsteher Othmar als Abt, und nach des Gründers Namen nannte man Kloster und Flecken: St. Gallen.

Reiche Vergabungen würden das Kloster bald zu großer Bedeutung erhoben haben, wenn der Bischof Sidonius von Konstanz nicht durch Hinterlist sich die Herrschaft über dasselbe zu erwerben gewußt hätte. Den Abt Othmar ließ er gefangen nehmen und in einen Kerker auf der Insel Wöhrt bei Stein am Rhein werfen, wo er elend umkam. Das vom fränkischen Könige dem Kloster verbriefte Recht der freien Abtwahl entriß er den Mönchen durch Unterschiebung eines falschen Dokumentes, und die geschenkten Güter theilte er mit dem räuberischen Gaugrafen Warin von Thurgau. So kam es, daß zu Zeiten des Regierungsantrittes Karl's des Großen St. Gallen für das armseligste und kleinste Kloster des ganzen Reiches galt. Nach vielen, Anfangs ohnmächtigen Bestrebungen gelang es den Mönchen endlich, die verlorene Selbstständigkeit und einen Theil der geraubten Güter wieder zu erlangen. Der Leichnam des Abtes Othmar ward feierlich aus seinem Gefängniß=Grabe eingeholt, vom Pabste heilig gesprochen und zur Verehrung aufgestellt. Er bildet noch heute neben den Ueberresten des hl. Gallus die vorzüglichste Reliquie des Kirchenschatzes im Stift.

Kaiser Karl wandte dem Kloster seine Gunst in hohem Grade zu und übernachtete einst in demselben auf einer Reise nach Italien. Bei der Abreise vergaß er die elfenbeinernen Schreibtafeln, welche er bei sich zu führen pflegte. Als ein Bote sie ihm nachbrachte, verehrte er dieselben dem Kloster zum Andenken. Sie befinden sich noch jetzt in der Stiftsbibliothek und zieren den Einband des evangelium longum, eines alten, geschriebenen Buches.

Mit dem Amtsantritt des, von den Mönchen selbst gewählten, Abtes
816 Gozbert begann die Zeit des Aufblühens für St. Galli Zelle. Unter seiner Leitung ward Kloster und Stiftskirche nach einem noch in der Bibliothek aufbewahrten Plane — dem einzigen aus jener Zeit überhaupt noch

existirenden Original-Bauriß — neu erbaut und der Grund zu der nach- 830
mals berühmten Bibliothek gelegt. Daß durch die wechselnden Schicksale des Klosters auch das Gedeihen der um das Gotteshaus angesiedelten Leibeigenen und Freien bedingt ward, ist erklärlich. Von einer Stadtgeschichte St. Gallen's kann somit noch nicht die Rede sein. Das Kloster aber, von Stufe zu Stufe empor sich schwingend, erlangte bald einen Ruf durch die Gelehrtheit seiner Bewohner, mit dem im ganzen deutschen Reiche nur das Stift Corvey in Westphalen sich messen konnte. Es wurde der vorzüglichste Pflanzort von Künstlern und Gelehrten; hier wurden Kinder unterrichtet und Jünglinge herangebildet, Bücher abgeschrieben, Musik eingeübt, Sprachen studirt, in den Zellen, im Garten, in den Werkstätten gearbeitet. Ein Mönch Notker war in der Arzneikunst weit umher berühmt. Die Malerei wurde gepflegt, kunstreiche Dreh- und Schnitzarbeiten geschaffen, und alle Zweige der Kunst und des menschlichen Wissens betrieben. Die Aufzeichnungen der St. Galler Mönche im 9. und 10. Jahrhundert bilden einen Theil der wichtigsten Quellen deutscher Geschichte.

Die nachfolgenden Aebte, unter ihnen besonders Salomon von Ramschwag, der später Bischof von Konstanz wurde, vermehrten die Klostergüter weit umher, pflegten die Wissenschaften, und die Ansiedelungen um den Konvent nahmen immer mehr zu. Salomon erbaute zu Ehren des hl. Mang
auf dem Irahügel in Form eines Kreuzes die noch jetzt stehende St. Mangen- 898
kirche und ließ eine Zusammenstellung der Sachwissenschaften (Real-Encyklopädie) niederschreiben, ein Buch, das noch jetzt in der Stiftsbiliothek aufbewahrt wird und besonders deshalb Beobachtung verdient, weil es wohl das erste Werk dieser Art ist.

Um das Jahr 937 brannte das Kloster zum Erstenmal gänzlich nieder;
ein Schüler, der bestraft werden sollte, hatte aus Rachsucht Feuer in das 937
Reisig unterm Schindeldach geworfen. Da die Madscharen durch ihre Raubzüge ganz Mitteleuropa in Schrecken setzten, so ließ Abt Anno das neuerbaute Kloster sammt umliegenden Häusern mit Mauern, Thürmen und Gräben
umgeben, und aus dieser Zeit datirt die Gründung der eigentlichen 954 bis 974
Stadt. Die nunmehrigen neuen Bürger waren Unterthanen des Klosters und der Aebte, und Letztere benutzten fortan ihre erweiterte und befestigte Selbstherrlichkeit zur Ausdehnung ihrer Macht. Die bisherigen frommen und gelehrten Mönche wurden herrschsüchtig und verschwenderisch, und ihre Aebte geriethen im 11. Jahrhundert in vielfache weltliche Zwiste. Ein Streit mit dem Abt des Klosters auf der Reichenau (im Bodensee) veranlaßte diesen,

1080 St. Gallen zu belagern, dann einzunehmen und Stadt und Kloster zu plündern. Um aber die eroberte Stadt im Zaume zu halten, erbaute der Reichenauer Abt auf der Bernegg oberhalb St. Gallen ein festes Blockhaus, das jedoch im nächsten Jahre von den Bürgern erstürmt und zerstört wurde. Dies Gefühl von Kraft erweckte aber bei den Bürgern den Keim zu der später sich ausbildenden Selbstständigkeit. Bald erhielten sie eigene Gerichtsbarkeit und das Recht, jährlich zwei Jahrmärkte halten zu dürfen. Und als Mailand im Hohenstaufenkriege gänzlich zerstört worden war, wanderten viele gewerbsame Bürger dieser berühmten Handelsstadt Italien's aus, zogen über die Alpen nach Helvetien und bürgerten hier die Leinen- und Zwilch-Weberei ein. Die Familie Zyli in St. Gallen stammt aus jener Zeit, in welcher der Grund zu dem nachmals so berühmten Leinwandhandel dieser Stadt gelegt wurde.

Der sich mächtig entwickelnde Gemeingeist der Stadt errang den Bürgern einen immer größern Einfluß auf Angelegenheiten, deren Entscheidung früher allein vom Kloster abgehangen hatte, und als im Jahre 1212 Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen durch St. Gallen kam, benutzten die Bürger seine Anwesenheit, um sich unter des Reiches Schutz zu begeben. Der Kaiser
1212 erhob St. Gallen zur mittelbaren Reichsstadt gegen Erlegung einer Reichssteuer und gab ihm den aufrechtstehenden, schwarzen Bären im weißen Felde zum Wappenschilde. — Die in schönster Entfaltung begriffene
Im Mai 1215 Stadt wurde aber bald darauf durch eine gewaltige Feuersbrunst, bis auf sechs Häuser und das Kloster, eine Beute der Flammen, und mit ihr verbrannte auch der städtische Freiheitsbrief, „die Hantveste" genannt. Mit dem Wiederaufbau entstand dann die Stiftung des Heiligen-Geist-Spitals, welche die Grundlage des noch jetzt bestehenden städtischen Bürgerspitales wurde.

Um diese Zeit gehörten zwei St. Galler Bürger zu den berühmtesten Minnesängern: Ulrich von Singenberg und Walther von der Vogelweide. Aber Künste und Gewerbsfleiß wurden vielfach gehemmt durch das bis zur Zügellosigkeit ausgeartete Faustrecht des Raubritterthums; die Aebte mußten mehr dem Schwert, als ihrem Berufe leben. Eine Reihe von Kämpfen, in denen die Ritter von Ramschwag als Feinde, der tapfere Abt Wilhelm Graf von Montfort aber als Freund der Stadt am bedeutsamsten hervortraten, bezeichnen jene Zeit. Im Jahre 1292 bestanden die
1292 Bürger den ersten größern Strauß am Niedernholze, aus dem sie siegreich heimkehrten. Gegen Ende des Jahrhunderts erscheinen auch zuerst ur-

kundlich: „Bürgermeister und Rath der Stadt“ als Zeichen immer größerer Selbstständigkeit, und zu Anfang des folgenden giengen die Bürger unter Genehmigung Kaiser Heinrich's VII. das erste öffentliche Schutz- und Trutzbündniß mit den Städten Konstanz, Zürich und Schaffhausen 1312
auf drei Jahre ein. Aber schon im zweiten Jahre desselben begegnete der Stadt das Unglück, abermals sammt Kloster und Kirche abzubrennen. Der 1314
Wiederaufbau führte zur Erweiterung der städtischen Rechte und zu größeren Bündnissen. Bei der von Bürgermeister Brun in Zürich nach der Mordnacht veranstalteten Belagerung von Rapperswyl erschienen die 1350
St. Galler zum ersten Mal mit eigenem Banner im Felde. Aber dabei waren sie vom Abte immer noch so abhängig, daß dieser den Stadtammann und Rath erwählte, Zölle und Steuern von den Bürgern bezog und über Maaß und Gewicht bestimmte. Gleich Appenzell trat St. Gallen dem schwäbischen Städtebund bei und erlangte im folgenden Jahre von Kaiser Wenzel 1377
neue Freiheitsbriefe. Wie nun der Rath ohne Vorwissen des Abtes Kuno von Staffeln Verordnungen erlassen hatte, ward dieser ergrimmt, und klagte beim Städtebunde zu Ulm. St. Gallen aber erhob Gegenklage 1382
und erlangte einen Schiedsspruch, nach welchem den Bürgern all' ihre erworbenen Rechte und Freiheiten verbrieft, sie aber zugleich verpflichtet wurden, dem Abte als ihrem Oberherrn zu huldigen. Die Spaltung zwischen beiden wurde aber dadurch nur immer größer, und zwar um so mehr, als man genau wußte, daß Abt Kuno auf's Engste sich mit Oestreich verbunden hatte. Und als die benachbarten Appenzeller sich gegen den Druck des Abtes erhoben*), wurde zwischen diesem Bergvolke und den Bürgern von St. Gallen ein Bündniß geschlossen, das wohl am Platz gewesen wäre, wenn nicht die Stadträthe zwei Parteien angehört hätten; denn die Einen waren für's Volk, die Andern für den Abt gestimmt. So kam es denn, daß ein Theil der St. Galler mit dem Abte gegen Vögelisegg hinaufzog, und dort durch die Appenzeller geschlagen wurde. Dadurch kam die Stadt in eine fatale Lage zu Appenzell, so daß gegenseitiges Plündern, Brennen und Metzeln an der Tagesordnung war. Durch Vermittlung der Städte Zürich, Ulm und Biberach wurde dann wieder Friede und neue Freundschaft geschlossen, und der Abt, der sich im Kloster nicht mehr sicher glaubte, floh nach Wyl. Und als die Appenzeller in der Schlacht am Stoß ihre Feinde besiegten, erschlugen am gleichen Tage die Bürger von St. Gallen mit Hülfe von 400 Bergleuten in dem Treffen

*) Siehe oben unter Appenzell!

1405 auf dem Hauptlinsberge (jetzt Rosenberg) viele Ritter und Edle, trieben die Oestreicher in die Flucht und eroberten das Stadtbanner von Schaffhausen. Eine Erneuerung des Bündnisses zwischen Appenzell und St. Gallen auf neun Jahre war die Folge. Allein nachdem sie vereint Wyl eingenommen, den Abt Kuno gezwungen hatten, nach St. Gallen zurückzukehren, und durch immerwährende Eroberungen den Bund am obern See erweiterten, wurde, nach der Niederlage bei Bregenz, ihr Bündniß von Kaiser Rupredht als aufgehoben erklärt.

Zwistigkeiten zwischen der Stadt und den Aebten ziehen wie ein rother Faden durch die ganze Geschichte der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, aus welcher die Uebersiedelung des Leinwandgewerbes von Konstanz nach St. Gallen zur Zeit des großen Konziliums, eine dritte furchtbare Feuers-
1422 brunst, die Vergrößerung der Stadt, die Einsetzung des Stadtrathes
1430 in die oberste richterliche Gewalt durch Kaiser Sigismund, die Einführung
1436 der Zünfte und deren Antheil an der Stadtregierung, das Schutzbündniß
1454 mit den eidgenössischen Orten Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Gla-
1457 rus und die endliche Unabhängigkeitserklärung der Stadt vom Kloster als bedeutsamste Ereignisse hervortraten. Von hier an erscheint St. Gallen als freie unabhängige Reichsstadt und zugewandter Ort der Eidgenossenschaft.

Die Stadt hatte sich aber ihrer erlangten Freiheit in den nächstfolgenden fünfzig Jahren nicht viel zu erfreuen. Um diese Zeit war Kaspar von Breitenlandenberg, unter welchem auch das Kloster ein Bündniß
1451 mit den Eidgenossen schloß, regierender Abt, ein gelehrter und gutmüthiger, aber sehr nachlässiger Mann, der der streitenden Stellung, in welcher das Kloster der Stadt gegenüber gestanden hatte, fast Alles vergab. Dies verdroß die Mönche, und sie brachten es dahin, daß Einer ihrer Genossen, Ulrich Rösch, der als armer Küchenjunge in's Kloster gekommen war und sich durch große Geistesgegenwart und Klugheit auszeichnete, zum Sachwalter
1463 und Pfleger der Abtei und später zum Abt ernannt wurde. Diesem Manne gelang es, das seinem Verfall nahe gebrachte Kloster wieder zu einer bewundernswerthen Höhe zu erheben, und seine Partei nannte ihn deshalb den zweiten Gründer der Abtei. Er focht fortwährend die Rechte der Stadt und die Verträge derselben mit dem Kloster an, so daß mehrmals die Eidgenossen darüber entscheiden mußten. Nach allerlei mißlungenen Ränken und aus Aerger darüber, daß die Pfalz, in der er wohnte, rings von der Stadt eingeschlossen sei, ohne daß sie ein eigenes Thor habe, faßte Ulrich mit dem

Konvent den Beschluß, das Kloster nach Rorschach zu verlegen und allmälig durch Bau eines neuen Hafens und anderer nützlicher Anlagen dortselbst den großen Leinwandhandel von St. Gallen wegzuziehen. Wie dies die Bürger erfuhren, wurden sie rasend wild. Sie verbanden sich mit 1200 Appenzellern und 600 Rheinthalern, zusammen 2700 Mann, zogen hinab nach Rorschach und zerstörten sengend und brennend Alles, was der Abt schon 1469
hatte bauen lassen. Da dieser nicht nur von Kaiser Friedrich III. einen Berechtigungsbrief, sondern auch vom Pabste ein Breve für seinen Klosterbau erhalten hatte, so führte diese Zerstörung zu einem furchtbaren Prozeß, neben dem die Stadt noch dazu in den Bann gethan wurde. Der Abt rief die Eidgenossen an, und da St. Gallen sich zu keiner Entschädigung verstehen wollte, so kam's, daß die Stadt von den Eidgenossen 1490
belagert wurde. Die Appenzeller hatten inzwischen unterhandelt, und halfen also nicht die Suppe ausessen, die sie mit eingebrockt hatten. Bürgermeister Varnbühler stellte der Gemeinde ihre bedenkliche Lage vor; aber die Bürger waren so kampfesmuthig, daß sie von Uebereinkunft Nichts hören wollten, ihre Vorstädte selber verbrannten und sich zum äußersten Widerstande vorbereiteten. Varnbühler, der sich nicht mehr sicher glaubte und den Ausgang voraussah, verließ heimlich die Stadt. Schon war es zu Thätlichkeiten gekommen, als es der Vermittlung der Stadt Konstanz und der Grafen von Sargans und Metsch gelang, einen Vergleich zu Stande zu bringen, nach welchem beide Theile sich dem Schiedsgericht der vier Schutzorte unterwarfen. St. Gallen behielt seine Rechte als freie Stadt, mußte aber 30,000 Gl. Ersatz bezahlen und mehrere Besitzungen an die Abtei abtreten. Das Kloster in Rorschach wurde zu einem Schulhause wieder aufgebaut. So endigte der Rorschacher Krieg.

Die der Stadt aufgebürdeten ungeheuren Kosten, welche durch Steuern gedeckt werden mußten, erzeugten nun große Unzufriedenheit unter den Bürgern. Einige Vorsteher, besonders der Salz- und Kornverwalter, hatten sich Vergehen schuldig gemacht; beide Umstände veranlaßten wenige unsinnige Bürger, statt offen aufzutreten, eine geheime Verschwörung gegen den Rath anzuzetteln und das Volk zu den Waffen aufzurufen. Schon stand man sich schlagfertig gegenüber, als es dem Altbürgermeister Merz gelang, den Aufruhr zu dämpfen. Die Rädelsführer wurden ergriffen und acht derselben vor dem Rathhause auf einem Block knieend enthauptet. Der ungetreue Salzverwalter 19. Febr. 1491
wurde ebenfalls am Leben gestraft. Zum Andenken wurde dieser Tag der Blochtag genannt und später, drei Jahrhunderte lang, von der Bürger-

schaft mit Schmausereien gefeiert. In der Geschichte ist dieser Vorfall auch unter dem Namen „unsinniger Donnerstag“ bekannt.

Als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft nahm die Stadt St. Gallen wie sie es schon in den Burgunderkriegen gethan, auch an dem Schwabenkriege und den Zügen nach Italien Theil.

Die Reformation fand in St. Gallen bei der Unwissenheit und dem Wohlleben vieler Mönche und Priester und namentlich in Betracht des alten Haders zwischen Stadt und Kloster raschen Eingang. Merkwürdiger Weise war es kein Geistlicher, welcher den Samen der neuen Lehre zuerst hier ausstreute, sondern ein an Kenntnissen reicher Privatmann weltlichen Standes, der Dr. Joachim von Watt (Vadianus). Dieser, ein persönlicher Freund von Zwingli und andern berühmten Gelehrten seiner Zeit, verlegte sich mit besonderem Eifer auf das Schriftstudium, hielt Vorträge über die Geschichte der Apostel und veranlaßte so, während in der Stiftskirche die alte Lehre vertheidiget wurde, den ersten Durchbruch der Reformation. Ihn unterstützte besonders ein junger Bürger von St. Gallen,
1522 J. Keßler, der nach Wittenberg gieng und unter Luther's Leitung seine Studien betrieb. Es folgten nun Religionsdisputationen und öffentliche Vorlesungen vom zurückgekehrten Keßler und Andern; die Bürgerschaft, schon
1524 längst des Klosterdruckes überdrüssig, schloß sich mit Eifer der neuen Lehre an, und die Messe unterblieb in einigen Kirchen. Da nistete sich auch die
1525 Sekte der Wiedertäufer ein und begann ihr furchtbares Unwesen zu treiben. Obschon von Vadianus bekämpft, wurde sie doch immer größer; es kam zu einer Bibelverbrennung und zu Gräuelszenen, die nur die äußerste Ueberspanntheit zu erschaffen vermag. Hier „tödtete Thomas Schucker, seines Gewerbes ein Lautenspieler, der für einen Propheten galt, durch einen Axtstreich seinen Bruder Leonhard — auf Bitten dieses Letztern, welcher eifersüchtig darauf war, die Ergebenheit Isaak's nachzuahmen — in Gegenwart seines alten Vaters und seiner übrigen Geschwister, welche niedergekniet waren, um den Herrn zu beschwören, er möchte den Engel schicken, welcher den Arm Abraham's zurückgehalten hatte.“ Nur durch das strengste Einschreiten der Regierung konnte dem Unwesen gesteuert werden. Die Reformation aber wurde immer mehr befestiget, und als die Regierung in Bern die neue Lehre mit Gewalt einführte, geschah das Gleiche auch in St. Gallen.
1528 Aus dem Rathe wurden die katholischgesinnten Mitglieder ausgestoßen, aller
und Bilderschmuck aus den Kirchen entfernt, die Klosterfrauen zum Austritt aus
1529 dem Kloster genöthiget, die Mönche des Gotteshauses vertrieben und die

Messe untersagt. Nachdem aber im zweiten Kappelerkriege, an welchem auch St. Gallen Theil nahm, die Katholiken gesiegt hatten, mußte dem Abte Diethelm das Kloster wieder zugesichert werden, und so kam es, daß dieser im darauf folgenden Jahre auf Vermittlung der fünf katholischen Stände dasselbe sammt den altgläubig gebliebenen Geistlichen wieder bezog. Nach 1532
einem Richtspruch hatte außerdem die Stadt 10,000 Gulden für Zerstörungen in der Kirche und im Kloster zu zahlen. Die Laurenzen- und St. Mangenkirche verblieb den Reformirten.

Als sonstige bemerkenswerthe Notizen sind aus dem 16. Jahrhundert noch zu verzeichnen, daß der Leinwandhandel in außerordentlichen Flor kam, daß den Katholiken von der Stadt das Bürgerrecht aufgekündet wurde, 1536
daß man dem Abte Othmar II. zugestand, sich ein eigenes Thor, das Karlsthor, und eine einunddreißig Fuß hohe Mauer zu bauen, die das 1566
Kloster von der Stadt trennte, daß die Stadt die weitläufige Herrschaft 1579
Bürglen im Thurgau um 63,000 Franken erkaufte und ein Gymnasium 1598
stiftete. — Gegen Ende des Jahrhunderts regierte Abt Joachim, ein äußerst humaner Mann, der mit den Bürgern in den freundnachbarlichsten Verhältnissen lebte, ihre Abendgesellschaften besuchte und nie in einen Rechtsstreit mit der Stadt gerieth. Katholiken und Protestanten achteten ihn seines vortrefflichen Geistes und edeln Herzens halber allgemein, und in einer albernen Streitsache mit den Appenzellern ernannte ihn sogar die protestantische Stadt zum Schiedsrichter.

Außer einigen Rüstungen im dreißigjährigen Kriege und zeitweiligen Zwistigkeiten mit dem Kloster fiel nichts Bedeutendes mehr vor, bis der Abt Leodegar Burgisser zum sogenannten Kreuzkrieg Veranlassung gab. Die Katholiken durften nämlich seit der Reformation nicht mit fliegenden Fahnen und aufrecht getragenen Kreuzen durch die Stadt gehen. Alle Aebte hatten dies beobachtet; nur Leodegar setzte sich darüber hinweg. Das katholische Landvolk trat leicht auf seine Seite; es kam nicht nur zu heftigen 1697
Auftritten, es erfolgten sogar beiderseits Rüstungen und Aufgebote von Mannschaften. Der Hofmarschall des Abtes, Fidel von Thurn, leitete diese Händel. Der Stadt wurde die Zufuhr von Lebensmitteln und Kaufmannsgütern abgeschnitten, Boten aufgehalten, die Wasserleitungen verdorben und überhaupt alle jene Beschädigungen ausgeführt, die man sich bei einer Einsperrung erlaubt. Wären die sechs Schirmorte nicht eingeschritten, so würde auch St. Gallen die traurige Erinnerung an einen bürgerlichen Religionskrieg in seiner Geschichte aufbewahrt sehen. —

In dem bald nachher ausbrechenden Toggenburgerkriege erklärte
1712 sich die Stadt St. Gallen, gleich Appenzell, neutral. St. Gallen empfand daher nur mittelbar die Lasten und Folgen dieser unseligen Parteikämpfe. Hader und Zwist mit der Abtei dauerten nach Herstellung des Friedens fort. Im Uebrigen verfloß das achtzehnte Jahrhundert ziemlich in Stille für die Stadt, wenn man Zeiten der Hungersnoth, theilweise Feuersbrünste und Schwankungen im Erwerb und Handelsglück nicht aufzählen will.

So kam denn die französische Revolution mit all' ihren Einwirkungen auf die Schweiz. Das Toggenburg, die allgemeine Bewegung
Februar 1798 benutzend, kaufte sich von der Herrschaft des Abtes los, und dieser legte dann seine weltliche Macht in die Hände des St. Gallischen Landrathes. Hierauf
29. Apr. folgte mit vielem Widerwillen die Annahme der Helvetik, die Errichtung eines Freiheitsbaumes und Aufpflanzung von Fahnen mit den helvetischen Farben, Erbitterung des Landvolkes darüber und Frevel deshalb an städtischem Eigenthum, endlich der Einmarsch eines französischen Heeres und Einzug des Staatsvermögens zu Handen der helvetischen Regierung. St. Gallen aber bildete jetzt mit der Landschaft, dem Toggenburg, dem Rheinthal und Appenzell den „Kanton Säntis", der jedoch, wie wir wissen, nach dem Abzuge der Franzosen sich wieder auflöste. Eine provisorische Regierung strebte hierauf die Bildung des Kantons St. Gallen in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung an. Durch die Vermittlungsurkunde wurden im Jahre 1803 seine jetzigen Grenzen festgesetzt und St. Gallen in die Reihe der eidgenössischen Kantone aufgenommen. Der nunmehrige Große Rath des Kantons beschloß dann am 8. Mai 1805 die Aufhebung der Abtei und vollzog diesen Beschluß, welcher auch von dem Wiener Kongreß aufrecht erhalten wurde.

Graubünden.

1. Rhätien bis zur Entstehung der drei Bünde.

Ueber die Urgeschichte der romantischen Thäler Graubünden's haben wir keine bestimmten Nachrichten. Nur die himmelhohen Berge mit ihren gewaltigen Spitzen und Kuppen wüßten zu erzählen, was einst in grauen Zeiten zu ihren Füßen sich begab. Allein diese gewaltigen Riesen blicken mit stummem Schweigen uns an und scheinen sich heimlich zu freuen, wenn wir aus dunkeln Sagen vergeblich die Wahrheit zu enthüllen suchen.

Jahrhunderte vor der Geburt unsers Erlösers fielen nordische Völkerschaften in Italien ein und eroberten es. Auch jene Gegenden, wo heutzu-

tage die Städte Genua und Florenz sich erheben, wurden von ihnen unterjocht. Da flohen die Besiegten, außer Standes, sich gegen die barbarische Uebermacht zu erhalten, hinauf in die unwegsamen Alpen und ließen sich in den wilden Thälern und Vertiefungen der Berge und an den Mündungen der Flüsse nieder. Ihr Anführer hieß Rhätus, und nach ihm nannte sich der ganze Volksstamm Rhätier. Aus dieser dunkeln Zeit soll die rhäto-romanische Sprache abstammen, welche noch jetzt von einem großen Theile des Graubündnervolkes gesprochen wird. Es ist dies jedoch eine sehr zweifelhafte Annahme. — Nach und nach bauten die Eingewanderten Städte und Dörfer, trugen Käse, Honig, Harz und Pech nach Oberitalien und vertauschten sie gegen andere Lebensbedürfnisse.

Als nach jenem unglücklichen Zuge nach Gallien die Helvetier von den Römern unterjocht wurden, waren die Rhätier das einzige Volk, welches hinter seinen Gletschern und Seen lange Zeit der römischen Herrschaft trotzte, und vielleicht wäre es ihnen gelungen, ihre Freiheit zu bewahren, wenn sie sich mit einem friedlichen und arbeitsamen Leben begnügt hätten. Allein gleich Wilden drangen sie oft aus ihren Schluchten hervor, fielen über die benachbarten Niederungen, besonders über Italien her, verbrannten die Städte, verwüsteten die Gegenden und mordeten Alles, was männlicher Abkunft war. Es schien, als wollten sie sich für den Verlust des schönen Italien's rächen. In ihrer Grausamkeit schlachteten sie selbst Gefangene auf ihren Altären und opferten sie ihren Göttern. Da beschloß etwa 15 Jahre vor Christus, der römische Kaiser Augustus, das wilde Volk zu bändigen und unter sein mächtiges Szepter zu beugen. Zu diesem Zwecke sandte er zwei Heere ab, von denen das eine unter Drusus über die Alpen zog, das andere aber unter Tiberius über den Bodensee in Rhätien eindrang. Wie einst die Helvet er gegen Cäsar, so kämpften jetzt die Einwohner für die Rettung ihrer Freiheit. Aber der Uebermacht der Römer und ihrer Kriegskunst waren sie nicht gewachsen; überall mußten sie erliegen. Da ergriff die Besiegten finstere Verzweiflung; mit wildem Heldenmuthe stürzten sich die Männer im letzten Kampfe in den Tod, und die Mütter schleuderten ihre Kinder den Fremdlingen in's Gesicht, „als müsse mit der Freiheit des Gebirges alles Leben darin vergehen."

Unter der nun folgenden römischen Herrschaft ist Rhätien wenig bekannt, wenn nicht durch die trefflichen Krieger, welche es den Römern lieferte, und wegen des guten Weines, welchen die römischen Hofdichter mit dem berühmten Falerno vergleichen. Als die Helvetier nach Galba's Tode die römische Herrschaft abzuwerfen versuchten, trugen die rhätischen Krieger

Vieles zur abermaligen Unterwerfung ihrer Nachbarn bei. Kaiser Konstantius schlug am Rhein eine Curia, d. h. ein Hoflager auf, und von daher mag wohl der Name Chur herkommen. Auch ist die Wurzel der romanischen Sprache wohl eher in dieser Zeit der römischen Oberherrschaft zu suchen. Schon sehr frühe war auch der Same des Christenthums in die rhätischen Thäler gedrungen; Lucius aus Britannien soll dort eine christliche Gemeinde gestiftet haben. Um das Jahr 450 gab es schon ein Bisthum Chur.

Durch die Völkerwanderung kam Rhätien in heftige Kämpfe mit den
536 Alemannen, dann unter die Herrschaft der Ostgothen und endlich der Franken. Sigisbert, ein Schüler Kolumban's, ließ sich in Hohenrhätien nieder und
614 stiftete in einer wilden Gegend am jungen Vorderrhein das Kloster Disentis. Andere Abteien und Stiftungen entstanden; durch sie wurde der Landbau gepflegt, und Christenthum und Gesittung unter das Volk gepflanzt. Auch hier bildete sich das Lehnwesen immer mehr aus; außer den Bischöfen und Klöstern gab es eine Menge Adelige, welche auf ihr festen Burgen wohnten und über Land und Leute befahlen. Viele dieser Burgen mögen wohl
Um 900 erbaut worden sein, um sich gegen die wilden Madscharen zu schützen, welche das ganze Land verheerend durchzogen.

Als erste Machthaber in den rhätischen Thälern traten bald die Bischöfe von Chur auf. Durch Anbau von Wildnissen, durch Stiftung von Kirchen und Pfründen, durch Kauf und Schenkungen, durch Uebernahme von Schirmpflichten über Thäler und einzelne Ortschaften, durch Erwerb von Lehen und kluge Benutzung der gräflichen Gewalt, welche ihnen schon von Karl dem Großen übertragen worden war, und durch ihre Stellung als Reichsvögte hatten die Bischöfe nach und nach viele Dienstmannen und Unterthanen, Gefälle, Einkünfte, Privilegien und Herrschaftsrechte gewonnen.
1170 Als sie auch noch den fürstlichen Titel erhielten, mußte ihr Ansehen und ihr Einfluß auf weltliche und kirchliche Angelegenheiten sich vermehren.

Die zweite politische Macht des Landes war der zahlreiche rhätische Adel. Die Zahl der Burgen und Ritterschlösser, von deren Größe und Festigkeit noch die Ruinen zeugen, soll sich gegen hundert und sechzig belaufen haben. Ueber die vielen Edeln niederer Stufen hatten sich einige freiherrschende Geschlechter erhoben, von denen neben der Abtei Disentis besonders die Herren von Vatz, Rhäzüns, Belmont, Sax-Misox, Metsch, Aspermont, und die Grafen von Werdenberg, Montfort und Pfullendorf genannt zu werden verdienen. Gegen diese mächtigen Herren und Grafen hatten die

Bischöfe oft schwere Kämpfe; daher bauten auch diese zum Schutze ihrer Unterthanen und Angehörigen Schlösser auf oder kauften sich solche an.

Die große Masse des Volkes endlich diente theils dem Bischofe und seinen Amtleuten, theils dem Adel mit größern oder geringern Verpflichtungen als Hörige; doch gab es seit uralter Zeit auch lehnzinsfreie Leute, welchen es gelungen war, ihre Selbstständigkeit zu erhalten, und welche gleichsam den Kern bildeten, der andere Freigewordene um sich verband.

Seit 916 stand Rhätien unter den schwäbischen Herzogen oder den Hohenstaufen. Das Erlöschen dieses mächtigen Geschlechtes brachte dem Lande die Reichsunmittelbarkeit, aber auch jene schreckliche Zeit des Faust- 1268
rechtes und der Verwirrung, in welcher die Staudenreuter und Heckenfischer, wie man den Raubadel nannte, Friede, Freiheit und Verkehr bedrohten. In dieser Zeit waren es besonders die Freiherren von Vatz, welche ihre ausgedehnte Macht zur Dämpfung des Uebermuthes und zur Aufrechthaltunß der gesetzlichen Ordnung in Rhätien rühmlichst benutzten. Die höchste Macht erreichte dieses Haus unter Donatus, und als dieser ohne männliche Nachkommen starb, kamen seine weitläufigen Besitzungen, die sich beinahe durch 1333
ganz Rhätien erstreckten, durch seine beiden Töchter an die Häuser Toggenburg und Werdenberg-Sargans, welche von nun an neben dem Bischofe in Chur und den Aebten von Disentis als die ersten Machthaber in Rhätien auftraten.

2. Bildung des Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien.

So lange die schwäbischen Herzoge und die deutschen Kaiser aus diesem Hause den Adel im Zaum hielten und die Thäler und Gerichte in gesetzlicher Ordnung gleichsam zu einem Ganzen vereinigten, war das Bedürfniß größerer Freiheit weniger gefühlt worden. Als aber mit dem Erlöschen der Hohenstaufen die kaiserliche Obergewalt erschlaffte und das rhätische Alpenland gleichsam in eine verlassene Stellung kam, als der übermüthige Adel diese Zeit zu Druck und Willkühr benutzte, als immer mehr die Kunde von dem Schwur der Eidgenossen am Vierwaldstättersee in die stillen Thäler drang, als man vernahm, wie sie die Vögte vertrieben hätten und nun freie Leute seien: — da erwachte auch in dem rhätischen Volke das Urgefühl seiner Rechte und das Streben nach bürgerlicher Freiheit und wurde mächtig genährt durch den Anblick der von Alters her freien „Leute ob dem Flimserwald," durch die zunehmende Bürgerfreiheit in der Stadt Chur und durch den Zauberspruch des letzten Frei-

herrn von Vatz, welcher seine Leibeigenen zu Belmont aus freiem Willen „als frye Lüt und nit mer Lybaigen“ erklärte. Daher entstanden bald eine Menge innerer Verbindungen zu gegenseitigem Schutze gegen Willkühr und Unsicherheit des Rechtes, der Habe und der Person. An vielen Orten wandte sich das Volk durch seine ehrwürdigsten Altväter an die Herren, seine Rechte zu wahren und zu schützen, und diese, sich erinnernd, welches Ende der Uebermuth in den Waldstätten genommen, gewährten seine Bitte. Auch gab es viele Edle, welche wohl wußten, daß sie nicht nur durch Bündnisse unter sich, sondern hauptsächlich durch die Treue ihrer Unterthanen ihre eigene Sicherheit befestigen müßten. Daher waren die anfänglichen inneren Verbindungen sehr verschiedener Art, bald unter den Herren allein, bald Bündnisse des Volkes mit den Herren, bald solche, welche es durch die Herren abschließen ließ. Aber man erkannte bald, daß diese kleinern Verbindungen nicht genügten, und daß, sollten sie ihre nöthige Kraft verlangen, man nach größern Vereinigungen streben müsse.

Diese allgemeinen Gründe wurden durch besondere Verhältnisse unterstützt. Der Bischof von Chur sah sich in dem ungeschmälerten Besitze seiner Rechte und Gebiete durch mehrere mächtige Herren bedroht. Daher wandte er sich an seinen Vetter, den Grafen von Werdenberg-Sargans, welcher durch seine Gemahlin, Ursula von Vatz, einen großen Theil der rhätischen Landschaften geerbt hatte, und verband sich mit ihm zu gegenseitigem Schutze. Um aber eine feste Stütze zu haben, ließen beide Herren auch ihre Unterthanen der Verbindung beitreten und so entstand zwischen den Leuten im Oberhalbstein, Avers, Schams, Domleschg bis an die Wasserscheide des Inn, dem Bischofe und dem Grafen um das bischöfliche Gotteshaus Chur herum eine feste Vereinigung zum gegenseitigen Schutze für Recht und Ordnung.
1396 Das war der Gotteshausbund, eine der drei Grundsäulen, worauf der spätere Freistaat erbaut wurde. Durch denselben erhielt das Volk der dabei betheiligten Ortschaften eine innere Kraft, und es konnte nunmehr mit Erfolg gegen Willkühr und Frevel auftreten. Dies zeigte sich auch schon nach wenigen Jahren, als einige Amtleute im Schamserthale sich allerlei Muthwillen erlaubten.

Eine ähnliche Vereinigung kam bald im Oberlande, das heißt, am Vorderrhein und der Umgebung, zu Stande. Unter der Leitung des Abtes von Disentis luden die Häupter des Volkes den Adel zur Feststellung eines Rechtszustandes ein. Denn man mußte sich vor dem Drucke vieler Herren und gegen das muthwillige Benehmen tyrannischer Burgvögte sichern. Der

Adel, um zu verhüten, daß sich das Volk wie im Appenzellerlande von ihm losreiße, gewährte die Bitte der Thalbewohner. So traten denn die adeligen Herren mit den Vorstehern und Boten der Gemeinden im März 1424 unter einem Ahornbaume bei Trons zusammen und schwuren, zur Sicherstellung und Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt als treue Freunde einander zu rathen und zu helfen, „so lange Grund und Grat steht." Das war der obere oder graue Bund, wohl so benannt, weil die Männer, 1424
welche hier einander ihre Hände reichten, lange weiße Bärte und einfache graue Kittel trugen.

Es vergiengen zwölf Jahre; da starb der Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos. Durch seine Gemahlin, Kunigunde von Vatz, war er in den Besitz eines großen Theiles von Prättigau, von Davos und anderer Gebiete gekommen, Nunmehr war es ungewiß, wer sein reiches Erbe erhalten werde, und als sich darüber ein drohender Zwiespalt erhob, so hielten es die theils freien, theils unterthanen zehn Gemeinden oder Gerichte: Davos, Prättigau zum Kloster, Castels, Schiers, Sewis, Malans, Maienfeld, Bellfort, Churwalchen und Schanfik, für zeitgemäß, sich zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten gegenseitig zu vereinigen, damit sie nicht, falls sie unter verschiedene Erben vertheilt würden, durch ihre Getrenntheit einer willkührlichen Behandlung anheimfallen. Daher traten aus allen Gerichten Abgeordnete in Davos zusammen und schwuren den 8. Brachmonat 1436, sich gegenseitig ihre bestehenden Rechte zu schirmen. Das ist der Zehngerichten- 1436
bund, die dritte Grundsäule der rhätischen Freiheit. — Nur ein Schritt war noch nöthig, um alle drei zu einem festen Ganzen zu vereinigen.

Wieder vergingen fünfunddreißig Jahre; da traten Abgeordnete und Stellvertreter des Gotteshausbundes, des grauen Bundes und der zehn Gerichte am rechten Ufer der tosenden Albula auf dem Hofe Vazerol zusammen. 1471
Und im Gefühle der Zusammengehörigkeit erhoben sie ihre Hände zum Himmel und schwuren den Eid gegenseitiger Freundschaft und schlossen mit einander einen ewigen Bund. Das geschah im Jahre 1471, Donnerstag den 28. März, als noch vieler Schnee im Gebirge lag. — Von da an tritt das Alpenland als reichsunmittelaarer Freistaat der drei Bünde in Hohenrhätien auf. Und weil der graue Bund den Ländern Uri und Glarus am nächsten lag und diese am meisten mit ihm verkehrten, so gaben die Eidgenossen bald dem ganzen Staate den Namen Graubünden, der ihm dann bis auf den heutigen Tag verblieb.

All' diese Bündnisse, die besondern, wie das gemeinsame, zeugen für

den rechtlichen Sinn des rhätischen Volkes, das nur einen einfachen, aber sichern Rechtszustand verlangte und nirgends eine Spur von Begier nach gewaltsamer Erweiterung eigener Befugnisse, nirgends Kränkung oder Unterwühlung fremden Rechtes zeigte. Der Bund von Vazerol gewährte dem erworbenen und bestehenden Rechte eines Jeden Fortbestand und Schirm; zu Schutz und Trutz sind Alle verbündet; über Krieg und Frieden und allgemeine Angelegenheiten entscheidet die Gesammtheit; in Streitigkeiten zwischen zwei Bünden ist der dritte Schiedsrichter; der Bund ist ewig, aber zu mindern und zu mehren ist dem kommenden Bedürfniß oder der bessern Einsicht vorbehalten. — Aehnliche Bestimmungen enthalten auch die besondern Bünde.

Daraus ersieht man leicht, daß das Volk nicht unmittelbar durch die geschlossenen Bünde von seinen Unterthanenbanden frei wurde. Die Erwerbung der bürgerlichen Freiheit geschah erst nach und nach durch rechtlichen Loskauf von den Hoheitsrechten der Großen. Dieser Loskauf wurde durch verschiedene Umstände begünstigt; bald starb eine Herrscherfamilie aus, oder sie gerieth in solche Verarmung, daß sie ein Recht um das andere abzutreten sich gezwungen sah; bald kamen rhätische Rechte und Besitzungen an entfernte ausländische Verwandte, welche dieselben um so lieber verkauften, da sie bei ihrer Entfernung wenig Nutzen daraus zogen, — kurz, alle Umstände wurden vorsichtig benutzt; was den Herren gewesen, gieng nach und nach auf das Volk über; das Wenige, das von Abhängigkeitsbanden noch übrig blieb, wurde zuletzt durch die Vermittlungsurkunde gesprengt, so daß von dort an das Volk von Graubünden im ganzen Umfange seines Gebietes vollkommen selbstherrlich war. — Es würde zu weit führen, diese rechtliche Entwicklung der gänzlichen Volksfreiheit stufenweise und in's Einzelne zu verfolgen; wir beschränken uns daher auf das Gesagte und erwähnen noch kurz der sonstigen wichtigen Ereignisse, welche Graubünden erlebte, bis es in die Reihe der eidgenössischen Kantone trat.

3. Fernere wichtige Begebenheiten bis 1803.

Nachdem die toggenburgischen Besitzungen in Rhätien an verschiedene
1477 Erben gefallen waren, kamen sie durch Kauf an das Haus Oestreich. Doch hatten die geschlossenen Bünde schon so viel Kraft, daß vorerst die altherkömmlichen Rechte und Bündnisse bestätiget werden mußten, ehe die Leute im Zehngerichtenbund den Herzogen huldigten. Die beiden andern Bünde aber näherten sich nun mehr als je den Eidgenossen; erst schloß der graue, dann

schon im folgenden Jahre auch der Gotteshausbund mit den freien Nachbarn 1497
ein gegenseitiges Schirmbündniß. Wir wissen bereits, wie dadurch Grau- und 1498
bünden mit in die Schwabenkriege verwickelt wurde und wie sich seine Krieger in mehreren Schlachten, besonders aber auf der Malserheide rühmlichst auszeichneten. In dem darauf folgenden Frieden von Basel
wurde dann Graubünden von Seite Oestreich's und des schwäbischen Bundes 1499
als Freistaat förmlich anerkannt, obschon Oestreich noch lange Zeit in einzelnen Landestheilen hoheitliche Rechte ausübte. — Dann folgten die meist ruhmvollen Kriegszüge nach Italien, aber schon nicht mehr zum Schirme des eigenen Rechtes und zur Vertheidigung des Vaterlandes, sondern für fremde Interessen und auswärtigen Sold. Auf einem dieser Züge 1512
gewann Bünden das Veltlin, Bormio und Kleven wieder, welche Landschaften früher dem Bischofe von Chur gehört hatten, durch den Herzog von Mailand aber weggenommen worden waren. Die Einwohner huldigten den Bündnern, und nunmehr wurden diese Orte als Unterthanenland durch Beamte des Freistaates der drei Bünde regiert.

Die Reformation trennte auch Graubünden in zwei Konfessionen. Als besonderer Vorkämpfer der neuen Lehre wird Komander genannt. Nachdem
dieser auf einem Religionsgespräche zu Ilanz über die Katho- 1526
liken gesiegt, erklärte dann der Bundestag zu Davos allgemeine Religionsfreiheit, jedoch mit Ausschluß der Wiedertäuferei und anderer Sektirer. Allmälig fielen zwei Drittheile des Landes der protestantischen Kirche zu. Doch hatten die beiden Religionstheile neben einander lange keinen friedlichen Bestand, und die kirchliche Parteiung wurde noch durch politische Verhältnisse dermaßen erhöht, daß sie zu furchtbaren Unruhen führten.

Um diese Zeit wurde Graubünden wiederholt durch den Mailänder Abenteurer Kastellan von Müß beunruhiget, welcher räuberische Einfälle in die bündnerischen Unterthanenlande machte. Obwohl öfters gezüchtiget, setzte er doch, offenbar von spanisch-östreichischer Seite unterstützt, seine Raubkriege gegen den Freistaat fort, bis er endlich mit Hülfe der
Eidgenossen aus den geraubten Ländereien vertrieben und seine Festungen 1531
geschleift wurden. — Aber bald sollten von Neuem Streitigkeiten ausbrechen.

Erstlich war das Veltlin den drei Bünden eben nicht sehr ergeben. Denn die Unterthanenlande wurden hart und strenge verwaltet, und die Vögte, welche der Freistaat hinsandte, unterdrückten das Volk auf alle Weise, beeinträchtigten seine Freiheiten und schonten weder Sitten noch Religion.

Sodann suchte S p a n i e n, das die Herrschaft über Mailand hatte, sich auch in den Besitz des Veltlin's zu setzen, um mit Oestreich in Verbindung zu stehen. Das war aber F r a n k r e i c h nicht recht, welches den Spaniern entgegenarbeitete. Beide Mächte bewarben sich deshalb um ein Schutzbündniß mit den Bündnern, das Gleiche geschah auch noch von V e n e d i g. Für jede dieser Mächte bildete sich bald eine besondere Partei, das franzö-
1564 sische Bündniß siegte und wurde zu Davos beschworen. Von da an durchtobten heftige Parteistürme die rhätischen Thäler. Da wurden bald von dieser, bald von jener Partei sogenannte S t r a f g e r i c h t e niedergesetzt, in welchen sie gegenseitig sich verbannten und mit Kerker und Tod bestraften. Nach zehnjährigen, oft blutigen Zwisten gelang es endlich der Eidgenossen-
1574 schaft, eine Vermittlung zu Stande zu bringen und der unglücklichen Republik wieder Ruhe zu verschaffen.

Aber nicht lange, so wurden abermals Bündnisse mit Frankreich und Venedig Ursache von neuen, noch grauenvolleren Unruhen. Der spanische Statthalter in Mailand ließ, voll Erbitterung darüber, daß die Bündner sich an die Franzosen anschlossen, auf einem Hügel am Comersee eine Fe-
1603 stung bauen, welche das Veltlin beherrschte und ihm den Paß nach Bünden sicherte. Und als auch jetzt noch das spanische Bündniß hartnäckig zurückgewiesen wurde, begann er mit dem Bau einer zweiten Festung, der ersten gegenüber, und hemmte den Verkehr. Da erhoben sich die Parteien auf's Neue, die Eine schob die Schuld des Unglückes auf die Andere; wieder wurden Strafgerichte eingesetzt, grausame Urtheile gefällt und vollzogen und unmenschliche Verfolgungen angestellt. Und weil die spanische Partei Katholiken waren, so nahm der Streit bald die Gestalt eines Religionskrieges an, und beide Konfessionen reizten sich gegenseitig durch Gewaltthaten zu immer größerer Wuth. Da, mitten in diesen Gräueln, stürzte der Berg Konto plötzlich auf
1618 den reichen Flecken Plurs ein und begrub ihn mit mehr als 2000 Menschen unter dem Schutte. Aber die Gräuel der Parteiwuth hörten deshalb nicht auf; die Freunde des spanischen Bündnisses wandten sich an Oestreich; die Veltliner, von J a k o b R o b u s t e l l i aufgewiegelt, vollbrachten jenen
1620 gräuelvollen V e l t l i n e r m o r d, durch welchen schonungslos Alles dem Tode anheimfiel, was reformirt war, und rissen sich von der bündnerischen Herrschaft los. Da zogen die Züricher und Berner den Bündnern zu Hülfe; die fünf katholischen Orte aber sandten dem grauen Bunde Mannschaft, welcher sich förmlich von den andern Bünden losreißen, das Veltlin allein für sich gewinnen und in den eidgenössischen Bund treten wollte. Das erbit-

terte die Gegner noch mehr. Der graue Bund wurde mit Gewalt unter- 1621
worfen; da drangen die Oestreicher über die Grenzen, unterjochten das Engadin und das Prättigau, raubten und brannten und zwangen die Bewohner zur Unterwerfung. Aber nicht lange, so bewaffnen sich die Prättigauer 1622
in den Wäldern mit Knitteln und Keulen, dringen muthig hervor, werfen sich auf die fremden Kriegshaufen und jagen sie wild vor sich her. Da zogen die Oestreicher ab, brachen aber nochmals verheerend über das Engadin herein und bezwangen nach verzweiflungsvoller Gegenwehr abermals die unglücklichen Bewohner. Da sandte Frankreich, eifersüchtig auf Oestreich's 1624
Macht, ein Heer nach Graubünden, und dieses, verbunden mit Eidgenossen und Bündnern, vertrieb die Oestreicher und eroberte Kleven und Veltlin wieder. Aber nochmals fiel ein östreichisches Heer in das Land; nochmals 1625
kamen auch die Franzosen und eroberten wieder Alles. Jetzt kam es den Letztern sogar in den Sinn, das Eroberte auch zu behalten. Da sahen endlich die Bündner ein, daß sie sich selber helfen müßten. Die angesehensten Männer der drei Bünde traten zusammen und schwuren, nach dem Beispiele ihrer Väter zu Trons, Alles daran zu setzen, ihr Vaterland von fremdem Joche zu retten. Da ward heimlich für das Befreiungswerk gerüstet; auf einmal griff das ganze Land zu den Waffen und die Franzosen mußten die 1637
Thäler verlassen. — So waren die Bündner wieder im Besitze ihrer Unabhängigkeit und ihrer Vogteien, und dieser Besitz wurde auch von Mailand und Oestreich durch Verträge anerkannt. — Der westphälische Friede brachte sodann den drei Bünden die völlige Unabhängigkeit von Kaiser 1649
und Reich.

Jetzt folgte ein anderthalbhundertjähriger Friede. Der Zustand des Freistaates während dieser langen Zeit ist so ziemlich demjenigen der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts zu vergleichen. Es war auch für Graubünden die Zeit des Oertligeistes und der allmäligen Erschlaffung.

Die drei Landschaften Veltlin, Kleven und Worms hatten als bündnerische Unterthanen wieder Vieles durch harten Druck zu leiden. Als daher nach der ersten französischen Revolution der General Napoleon Bonaparte die zisalpinische Republik mit der Hauptstadt Mailand errichtete, verlangten jene Unterthanenlande Bünden's, diesem Freistaate einverleibt zu werden. Graubünden aber wollte dies nicht gestatten und rief die Vermittlung Napoleon's an. Dieser schrieb den Bündnern: „Behaltet Euer Veltlin, allein erhebet es zu einem freien Staate; die drei Landschaften mögen der vierte Bund Eures Freistaates werden." — Allein die Bündner

konnten es nicht über sich bringen, ihre frühern Unterthanen als Ihresgleichen zu behandeln. Als die bestimmte Frist vorbei war, ohne daß Napoleon Antwort erhielt, schlug der General die drei Landschaften einfach zur zisal-
22. Okt. 1797 pinischen Republik. Dadurch verlor Graubünden nicht allein seine Vogteien, sondern auch noch alle Besitzungen, welche es in denselben hatte und deren Werth sich auf acht Millionen Franken belief. Das weckte den Zorn des Volkes gegen die Beamten, welche an der Spitze der Geschäfte standen.

Als bald darauf die Franzosen über die Schweiz hereinbrachen und ihr die helvetische Republik aufzwangen, wurde auch Bünden zum Beitritte eingeladen. Allein der Alpenstaat weigerte sich, seine alten Einrichtungen aufzugeben. Und als das französische Direktorium drohte, so wurden Frank-
1798 reich's Freunde aus Bünden verjagt, das Land bewaffnet und 8000 Oestreicher in dasselbe gerufen. Jetzt wurde das Land der Schauplatz blutiger Kämpfe, in welchen endlich, nach dem Siege des Massena bei Zürich, die Franzosen auch in Graubünden die Oberhand gewannen, die Oestreicher vertrieben und das verwüstete und in gräßliches Elend versunkene Land mit der helvetischen
1799 Republik vereinigten. Der wirkliche Eintritt Graubünden's in den eidgenössischen Bund, wodurch sich das Alpengebiet, wenn auch nicht seine Einrichtungen, doch seine Freiheit rettete, erfolgte durch die Vermittlungsurkunde 1803, und der nunmehrige Kanton, scheinbar an Selbstständigkeit verlierend, gewann dadurch an innerer Festigkeit. Seit dieser Zeit schritt Graubünden, wenn auch langsam, doch besonnen vorwärts, so daß die mächtigen Stürme, welche die übrigen Kantone durchzogen, spurlos an ihm vorübergiengen.

Wallis.

Wie alle freien Stämme Helvetien's, so wurden auch die Anwohner des Rhonethales von den weltbesiegenden Römern bezwungen. Die Völkerwanderung machte sodann der fünfhundertjährigen römischen Herrschaft ein Ende, verwüstete aber das Land und brachte es unter die Herrschaft der
460 und 535 Burgundionen, und später unter diejenige der Franken. Unter diesen hatte das Volk blutige Kämpfe gegen die Lombarden und Sarazenen zu bestehen. Als nach dem Tode Karl's des Großen, welcher auch dem Wallis durch mehrere wohlthätige Einrichtungen seine Gunst bewies, das karolingische Reich sich auflöste, kam das Land an Rudolf von Strätlingen, der
888 an der Spitze des neuen Königreiches Burgund auftrat und sich zu St. Moritzen vom Erzbischof von Besancon als König Rudolf I. krönen ließ.

In den vielen Kämpfen mit seinen Feinden schlugen sich die Walliser tapfer für ihren neuen Herrscher, der nach seinem Tode in der Abteikirche zu St. Moritzen begraben wurde. Unter seinen Nachfolgern hatte das Land mit den Ungarn und Sarazenen neue, heftige Kämpfe zu bestehen. Nach dem Tode König Rudolf III. kam das burgundische Reich wieder an die deut- 1032
schen Kaiser, und mit ihm auch Wallis, welches später unter die milde Herrschaft der Zähringer gelangte. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes entspannen sich eine Menge Kämpfe zwischen dem mächtig gewordenen Adel, an dessen Spitze der Bischof von Sitten stand, und dem Volke welches die völlige Unabhängigkeit des Landes zu erringen suchte. In diese Zeit gehört die Schlacht auf der Seufzermatte bei Leuk, in welcher 1318
ein großer Theil des Walliser Adels erschlagen wurde. Bald mischte sich auch Savoyen in die Händel, indem es von den bedrängten Bischöfen zu Hülfe gerufen wurde. Das Wallis wurde mehrmals unterworfen und übel mitgenommen, bis die große Schlacht bei Viesch, die Thränenschlacht 1388
genannt, das Land für den Augenblick befreite. Viertausend Savoyarden waren hier um's Leben gekommen. Allein schon im folgenden Jahre wurden die Unterwalliser auf's Neue unterworfen, und die Oberwalliser mußten sich zu einem beschwerlichen Frieden bequemen.

Merkwürdig ist besonders die Art und Weise, wie die Oberwalliser gegen ihren Landeshauptmann, den Freiherrn von Raron, auftraten. Sie 1414
hatten vielerlei Klagen gegen ihn, wie z. B. daß er ohne ihre Zustimmung mit Savoyen einen Bund geschlossen habe, daß er und andere Herren die alten Rechte vergessen und das Volk unter das Joch der Knechtschaft bringen wollten. Die Erbitterung wuchs dermaßen, daß man im Zehnten Brieg — das Land war in sieben Zehnten eingetheilt — sich empörte und gegen den Herrn von Raron die Matze erhob. „Die Matze," so wird erzählt, „war ein gewaltiger Holzblock, in welchen man ein trauriges Menschenantlitz, eine Metze, schnitzelte, und welchen man mit Ruthen und Dornen umwand. Diese lange Gestalt, welche die geschändete Gerechtigkeit darstellte, wurde auf öffentlichem Platze ausgestellt. Als das Volk herbeiströmte und einen Kreis um die Säule bildete, trat ein kühner Mann herzu als Matzenmeister und Fürsprech derselben. Als das Volk den Herrn bezeichnete, welcher der Gegenstand der Volkswuth war, neigte der Matzenmeister die Gestalt. Da näherte sich Jeder, der sich der unterdrückten Gerechtigkeit annahm, der Matze und schlug als Zeichen der Beipflichtung einen Nagel in dieselbe. Jetzt wurde der Herr von Raron genannt: da verbeugte sich die Matze tief bejahend.

Darauf trug man sie in alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen." Der Freiherr floh; das Volk aber brach seine Burgen und verheerte seine Besitzungen. Es entspannen sich neue Kämpfe, in denen die Stadt Bern den Herrn von Raron unterstützte, weil er daselbst Bürger war; Uri und Unterwalden aber halfen dem Volke, weil sie durch dasselbe das Eschenthal wieder zu erhalten hofften. Nach langen, selbst blutigen Streitigkeiten mußten die Walliser den ihrem
1420 Landeshauptmann zugefügten Schaden wieder vergüten; allein die Macht der Herren von Raron war gebrochen, und die Oberwalliser hatten ihre Freiheit gerettet.

Unter dem Bischofe Walter von Supersax, einem deutschen Oberwalliser, welcher in seinem Bisthum den savoyschen Adel zu vernichten suchte, schlossen die sieben Zehnten des Oberwallis ein ewiges Freundschafts-
1473 bündniß mit Luzern, Uri und Unterwalden und zwei Jahre später auch mit Bern und befestigten dadurch ihre Freiheit.

Und als zur Zeit der Burgunderkriege der Bischof von Genf mit einem zahlreichen savoyschen Heere in's Wallis einfiel und bis Sitten vordrang, da versammelten sich die Walliser um ihren Landesbischof, schlugen mit Hülfe der Berner, Solothurner und Graubündner den dreimal größern Feind und brachten ihm in der Nähe von Sitten eine furchtbare Niederlage bei. Dann
1475 zogen sie aus, eroberten das savoysche Unterwallis und ließen es fortan durch Vögte als Unterthanenland verwalten. — Und endlich erlangten sie nach den Schwabenkriegen durch den Frieden zu Basel vom deutschen Kaiser
1499 die förmliche Anerkennung ihrer Unabhängigkeit.

Welchen Ausgang die italienischen Feldzüge nahmen, auf denen der Kardinal Schinner die Walliser und Eidgenossen anführte, wissen wir. Sodann kam die Reformation und rief auch im Rhonethal einen langjährigen heftigen Parteikampf hervor. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Anhänger der beiden Konfessionen einander an Zahl so ziemlich
1551 gleich, so daß die Walliser Tagsatzung allgemeine Duldung aussprach. Bald aber erhielten die Katholiken wieder das Uebergewicht; es kamen die Kapuziner und die Jesuiten, und die Walliser Tagsatzung beschloß sodann,
1604 die vornehmsten Reformatoren zu vertreiben. Da zogen die Protestanten aus, um sich im Waadtlande oder Bernergebiete eine andere Heimath zu suchen.

Als diese Zwiste beigelegt waren, folgte für das Wallis eine hundertfünfzigjährige Ruhe. Die französische Revolution ergriff sodann auch

das Unterwallis, welches sich gegen seine Herren im Oberwallis erhob; jedoch 1790
durch den Landsturm dieser Letztern wurde die Ruhe wieder hergestellt. Durch den Einbruch der Franzosen in die Schweiz wurde das Land bald darauf mit der helvetischen Republik vereiniget, jedoch schon nach vier Jahren 1798
von Napoleon als eine selbstständige Republik erklärt. Allein der Ge- 1802
waltige hatte mit dem Ländchen noch Anderes vor; er löste die Republik wieder auf und vereinigte das Wallis unter dem Namen „Departement 1810
du Simplon“ mit seinem mächtigen Königreiche. Der Sturz des Selbstherrschers im Jahre 1814 befreite jedoch das Land wieder von den französischen Banden und es wurde von der Tagsatzung in die Reihe der eidgenössischen Kantone aufgenommen.

Neuenburg.

Um jene Zeit, wo die Madscharen Einfälle in Deutschland und Helvetien machten, erhob sich am Neuenburgersee ein festes Schloß, und seine Herren nannten sich die Grafen von Neuenburg. Um das Schloß herum entstand dann eine Stadt, welche sammt der Umgegend den Grafen gehörte, jedoch von diesen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts einzelne Freiheiten 1214
und eine Verfassung erhielt, beinahe wie sie die Reichsstädte besaßen. Daher konnte sich auch das freie Gemeinwesen schon frühe entwickeln. Später schloß der Graf von Neuenburg zum Schirme seines Hauses und seiner Herrschaft ein Burgrecht mit der Stadt Bern, und von da an gehörte die 1406
Grafschaft nicht blos vermöge ihrer Lage, sondern auch als Mitverbündete zur Schweiz. Schon damals hatte das Volk sich bedeutende Rechte erworben. Entstanden Streitigkeiten zwischen dem Grafen und der Bürgerschaft, so waren eide verpflichtet, sich der Vermittlung des Schultheißen und Rathes der Stadt Bern zu unterwerfen.

Dieser große Einfluß der Berner Herren auf die Zustände in Neuenburg zeigte sich auch bei der Einführung der Reformation. Wilhelm Farel hatte hier gepredigt und in der Stadt bald großen Anhang gefunden. Da verlangten die Herren von Bern, man solle die Bürgerschaft abstimmen lassen. Es geschah; mit achtzehn Stimmen siegte die Predigt über die Messe; da wurde der katholische Glaube abgeschafft und Farel an die 1530
Spitze der Kirche von Neuenburg gestellt. — Auf dem Lande ging's zwar langsamer; allein Farel überwältigte auch hier mit Hülfe der Berner alle Hindernisse; die Reformation wurde überall eingeführt; nur zwei Ortschaften, Landeron und Krissach, behielten den alten Glauben.

Die Familie der Neuenburger Grafen starb aus. Da kamen nicht weniger als fünfzehn Bewerber und stritten sich um die Herrschaft dieses Landes. Doch nur zwei derselben fanden Anhänger in den Gemeinden, nämlich Frankreich und Preußen. Man beabsichtigte schon damals, aus Neuenburg einen Schweizerort zu machen; allein die Befürchtung lag nahe, es möchten die Schweizer daraus weniger einen Freistaat, als eine Vogtei errichten wollen; daher verwarfen die Neuenburger diesen Plan. Bald zählte die preußische Partei am meisten Anhänger; denn Preußen schien mächtig genug, um im Nothfalle Neuenburg zu schützen, und zu weit entfernt, um der Sebstständigkeit dieses Staates schaden zu können. So entschieden sich denn die Neuen-
1707 burger für den König von Preußen, welcher sich insbesondere verpflichtete, das neuenburgische Fürstenthum „nicht zu veräußern durch Kauf oder Tausch, nicht zu theilen, nicht zu verpfänden, nicht zu versetzen", mit dem ausdrücklichen Beisatze: „Der König willigt ein, daß Ihr Eures Eides entbunden und ledig sein sollt, im Fall er seinen Verpflichtungen nicht nachkäme". Nun war Neuenburg ein preußisches Fürstenthum, in der That aber ein völlig selbstständiger Staat, indem der entfernte König-Fürst hier völlig machtlos war. Dagegen beklagten sich die Neuenburger als entschiedene Republikaner bitterlich über den Verlust ihrer Unabhängigkeit, um welche sie der Einfluß einiger hohen Geschlechter brachte. Es kam sogar später zu einem Aufstande,
1768 in welchem das Haupt der Königlichgesinnten erschossen wurde und welche die Besetzung Neuenburg's durch eidgenössische Truppen herbeiführte. Die Folge davon war, daß den Neuenburgern neue Freiheiten gewährt wurden.

Die französische Revolution und die Eroberungskriege Napoleon's änderten die Sache. Preußen trat schon zu Ende des Jahres 1805 zuwider dem Erwerbsvertrage das Fürstenthum Neuenburg an Napoleon ab. Das geschah mehr als ein Jahr vor dem Tilsiter Frieden. Napoleon verschenkte
1806 es dann an seinen Marschall Berthier. Dieser aber kümmerte sich wenig um die Verhältnisse des Landes und um dessen Leitung.

Als dann die Heere der verbündeten Mächte zum Sturze Napoleon's durch die Schweiz zogen, besetzten sie auch Neuenburg. Den Anstrengungen der adeligen Herren in diesem Fürstenthume gelang es sodann, die preußische Oberherrschaft wieder herzustellen, ohne jedoch das Volk dabei um seinen Willen zu fragen. Im Wienervertrag von 1815 wurde die Herrschaft des Königs von Preußen über Neuenburg in der alten Weise, wie vor der Zeit des Tilsiter-Vertrages, festgesetzt, zugleich aber bestimmt, daß Neuenburg als schweizerischer Kanton mit der Eidgenossenschaft vereiniget sei.

Aus dieser Doppelstellung entspannen sich dann in der Neuzeit heftige Reibungen mit Preußen, die jedoch, Dank der ruhmvollen Gesammterhebung der Eidgenossenschaft, die völlige Anerkennung der Unabhängigkeit Neuenburg's von Seite Preußen's zur Folge hatten.

Genf.

Der Ursprung Genf's ist unbekannt. Julius Cäsar erwähnt dieses Ortes zuerst. Dieser Feldherr sagt in seinen Schriften, worin er seine Feldzüge erzählt, daß er die Rhonebrücke daselbst habe zerstören lassen, um den Durchzug der Helvetier zu verhindern, und daß er dem linken Flußufer entlang eine Schanze aufgeworfen habe. Damals war Genf eine Grenzstadt der Allobrogen, welche unter römischer Herrschaft standen und römische Gesetze und Religion angenommen hatten. Zahlreiche Inschriften, Münzen und große Ueberreste der Baukunst beweisen, daß sich die Weltbesieger lange in diesen Gegenden aufhielten. Als die Römer Gallien unterworfen hatten und dieses Land in siebenzehn Provinzen eintheilten, wurde Genf die Hauptstadt einer Unterabtheilung der Provinz Vienne. Durch die Völkerwanderung kam die Stadt unter die Herrschaft der Burgundionen,
dann der Ostgothen und endlich der Franken. Während dieser Zeit 536
wurde sie oft verheerrt und verbrannt und nahm nur den schmalen Gipfel des Hügels ein, um welchen sie sich jetzt erstreckt. Das Christenthum fand hier raschen Eingang, so daß in Genf schon sehr frühe ein Bischofssitz errichtet
wurde. — In der Folge kam Genf ebenfalls an das neue Königreich 888
Burgund und nach dessen Auflösung wieder an das deutsche Reich. 1038
Konrad der Salier, welcher sich die Anerkennung als Kaiser nach langem Kampfe erzwungen hatte, ließ sich in Genf durch den Erzbischof von Mailand krönen. Mächtige Herren der Nachbarschaft, besonders aber der Graf von Genevois, welcher mehrere Rechte besaß, suchten zum Nachtheile des Reiches die Oberherrschaft an sich zu reißen. Deshalb, wie es scheint, und um diese Zeit übertrugen die Kaiser den Bischöfen von Genf die weltliche Macht, indem sie zugleich den Bürgern bedeutende Vergünstigungen, Freiheiten und städtische Vorrechte gewährleisteten. Es entstanden nunmehr öftere Streitigkeiten zwischen den Grafen, welche gerne die Macht der Bischöfe geschwächt und für sich erweitert hätten, und den Bischöfen, welche hinwieder auf die Grafen eifersüchtig waren. Dies Verhältniß wurde von der Bürgerschaft zur Erweiterung ihrer Rechte klüglich benutzt, indem sie je nach Umständen bald diesem, bald jenem half, und dafür auch bald von diesem, bald

von jenem neue Vergünstigungen erhielt. — Auch die Grafen von Savoyen warfen ihr Augenmerk auf Genf. Um so wachsamer waren die Bürger für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit. Darin sahen sie sich oft durch ihre Bischöfe unterstützt, von denen mehrere ausgezeichnete Prälaten und wahre Freunde der Volksfreiheit waren. Als solcher wird im 15. Jahrhundert Johann von Brogni genannt, welcher zuerst Schweine hütete und dann bis zur Würde des Bischofes emporstieg.

Die Macht der Grafen von Savoyen vergrößerte sich immer mehr durch Kauf und Erbschaften. Sie brachten, als das Geschlecht des Grafen von Genevois ausstarb, dessen Güter an sich, legten sich zuletzt die herzogliche Würde bei und fiengen an, auf die höhere Klasse in Genf einen Einfluß auszuüben, welcher der Freiheit den Todesstoß hätte versetzen können, wenn die Bürger nicht wachsam gewesen wären und treu zusammen gehalten hätten. Bald gelang es den immer mächtiger werdenden Herzogen, den Bischofsstab in die Hände ihrer Familie oder sonstiger Günstlinge zu bringen, welche durch ihre Willkühr den Haß der Genfer auf sich zogen. Muthvolle Männer, besonders die feurige Jugend, an deren Spitze der fünfzigjährige Berthelier stand, vereinigten sich unter dem Namen „die Kinder Genf's", um offen gegen den Druck des Bischofes Johannes VII. aufzutreten und ein
1519 Bündniß mit Freiburg abzuschließen. Allein, von dem Herzoge von Savoyen unterstützt, welcher an der Spitze einer Armee in die Stadt eindrang, gelang es dem Prälaten, das Bündniß wieder aufzulösen. Berthelier fiel als Opfer seiner Freiheitsliebe durch das Schwert. Bevor der Herzog die Stadt verließ, berief er alle Familienväter in die St. Peterskirche, wo sie von einem drohenden Kreis von Soldaten umgeben wurden. In dieser „Hellebardenversammlung" mußten sie dann des Herzogs Oberhoheit feierlich anerkennen. Allein kaum war der Herzog fort, so wurden die Beschlüsse des Hellebardenrathes aufgehoben und ein Burgrecht mit
4. Febr. 1526 Bern und Freiburg abgeschlossen. „An diesem denkwürdigen Tage", sagt ein Genfer Schriftsteller, „war Genf aus einer savoyschen eine Schweizerstadt geworden."

Der nun folgende Bischof, ein schwacher und wankelmüthiger Fürst, schien sich einige Zeit zur Bürgerschaft hinneigen zu wollen, welche sich unter ihm einige neue Rechte erwarb; allein nur zu bald fiel er wieder unter den Einfluß Savoyen's zurück. Lange Jahre hindurch erhob dieses Haus Ansprüche auf die Herrschaft über die Stadt und bestritt den Bürgern hauptsächlich das Recht, Bündnisse zu schließen. Außer dem Klerus und dem

Adel hatte Savoyen noch eine mächtige Partei für sich, deren Anhänger mit dem Spottnamen „Mamelucken“ bezeichnet wurden, während sich die Freunde der Freiheit „Eidgenossen“ (Eidgnots) nannten. Die Streitigkeiten der Genfer mit dem Herzoge von Savoyen kamen vor die schweizerische Tagsatzung. Während sich die Sache in die Länge zog, hörte der Herzog nicht auf, unter der Hand diejenigen zu necken, welche er unterwerfen wollte. Dies that er durch den sogenannten **Löffelbund**, eine Vereinigung von räuberischen Adeligen aus der Nachbarschaft, besonders aus dem Waadtlande, welche sich spottend geäußert hatten, Genf mit Löffeln essen zu wollen. Sie fügten den Genfern Leides zu, was sie nur konnten, überfielen ihr Gebiet und verwüsteten das Land.

Mittlerweile drang auch die **Reformation** in diese Gegenden. **Farel** und sein Schüler **Froment** predigten hier die neue Lehre und zählten bald eine große Menge Anhänger unter den Bürgern. Als sie aber offen auftreten wollten, sahen sie sich genöthiget, zu entfliehen, und es entstand in der Stadt solche Parteiung und solcher Tumult, daß blutige Handgemenge 1533
Statt fanden. Umsonst suchten die Räthe, aus Furcht vor Savoyen, das leicht diese Zwiste zu seinem Vortheile benutzen konnte, zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben. Die „Kinder Genf's“, von Bern aus unterstützt, verlangten drohend die Abschaffung des katholischen Glaubens. Um den Schein der Gesetzlichkeit zu retten, wurde unter Farel's Leitung ein **Religionsgespräch** angeordnet, welchem die Abschaffung der Bilder, die Verbannung des katholischen Kultus und die Auswanderung einer großen Zahl dem alten Glauben treu gebliebener Familien folgte. Der Bischof, welcher entflohen war, wurde als abgesetzt und seiner Rechte verlustig erklärt, und die Stadt verwüstete seine Vorstädte, welche beinahe die Hälfte ihrer Ausdehnung einnahmen.

Was der Rath befürchtet hatte, geschah. Der Herzog von Savoyen suchte die Erbitterung, welche Genf's Abfall bei den Katholiken hervorrief, zu benutzen, um die Stadt wieder in seine Gewalt zu bringen. Nach einem mißlungenen Versuche, sie im Einverständnisse mit seinen Anhängern in Genf zu überfallen, läßt er sie durch eine Menge Kriegsvolk von allen Seiten einschließen. In ihrer Noth wandte sich die Stadt an Bern, und als man hier zögerte, auch an Frankreich. Da zog endlich **Hans Franz** 1536
Nägeli mit einem Bernerheere heran und befreite sie wieder.

Jetzt setzte sich auf Farel's Betreibung **Calvin** aus Noyon in Frankreich, ein persönlicher Freund Zwingli's, in Genf nieder, um die neue Ord-

nung durch außerordentlich strenge Gesetze zu befestigen. Das geschah aber nicht ohne heftigen Widerspruch; Bürger, welche eifrig zur Befreiung ihres Vaterlandes mitgefochten hatten, wollten sich nicht in die rauhe Zucht des Reformators fügen, dessen Einfluß sich eben so sehr auf die weltliche Herrschaft, als auf die geistigen Angelegenheiten erstreckte, und der sich, obwohl nüchtern, uneigennützig, arbeitsam und unermüdlich, in mehreren Handlungen seines Lebens grämlich, gebieterisch, grausam und unbezwingbar eigensinnig erwies. Er führte ein neues Gesetzbuch ein, welches mit furchtbarer Strenge die Verbrechen gegen Religion, Staat und Sitten mit dem Tode bestrafte. Die geringsten Fehler wurden mit Geldbußen, Gefängniß, Ruthe und Verbannung gebüßt. Durch diesen politisch-religiösen Reformator erwarb sich Genf einen solchen theologischen Ruf, daß es den Beinamen eines protestantischen Rom's erhielt. — Bald nach seinem Tode schloß die
1584 Stadt ein ewiges Bündniß mit Zürich und Bern; sie war damals die Zufluchtsstätte der protestantischen Flüchtlinge aus Frankreich, Italien und England, die von allen Seiten herbeiströmten. Mehrere aus ihnen wurden in die Räthe gezogen und mit ihrer Hülfe die Verfassung, welche früher volksthümlich war, in einem aristokratischen Sinne umgeändert. Seit Calvin lag die Berathung der Gesetze in den Händen eines kleinen Verwaltungsrathes, der zugleich die oberste richterliche Gewalt besaß, und eines Großen Rathes von ungefähr 250 Mitgliedern, der sich immer wieder selber ersetzte. Die Bürger, welche sich in außerordentlichen Fällen als allgemeiner Rath versammelten, hatten beinahe nichts mehr zu thun, als die obersten Regierungsglieder, die man ihnen vorschlug, zu bestätigen. Eine solche Einrichtung mußte die Oligarchie begünstigen.

Unterdessen hatte Savoyen, obwohl für den Augenblick gedemüthiget, seine Herrscherpläne noch nicht aufgegeben. Karl-Emanuel, welcher den herzoglichen Thron bestiegen hatte, sann bald auf die Einnahme Genf's und rüstetete sich im Stillen. Er war dem Bunde zwischen dem Pabste und Spanien gegen Frankreich beigetreten. Frankreich überredete die Berner und Genfer, die Waffen zu ergreifen, und diese unternahmen nun in der ganzen Umgegend Streifzüge, welche beinahe immer mit Erfolg gekrönt wurden.
1589 bis 1592 Der Krieg dauerte mehrere Jahre, während denen Genf heldenmüthig stritt. Es war eine Zeit des Ruhmes und des Elendes für die arme Stadt, welche bald durch die selbstsüchtige Politik ihrer Verbündeten allein dastand, hin und her geworfen und verheert wurde und einem zehnmal stärkern Feinde Nichts entgegenzusetzen hatte, als ihre Vaterlandsliebe und ihr Vertrauen auf Gott.

Der Friede war zwischen Frankreich und Savoyen geschlossen worden, und Heinrich IV. hatte förmlich erklärt, daß Genf sich als freie Stadt unter der Zahl der mit der Eidgenossenschaft verbündeten Orte befinde, und dieses Bündniß war im Vertrage gewährleistet; aber Karl Emanuel hatte sein Vorhaben noch keineswegs aufgegeben. Er bereitete einen geheimen Feldzug vor, welcher, nachdem er ihn lange überdacht hatte, ihm einen sichern Erfolg versprach. In der Nacht vom 12. Christmonat 1602 rückte er mit einem Heere von ungefähr 3000 auserlesenen Kriegern vor die Mauern der Stadt. Es war drei Uhr Morgens, die Nacht finster und Niemand vermuthete einen 1602
Ueberfall. Schon waren die Leitern in aller Stille an die Mauern gesetzt worden, und 200 Mann waren in's Innere gedrungen; — da wurde dies eine Schildwache gewahr. Sogleich feuert sie einen Schuß los; man ruft Sturm, die Bürger eilen zu den Waffen. Nach einem blutigen Kampfe, in wechem die Genfer siebenzehn der Ihrigen verlieren, wird der Feind geworfen. Das Heer des Herzogs zieht sich besiegt zurück und läßt 300 Savoyarden auf dem Platze. — Zur Erinnerung an diesen von der Vorsehung verliehenen, glänzenden Sieg, welcher die Pläne des savoyschen Hauses vernichtete und die Freiheit der Stadt befestigte, wurde bis auf unsere Tage jährlich eine Denkfeier gehalten (fête de l'Escalade). Das ganze protestantische Europa erhob sich für Genf und bot der Stadt Hülfe an. Von da an lebte Genf während des ganzen Jahrhunderts, wenn nicht in sorgloser Ruhe, wenigstens ruhmvoll und einig. Aber die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts waren das Signal zu langen Zerwürfnissen, die erst unter der Ruthe der Fremden verstummten.

Die Aristokratie, welche bis dahin unter der von Calvin gegebenen nationalen, aber sittlich strengen und ausschließlichen Leitung das Volk regierte, hatte von ihrer frühern Festigkeit verloren, und lebte, wie die von Bern, auf Erinnerungen; die Bürgerschaft hingegen, mit ihrem Wohlstande, welchen in Friedenszeiten die Gewerbsthätigkeit verschafft, hatte an Kenntnissen gewonnen, und es regte sich immer mehr die Sehnsucht nach größerer Macht und größerer Freiheit. Von da an gab es Ansprüche, Forderungen und unvermeidliche Reibungen; der Parteigeist vergiftete Alles. Die Dazwischenkunft der Mitverbündeten, welche von der schwankenden Aristokratie angerufen wurde, entfesselte die Bürgerschaft vollends, und es gab keinen innern Frieden mehr. Die Geschichte Genf's im 18. Jahrhundert ist Nichts, als eine Reihe oft blutiger Kämpfe zwischen der Bürgerpartei oder den Repräsentanten, welche die alten Herrschaftsrechte der Volksversammlung zurückforderten, und

der Aristokratenpartei oder den Negativen, welche, um sich jeder Reform zu widersetzen, unter Bern's und Frankreich's Schutz sich hinter das unumschränkte Antragsrecht verschanzten, das ihnen die Verfassung gab. Dennoch wurde dadurch die materielle oder körperliche Wohlfahrt nicht gelähmt, und Genf glich den Bienen, die bald beschäftigt sind, um zu sammeln, bald sich gegenseitig zu zerstören. Diese traurigen Zwistigkeiten endigten mit der
1794 Nachahmung der blutigen Volksfeste, welche die französische Republik seit der Revolution feierte. Als die Ruhe allmälig wiederkehren zu wollen schien, wurde Genf durch eine französische Truppenabtheilung überfallen und der
April 1798 „großen Nation" einverleibt. Nunmehr theilte die Stadt, als Hauptort des Departement du Léman, bis zum Jahre 1813 das Schicksal der französischen Republik.

Als zu Ende dieses Jahres die Heere der Verbündeten durch die Schweiz zogen, um Napoleon zu stürzen, kam eine östreichische Truppenabtheilung vor die Mauern Genf's. Bei ihrem Heranrücken zog sich der Präfekt zurück; die Besatzung folgte seinem Beispiele. Den Genfern war es gelungen, die Leitung ihres Kultus und ihrer Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten, sowie ihre Gesellschaften zu bewahren. Die Erinnerungen an das alte Vaterland, die Liebe zur Freiheit, sie lebten noch in den Herzen. Sogleich traten einige Bürger, welche an der Spitze des alten Freistaates gestanden und sich im Stillen schon verständigt hatten, als provisorische Regierung zusammen und verkündeten die Unabhängigkeit der Republik. Das geschah am 31. Christmonat 1813. — Diese Unabhängigkeit wurde auf dem Wienerkongreß anerkannt. Ihr kleines Gebiet vergrößerte sich um mehrere Gemeinden, welche von Frankreich und Savoyen getrennt wurden. Die schweizerische Tagsatzung aber erklärte Genf's Aufnahme in die Eidgenossenschaft als 22. Kanton. Einige Tage vorher hatten sich die Genfer eine neue Verfassung gegeben, welche, noch immer in der Hauptsache aristokratisch, bald in freisinniger Weise abgeändert wurde.

Berichtigungen.

Seite	30	Zeile	13	von	oben	lies:	1307.
„	40	„	13	„	unten	„	1332.
„	61	„	8	„	unten	„	gewaltsam
„	65	„	12	„	unten	„	Straßen mit Kieseln pflastern.
„	82	„	19	„	oben	„	1444.
„	84	„	20	„	unten	„	blutigen.
„	111	„	8	„	unten	„	ihn so eben in.
„	141	„	8	„	oben	„	Geschlechterherrschaft.
„	217	„	15	„	unten	„	Schweizers.

Zürich. Druck von J. H. Tellmann.

Zürich. Druck von J. H. Tellmann.

Schön, J. Oswald

Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft für Schule und Volk nach verschiedenen Geschichtswerken in gemeinfaßlicher Weise

Zürich 1861